This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UA
718
.P9
W85

B 1,257,350

B. Wohlfahrt.

Bilder aus dem Friedensleben des altpreußischen Heeres

1768–1806.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

B. Wohlfahrt,
Garnisonpfarrer.

Bilder aus dem Friedensleben
des altpreußischen Heeres

Verlegt und gedruckt bei
Hermann Costenoble
Berlin und Jena
1901

UA
718
.19
W85

Alle Rechte nach dem Gesetz vom 11. Juni 1870,
insbesondere das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

801106-20

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	1
Junker und Kadett	3
Das Avancement	19
Der Dienst	30
Des Dienstes Lohn	46
Kameradschaftliches und geselliges Leben	55
Die Wissenschaft	68
Landeskind und Ausländer	81
Die Disziplin	106
Der Zweikampf	116
Der General	124
In polnischen Garnisonen	142
Die Feldprediger	154
Quellen	167

Vorwort.

In seiner Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg sagt Droysen im Hinblick auf die Zeit, die das Wachsen und Werden dieses so eigenartigen Charakters in der Reihe der preußischen Helden gesehen: „Uns trennt von jenen Zeiten eine so weite Kluft, ein so allseitiger Wechsel aller Verhältnisse und Anschauungen, daß wir kaum mehr als ein ungefähres Gefühl der Atmosphäre gewinnen können, in der jene vielbewegte Jugend verlief.“ Das trifft nicht blos für Jugend und früheres Mannesalter auch der anderen großen Helden aus der Zeit der Befreiungskriege zu, die in der Wiege ja meist noch den Donner der Kanonen des siebenjährigen Krieges gehört, sondern überhaupt für das Friedensleben des preußischen Heeres in der Zeit vom Frieden von Hubertusburg bis zur Katastrophe von Jena. Und zwar lagert dieser verschleiernde Nebel ganz besonders auf der Friedenszeit.

In Kriegszeiten finden sich immer Federn zur Beschreibung auch der Kleinigkeiten, die für ein wirklich treues Bild des Ganzen von höchster Wichtigkeit sind. Weil der Krieg in seinem tiefen Ernst und in seiner großen Bedeutung jedem bewußt ist, gewinnen auch die kleinsten mit ihm zusammenhängenden Ereignisse an Gewicht und werden den nachkommenden Geschlechtern treulich bewahrt. Aber wer hielt damals in der Friedenszeit die kleinen Ereignisse des täglichen Lebens, das nach der Meinung der Beteiligten so überaus einförmig und reizlos sich abspielte, für wichtig genug, sie der Vergessenheit zu entreißen?

Der preußische Offizier pflegte auch damals im Frieden anderes zu thun zu haben, als zu schreiben. Jene Zeiten im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und noch ein gutes Stück in das 19. hinein, waren nicht schreibselig; wenigstens wurden Briefe viel seltener geschrieben als heute, wenn freilich auch Tagebücher weit häufiger geführt wurden als in unseren Tagen. Diese Tagebücher aber, wenn sie nicht der Feder von Männern entstammen, die später an entscheidenden Stellen standen und darum Interesse erweckten, sind nur selten zur Kenntnis weiterer Kreise gekommen.

Vom Friedensleben der preußischen Soldaten jener Zeiten, besonders der „Herren Offiziers“ sich ein wahrheitsgetreues Bild zu machen, ist darum nicht ganz leicht.

Im nachfolgenden ist nun der Versuch gemacht, den preußischen Soldaten, in erster Linie den Offizier, wie er damals in Friedenszeiten lebte, arbeitete und darbte, duldete und sich freute, vorzuführen. Es sollen nicht etwa Phantasiegebilde aus dem Staube der Vergangenheit heraufgezaubert werden — das ist Sache der Dichter, und sie haben vielfach jene Zeit falsch gezeichnet —; es soll vielmehr eine Darstellung gegeben werden, die sich durchaus auf die Selbstzeugnisse preußischer Offiziere jener Zeit oder auf die beobachtender Zeitgenossen und gewissenhafter Forscher gründet.

Vielleicht, daß solcher Blick in vergangene Tage und der ganz von selbst dabei sich aufdrängende Vergleich des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen den heut unter den alten glorreichen Fahnen dienenden Nachkommen jener längst dahingegangenen Helden zum Heil gereichen wird. Möchte solcher Blick ihrer aller Herzen erfüllen mit dem hohen Stolze, sich als Kameraden jener alten Helden fühlen zu dürfen.

I.

Junker und Kadett.

Wenn im alten Sparta die Erziehung der Knaben vor allem anstrebte, aus ihnen tüchtige Verteidiger des Vaterlandes zu machen, so muß die Heranbildung der jungen Söhne des preußischen Adels im 18. Jahrhundert eine spartanische genannt werden. Spartanisch war es vor allem, den Knaben schon in sehr früher Jugend der Familie zu entziehen und dem Gemeinwesen zu übergeben, dem sein Leben hinfort angehören sollte, dem Heere. Zwar geschah das im allgemeinen noch nicht mit siebenjährigen Knaben, bei denen bekanntlich in Sparta die öffentliche Erziehung begann, — die Kadetten freilich waren zuweilen erst 6 Jahre alt, wenn sie die Heimat verließen — aber der zwölfjährige, ja zuweilen schon der zehnjährige Knabe wurde mütterlicher Pflege entrückt und dem rauhen Soldatenleben übergeben.

Echt preußisch war es, schon bevor an wirklichen Eintritt ins Heer zu denken war, den Knaben ins Soldatenleben hineinzuziehen. Der spätere General v. Hüser z. B. nahm als kleiner Junge nicht blos teil an des Vaters Reisen zum Besuch alter Kriegskameraden, sondern auch am Dienst auf der Artilleriehauptwache, wenn diese, damals in Berlin noch von einem Kapitän besetzt, vom Vater bezogen wurde. Der Kleine trug Uniform; mit Pulverfläschchen und Pallasch einhergehend, wurde er von den auf Wache anwesenden Offizieren gehätschelt und gehänselt und bald daran gewöhnt, sich als ein Stück des Heeres zu betrachten. Es wäre sonderbar gewesen, dem Jungen zuzumuten, einen anderen Beruf als den des Offiziers für sich zu wählen. Schon der Vierjährige (1786) betrachtete sich selbst als Soldaten; beim Tode des großen Königs trug er genau wie der Vater die Trauerabzeichen an seiner Uniform.

Das traurige Schreckgespenst einer zu bestehenden Prüfung, durch die der Zugang zum Heeresdienst erst sich öffnete, stand damals noch nicht vor der Seele des jungen Adligen, sie mit Grauen erfüllend. Wie übel es um die Unterweisung des jungen Herrn von Adel auf dem Lande meistens bestellt war, ist ja bekannt. Aber auch in der Stadt aufwachsende adlige Knaben — vor allem also die

Söhne der Offiziere — genossen keineswegs allgemein regelmäßigen Schulunterricht; denn die Schulen standen damals, vielleicht nicht mit Unrecht, im Geruch roher Sitten. Die Hauslehrer aber wechselten oft, und die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Zöglinge ließ schon darum viel zu wünschen übrig.

Unter diesen Umständen war es ganz natürlich, daß die jungen adligen Herren keine besonders hohe Meinung von der Wissenschaft gewannen. „Gottlob, nun brauche ich kein Latein mehr zu lernen", rief der dreizehnjährige von Reiche aus, als er am 8. November 1788 die Nachricht von seiner Annahme beim Regiment Eichmann in Wesel erhielt. Und wie dieser eine, so haben gewiß fast alle anderen auch gedacht; denn welcher Knabe wählte nicht lieber das lustige Soldatenleben in der schmucken Uniform als das Büffeln hinter den verhaßten Lehrbüchern?

Fast alle jene Männer, die in entscheidungsvoller Zeit an wichtiger Stelle im preußischen Heeresdienste gestanden haben, klagten darum über den unzulänglichen Unterricht, den sie in jenen Zeiten vor ihrem Eintritt ins Heer genossen. Die eigne Muttersprache wurde grausam vernachlässigt. Welche Orthographie der große König oder ein Mann wie Blücher schrieb, ist bekannt; beide entstammten freilich noch der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Yorck klagte bitter über seine vernachlässigte Erziehung. „Die verdammten mir's und mich's", pflegte er zu sagen. „Beim Schreiben geht es noch, da macht man einen Zug, und jeder kann es lesen, wie er will; aber beim Sprechen muß man heraus damit."

Viele Junker konnten thatsächlich kaum schreiben und lesen, wenn sie ins Heer traten. Mancher doch über solchen Mangel besorgte Vater ließ wohl den Hofmeister mit zur Garnison ziehen, damit der Unterricht dort fortgesetzt werden konnte, wie das z. B. bei Friedrich Ludwig von der Marwitz der Fall war. Mit ihm, dem 12jährigen, der am 2. Januar 1790 in Berlin als Junker ins Regiment Gensd'armes eintrat, zog der Hofmeister in die Garnison und setzte den Unterricht noch fünf Jahre fort, nachdem inzwischen von der Marwitz zum Offizier befördert worden war. Im Winter litt der Dienst den Unterricht nicht, wohl aber wurde im Sommer fleißig gearbeitet. Indes, der Junker und erst recht der Fähnrich von der Marwitz hatte manchen Spott seitens der Kameraden zu erleiden, denn diesen erschien es doch als eines Soldaten unwürdig, noch unter der Zucht eines Hofmeisters zu stehen.

Mit banger Sorge hat gewiß damals manche Mutter ihren noch zarten Knaben in die ferne Garnison ziehen sehen. Ihrem Einflusse und ihrer Pflege war nun der Knabe entrückt. Die Erziehung, die nun der Nachwuchs des preußischen Adels in der Garnison erhielt, war nicht auf zarte Naturen berechnet; nur kräftige Pflanzen konnten sie aushalten. Die sie aber aushielten, wurden auch tüchtige Männer. So wuchs damals für das preußische Offizierkorps ein knorriges widerstandsfähiges Geschlecht heran, gewiß zum Segen des Vaterlandes.

Wie ein Märchen aus längst vergangenen Zeiten will es uns anmuten, wenn wir hören, was um die Wende des XVIII. Jahrhunderts von einem dreizehn- bis sechzehnjährigen Knaben verlangt wurde. Am schwersten hatten es offenbar die Junker bei der Reiterei. Der oben erwähnte Junker von der Marwitz mag uns selbst erzählen, wie es für ihn, den damals erst dreizehnjährigen beim Regiment Gensd'armes in Berlin bestellt war: „Ich war sehr klein und schwach und noch ein sehr schlechter Reiter. Wie die Exerzierzeit Ende März losging,

wurde es mir unmäßig sauer. Da zu jener Zeit alles Exerzieren mit der frühesten Morgenstunde begann, so mußte ich gewöhnlich schon um halb drei Uhr morgens im Stall zum Putzen sein. Ich mußte also um zwei Uhr von Hause weggehen, aus der Wilhelmsstraße, um zur rechten Zeit im Stalle zu sein, im Akademie-Gebäude, am Ende der Linden. Um halb vier Uhr ging dann alles nach Hause, um sich anzukleiden, um halb fünf war man wieder im Stall zum Satteln, um fünf Uhr wurde ausgerückt, wenn das Regiment im Ganzen vor dem Halleschen Thore, auf dem Felde bei Tempelhof exerzierte. Dahin war beinahe eine Stunde Marsch, eben so viel zum Rückweg, und etwa zwei Stunden zum Exerzieren, so war man um neun Uhr zurück, und nachdem die Parole ausgegeben war, etwa um zehn Uhr zu Hause.

In der ersten Zeit aber, wenn die Beurlaubten erst im einzelnen wieder eingeübt wurden, fing es zwar eine Stunde später an, man ging nach dem Platze im Tiergarten. Da die Mannschaft aber in zwei Abteilungen nach einander herauskam, so kamen wir nicht vor ein Uhr nach Hause, um drei Uhr aber wurde schon im reinen Anzug unter den Linden zu Fuß exerziert, bis halb fünf, und dann von fünf bis sechs abends im Stall wieder geputzt. Man war also von halb vier Uhr morgens bis halb sieben Uhr abends in einer Bewegung, und darunter wenigstens sechs Stunden zu Pferde (denn die Estandarten-Junker mußten zwei Pferde reiten, in jeder Abteilung eins), — es ist also begreiflich, daß dieser Dienst für einen 14jährigen Knaben höchst angreifend war. Bei dem nachherigen Exerzieren zu Pferde im Ganzen fiel das Exerzieren zu Fuß am Nachmittag weg, aber der Stalldienst blieb Jahr aus Jahr ein, abends und morgens, nur daß außer der Exerzierzeit später, und im Winter erst um sechs oder halb sieben Uhr (bei der Laterne) angefangen wurde. Außer der Exerzierzeit war der Dienst sehr leicht. Es ritt täglich nur eine kleine Abteilung, oder exerzierte zu Fuß; der Junker aber war ein für allemal in dieser Abteilung.

Mit meinem Reiten ging es auf diesen großen ungeschickten Pferden erbärmlich. Ungeachtet man mir die gangbarsten aussuchte, so konnte ich sie doch nicht halten, und in der ersten Attacke brach mein Pferd aus dem zweiten Gliede durch das erste hindurch und ging mit mir, die Offiziere vorbei, zu allen Teufeln. Ich hatte dadurch Fuchtel verdient (denen die Junker, wie die Unteroffiziere und Gemeine unterworfen waren) kam aber glücklicherweise mit dem Auslachen davon. Nun wurde mir erlaubt, mein eigenes Pferd zu reiten, welches glücklicherweise ein Schwarzbrauner war. Es war ziemlich klein und ich spielte eine schlechte Figur auf dem Flügel des zweiten Gliedes neben einem fünfzölligen Pferde und großen Kerl. — Wie es gegen die Revue kam, sollte ich, meinem eigentlichen Dienste gemäß, die Standarte führen und wurde nun mit selbiger wieder auf ein großes Dienstpferd gesetzt. Dummerweise hatte man mir aber (weil ich so klein war) den Standartenschuh weit kürzer geschnallt als gewöhnlich. Sie bekam dadurch ein großes Uebergewicht, und da es unglücklicherweise den Tag sehr windig war, so konnte ich sie nur mit der größten Anstrengung halten, und nach der ersten Attacke gegen den Wind war ich dermaßen erschöpft, daß ich dem Rittmeister sagen mußte, es sei völlig aus mit meinen Kräften. Wie er mich leichenblaß und schweißbedeckt sah, konnte er nicht daran zweifeln und ließ mich sie dem Unteroffizier übergeben, der sie bisher geführt hatte. Ehe wir damit fertig werden konnten, wurde schon wieder abgeschwenkt, und nun hörte man den

Regiments-Kommandeur rufen: „Wo ist denn die Standarte der zweiten Schwadron geblieben?“ Da indessen im nächsten Augenblick die Standarte auf ihrem Platze erschien, so ging das Exerzieren ruhig vorüber. Es konnte aber nicht unbemerkt bleiben, daß ich sie hinausgeführt hatte, und daß sie nun in anderen Händen war. Es wurde daher allgemein geglaubt, ich hätte sie fallen lassen. Dies wäre eine Beleidigung der Ehre des Regiments gewesen, und keine Macht in der Welt hätte mich trotz meiner Jugend und Schwäche vor der Strafe retten können. Es begann also ein scharfes Examen, welches aber auf das Zeugnis des Rittmeisters ohne Folgen blieb.

Ich hätte mich nicht beschweren können, wenn ich ausgehauen worden wäre, denn hätte ich mich von Anfang an darum bekümmert, wie der Standartenschuh sitzen muß, was meine Schuldigkeit war, und hätte ihn gehörig geschnallt so hätte die Standarte nur ein so geringes Uebergewicht gehabt, daß ich sie hätte halten können.“

Schwer war auch für den Junker der Dienst bei der Infanterie. Zwar mochte hier der doch für einen Knaben von oft noch nicht vierzehn Jahren so nötige Schlaf etwas reichlicher zugemessen sein, als für die Kameraden von der Reiterei, aber oft genug galt es auch hier seiner zu entbehren. Unsere heutigen Tertianer und Sekundaner würden sich gewaltig wundern, wenn ihnen eine Zeiteinteilung zugemutet würde, wie z. B. dem jungen von Boyen, (nach der Katastrophe von 1806 Mitarbeiter Scharnhorsts und später Kriegsminister). Im zwölften Jahre „eingeschrieben“,*) war ihm zunächst noch gestattet, ohne Dienst zu thun, die Uniform des Regiments zu tragen und Sonntags auf der Parade zu erscheinen. Noch nicht dreizehn Jahre alt, mußte er den Fahneneid leisten,

---

*) D. h. in der Stammrolle des Regiments eingetragen. Verbindungen mit einflußreichen Offizieren ermöglichten es häufig, daß Knaben, die noch lange nicht zehn Jahre alt waren, doch bereits in den Listen eines Regiments als Junker eingeschrieben wurden. Von dem Tage des Einschreibens datierte dann ihre Anciennität; ja sie konnten sogar zu Offizieren befördert werden, obgleich sie vom Dienst so gut wie nichts gelernt hatten und noch die Schule besuchten. Ein bestimmtes Alter war nämlich für den Eintritt ins Heer nicht vorgeschrieben. Der oben erwähnte von Hüser wurde, erst acht Jahre alt, 1791 als Gefreiten-Korporal im Regiment des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, eines persönlichen Gönners seines Vaters, eingeschrieben, sodaß er nun das Recht hatte, die Uniform zu tragen; auch wurde der kleine v. Hüser von seinem Regimentschef, wie es üblich war, des Sonntags zum Diner geladen (Hüser, S. 12).

Dieses Unwesen — denn so muß es genannt werden — hat aber in der preuß. Armee nie die Ausdehnung gewonnen wie anderwärts, besonders in den deutschen Kleinstaaten. Wie es in dieser Beziehung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Pfalz-Bayern aussah, läßt folgende Ausführung erkennen, die wir in der Geschichte des Königlich Bayrischen I. Chevauxlegers-Regiments von Hutter finden: „Protektion und Stellenverkauf standen der Beförderung nach Anciennität und Verdienst vielfach im Wege. Es kam vor, daß die Frau eines hochstehenden Offiziers, wenn sie gesegneten Leibes war, durch Protektion oder Gold für das noch nicht geborene Kind ein Offizierspatent sich erwarb; kam statt des erwarteten Knaben ein Mädchen zur Welt, so genossen die Eltern nichts destoweniger die aus dem Patent resultierende Einnahme. Offizierssöhne hatten nicht selten bei der Kompanie ihres Vaters einen Gemeinen-Platz d. h. Löhnung und Brot. Der Cornett Cabillau unseres Regiments bekleidete bereits als vierjähriger Bub diese Stelle. Der Cornett Graf Törring-Seefeld avancierte mit Uebergehung der Zwischenchargen zum Rittmeister. Der 20jährige Nobili Paulus Graf Mezanelli kaufte sich als Rittmeister ins Regiment und wurde der Vormann des Rittmeisters von Lachenmeir, der im Regiment schon 19 Jahre gedient hatte.“ Noch un-

und nun begann für ihn des Dienstes unerbitterliche Strenge. Im Regiment Anhalt in Königsberg 1784 begann Boyens eigentliche militärische Laufbahn. Er erzählt*): „Meine neue Laufbahn und die mir auferlegten Pflichten umfaßte ich mit einem freudigen Eifer, sodaß mir bald das Wohlwollen meiner Vorgesetzten dafür zu teil ward, und dies mich wieder bey meiner großen Empfänglichkeit für derartige Auszeichnungen zu neuen Anstrengungen reizte. Der tägliche Dienst ward übrigens damahlen und biß zum Tode Friedrichs mit Großem Ernst ausgeführt. Gewöhnlich mußte der Frey-Corporal, dieß war die Benennung der in den Dienst getretenen jungen Edelleute, des Morgens um sieben Uhr bey dem Rekruten-Exerzieren erscheinen. Dieß dauerte biß neun, von wo es zur Wacht-Parade ging, die um elf Uhr endete, und des Nachmittags gab es Unterricht bey einem Ingenieur-Offizier in der Geometrie und im Plan-Zeichnen. Jeden vierten Tag zog man auf die Wache, und alle sieben Tage ungefähr hatte der Frey-Corporal das Compagnie-Visitieren, wo man den größten Teil des Tages zur Aufsicht auf die vielen unsicheren oder liederlichen Ausländer biß spät in die Nacht auf der Straße seyn und bei Tages-Anbruch bey der Reveille dieses Geschäft aufs Neue anfangen mußte. So beschwerlich dieß auch zuweilen in der rauhen Jahreszeit seyn konnte, so kann ich wohl sagen, daß ich nicht allein es immer freudig erfüllte, sondern ich glaube auch, daß hier, da man es für unziemlich gehalten hätte, einen Mantel oder Ueberrock bei dem Dienst anzulegen, der Grund zu meiner gottlob festen Gesundheit gelegt ward."

Von eigentlichen Felddienstübungen konnte damals kaum die Rede sein. Abgesehen vom Exerzieren galt als eine der wichtigsten Arten des Dienstes der Wachtdienst. Auf jede Offizierwache zogen zwei Unteroffiziere auf. War der Junker der ältere Unteroffizier auf Wache, so führte er — natürlich unter dem Offizier — das Kommando über die Mannschaften. Der Dienst war, wenn auch verantwortungsvoll, da jeder Fehler im Wachtdienst strengste Ahndung erfuhr, doch nicht gar zu mühevoll. Anders, wenn den Junker das Los traf, als jüngerer Unteroffizier auf Thorwache zu sein. Den ganzen Tag mußte er dann unter dem Thore stehen, jeden ein- und auspassierenden Fremden, sowie alle Fahrposten anhalten und je nach den Umständen weiter zum Kommandanten schicken. Auch mußte sorgfältig darauf geachtet werden, daß nicht etwa Soldaten in Verkleidung die Stadt verließen; jeder irgend Verdächtigte mußte bis nach erfolgter Aufklärung festgehalten werden. Man sieht — dem Junker war kein leichter Dienst beschieden. That der Junker seine erste Wache, so war es Herkommen, daß er die Mannschaften bewirtete, indem er ihnen Branntwein und Weißbrot reichte; auch war es üblich, daß er ihnen zutrank. Die Mannschaften pflegten dann auf das Wohl des „Herrn Barons" zu trinken, denn so nannte der gemeine Mann den Junker; erst der Empfang des Portepees brachte ihm die Anrede „Herr Fähnrich". Obgleich Jahre hindurch im Dienste durchaus jedem anderen Unterroffizier gleichgestellt, wurde der Junker vom gemeinen Mann doch niemals

---

geheuerlicheres läßt sich hier von der Beamtenschaft berichten. So bekleidete z. B. ein Fräulein die Oberforstmeisterstelle zu Burglengenfeld. Kleinen Kindern wurde die Anwartschaft sogar auf Gerichtsstellen und Professuren zugesichert. Das Hofgericht in Mannheim hieß zu Zeiten spottweise „das jüngste Gericht" weil es gerade eine große Anzahl minderjähriger Mitglieder zählte. (Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh., I, S. 85.)

*) Boyen, S. 9 f.

als gewöhnlicher Unteroffizier angesehen; der Grenadier achtete und ehrte in ihm vielmehr stets den künftigen Offizier. Hier zeigte sich ein großer Unterschied zwischen preußischem und sonstigem deutschen Heerwesen. Es wäre im preußischen Heere schon damals unerhört gewesen, daß etwa die Wachtmannschaften ihrem Offizier das Frühstück stellten, wie es noch 1806 — vielleicht auch noch viel später, — anderwärts vorkam.

Wie und wo lebte der Junker, wenn endlich des Dienstes Mühsal das Ende erreicht hatte? In vielen Fällen war er, was seine Wohnung betrifft, viel schlechter untergebracht, als heut des Leutnants Bursche. Als der dreizehnjährige von Reiche 1788 in Wesel ins Regiment Eichmann eintrat und das Glück hatte, bei einem älteren Bruder — einem Offizier — Aufnahme zu finden, wurde dem jungen Herrn seine Schlafstelle auf dem Boden unter dem Dache angewiesen; und dieses Dach war so wenig dicht, daß der Schlafende vor Schnee und Regen nicht gesichert war. Das Schlimmste aber war jedenfalls, daß der Bursche des Bruders, ein schon älterer Mann, „ein Ungar, der nach Taback und Branntwein roch" diese Behausung mit dem Junker zu teilen hatte; ja nicht das allein: das einzige in der Kammer stehende Bett mußte beiden zur Schlafstätte dienen. Was wunder, daß unter solchen Verhältnissen dem jungen von Reiche alle Lust am Soldatenstande vergehen wollte, und daß er am liebsten sogleich wieder die Heimreise angetreten hätte.

Boyen erging es ähnlich. Im Regiment von Anhalt in Königsberg nämlich war es Sitte, daß die Junker zu einem Feldwebel, Unteroffizier oder selbst einem tüchtigen Gemeinen ins Quartier gelegt wurden. Der alte Unteroffizier Malessa, zu dem Boyen kam, gewöhnte ihn sogleich daran, Bequemlichkeiten zu entsagen und sich selbst zu bedienen. Boyen schlief mit zwei Soldaten in derselben Kammer.

Daß die Junker bei Verwandten Unterkunft fanden, war nur ausnahmsweise der Fall. Mancher, wie v. Müffling in Halle, war in einer Familie als Pensionär untergebracht; vielfach wohnten die Junker beim Feldprediger. Das mochte günstig für sie sein. In den meisten Fällen freilich mußten sie auf eignen Füßen stehen. Der Junker von Holleben, der 1798 in seinem vierzehnten Lebensjahre in das damals in Ansbach garnisonierende Regiment von Laurens Nr. 56 eingetreten war, wohnte in der Kaserne und erhielt die Kost von der Frau des Feldwebels. Als Sonntagsgericht gab es schwarze Leberklöße.

Besser ging es dem Junker von Wachholtz im Regiment von Klincowström in Brieg. Er hatte am 1. April 1798, eine Stunde nach seiner Konfirmation, den Fahneneid geleistet. Das mit einem jungen Offizier, dem Fähnrich von Dungern, geteilte Quartier bestand zwar auch nur aus einem Stübchen ohne Gardinen und Sofa, nur mit Tisch und Stühlen ausmöbliert, und einer Bodenkammer für den gemeinsamen Burschen; Wachholtz berichtet aber ausdrücklich, daß er damit besser daran war, als viele seiner Kameraden, da er doch über ein eignes Bett verfügte.

Allgemein ist die Klage über die traurigen äußeren Verhältnisse der Junker. Die Besoldung war eine gar zu karge. Wer nicht von Hause namhaften Zuschuß hatte, konnte unmöglich anständig leben. Unter verschiedenen Vorschlägen, die Friedrich Wilhelm II. und nach dessen Tode Friedrich Wilhelm III. zur Verbesserung der Lage der Armee unterbreitet wurden, ist auch der Notlage der

Junker gedacht. Der Oberstleutnant Lecoq verfaßte über diesen Gegenstand 1797 eine Denkschrift, in der die Erhöhung der Löhnung des Junkers auf sechs Thaler monatlich ins Auge gefaßt wurde. Wir staunen, wenn wir bei dieser Gelegenheit hören, daß damals thatsächlich dem Junker monatlich nur drei Thaler 1 Sgr 6 Pf. zukamen. Das war bei den auch vor 100 Jahren nicht mehr ganz billigen Lebensverhältnissen — besonders in den größeren Garnisonen — zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig!

Wie mag es der Junker angefangen haben, mit so geringem Gehalt auszukommen? Der schon mehrfach erwähnte Junker von Reiche in Wesel hat uns sein Budget aufbewahrt. Er giebt an 3 Thaler 20 g. Gr. — das sind nach heutigem Gelde 11,50 M. — an Löhnung und Quartiergeld (Servis) erhalten zu haben. Nach dem in Wesel geltenden Cleveschen Gelde betrugen die laufenden monatlichen Ausgaben für:

Beköstigung	3	Thlr.	20	Stüber.
Wohnung	2	„	26	„
Zulage an den Burschen . . .	1	„	—	„
Wäsche	—	„	45	„
Privatunterricht	2	„	—	„
Summe	9	Thlr.	31	Stüber.

In preußischem Gelde waren das 8 Thlr. 1 g. G. 8 Pf. Damit aber war das Diensteinkommen um 4 Thlr. 5 g. Gr. 8 Pf. überschritten. Um diesen Ausfall zu decken und noch anderweite zufällige Ausgaben bestreiten zu können, erhielt von Reiche zusammen mit seinem Bruder monatlich drei Friedrichsdor Zulage von Hause. Von dieser Zulage aber nahm der ältere Bruder, der, wie es scheint, kein besonders guter Haushalter war, den Löwenanteil für sich. Angenommen auch, von Reiche erhielt wirklich monatlich für seine Person 1 1/2 Friedrichsdor, so werden doch die Sprünge nicht so groß gewesen sein, die er damit machen konnte, da auch mit Zuhilfenahme von Löhnung und Quartiergeld (Servis) monatlich doch nur 34 M. auszugeben waren. Nach der oben angegebenen Einteilung seines Geldes blieben für „anderweite zufällige Ausgaben", d. h. also wohl für Bier, kleine Toilettengegenstände u. s. w. monatlich nur etwa 10 M. Was würden dazu die Fahnenjunker und Fähnriche von heut sagen? Freilich jene Junker waren Knaben, und unsere Fahnenjunker und Fähnriche sind junge Männer von mindestens 17—18 Jahren. Aber der Junker erreichte als solcher dieses Alter auch, und selbst wenn er Offizier wurde, sah es mit seinem Einkommen traurig genug aus.

Die Zulage von 1 1/2 Friedrichsdor muß übrigens als eine reichliche angesehen werden, denn der oben erwähnte Junker von Wachholtz erhielt nur 6 Thlr. und sagt, daß das schon „sehr anständig" gegolten habe. Allerdings stand Wachholtz in Brieg, wo es billiger war als in Wesel. Wachholtz zahlte für seine Wohnung monatlich nur einen Thlr., von Reiche mehr als das Doppelte.

Die Junker, die von Hause aus arm waren — und das waren ganz gewiß die meisten — waren darauf angewiesen, mit Unteroffizieren und Gemeinen die Menage zu teilen. Jedenfalls lag hierin die große Gefahr, daß die Junker auch vieles von der Denkungsart dieser Leute annahmen und dadurch die Eigenschaft verloren, einst über ihnen stehen zu können. Der große König hatte sich nicht

verhehlt, daß der Verkehr der Freikorporale mit den Gemeinen von üblen Folgen für „die Ambition“ der künftigen Offiziere sein könnte, aber eine Aenderung ihrer Stellung wurde doch nicht vorgenommen; denn andererseits lag der Vorteil doch klar auf der Hand, daß nur durch solchen engen Verkehr der künftige Offizier einen treuen Einblick in die Lebensweise und Denkungsart seiner Untergebenen gewinnen konnte. Manches kraftvolle vielversprechende Leben mag freilich damals durch die Ungunst der Verhältnisse zu Grunde gegangen sein. Wer aber aus der Zeit seines Junkerlebens den Adel der Gesinnung, die Festigkeit des Willens hinüberrettete in die Zeit, da er als Offizier dem Könige und dem Vaterland seine Dienste leisten durfte, von dem war auch mit Recht Tüchtiges zu erwarten.

Das Offizierkasino, das heut dem Fahnenjunker und jungen Offizier seine Pforten öffnet, war damals noch nicht vorhanden. Die Offiziere hatten zumeist beim Kompaniechef ihren gemeinsamen Tisch. Aber der Junker nahm daran nicht in allen Fällen teil; und war dies der Fall, so sorgte man auch hier dafür, daß die jungen Leute nicht verwöhnt wurden, denn „der Fähnrich und der Junker mußten, wenn der Braten kam, sich empfehlen. Nur wenn man Leutnant war, hatte man das Recht, Braten zu essen,“ so sagt ein Gewährsmann, der seine eignen Erfahrungen aus jenen Tagen mitteilt.

Sehr gastfrei zeigten sich in den meisten Fällen die höheren Offiziere. Besonders nahmen Kommandeur und Chef des Regiments sich der Junker freundlich an; an ihren Tischen erschienen die jungen Offiziere und Junker sehr häufig, mindestens aber so gut wie regelmäßig des Sonntags, als Gäste.

Mag es auch im allgemeinen für die Junker von großem Segen gewesen sein, wenn ihnen durch die Berührung mit den Familien der Vorgesetzten Gelegenheit geboten wurde, eine andere Luft zu atmen als die der Kaserne, eine andere Ausdrucksweise zu hören als die auf dem Exerzierplatz übliche, so war doch auch wieder die Gefahr vorhanden, daß sie an ihrer Frische Schaden litten, wenn die Häuser der Vorgesetzten so beschaffen waren, wie das des Obersten von Cornerut in Brieg. Das Bild, das uns von dem Hauswesen dieses preußischen Offiziers aus dem Ende des 18. Jahrhunderts entrollt wird, ist zu bezeichnend für die damals gewiß vielfach obwaltenden Verhältnisse, als daß wir uns enthalten könnten, es hier mitzuteilen:*)

„Der alte Oberst des Regiments und seine ebenso bejahrte Gattin, ein gutmütiges Mütterchen, waren kinderlos. Um diese unbehagliche Einsamkeit einigermaßen zu erheitern, wurden wir beide nebst noch einem Offizier regelmäßig jeden Tag von ihm zum Essen eingeladen. Der Grund, weshalb er uns nicht sagte, daß wir ein für allemal freien Tisch bei ihm hätten, ist mir heute noch unerklärlich; dennoch erfolgte jeden Tag die Einladung, aber meist nur durch eine Pantomime: indem der alte Herr auf der Parade in einiger Entfernung bei uns vorüberging und mit dem Finger und Stockknopf auf den geöffneten Mund wies, welchen Gestus wir mit einer stummen unterthänigen Verbeugung erwiderten. Noch schwebt die Gestalt des guten Obristen lebhaft mir vor den Augen, wie er, nach so erfolgter Invitation die Stulpenhandschuhe durch das Degenkoppel gesteckt, mit der rechten Hand das lange spanische Rohr mit eigentümlichem Schwunge von Distance zu Distance weitersetzte, während die linke, den Zopf umfassend,

*) Wachholtz, S. 36 ff.

auf seinem Rücken ruhete — ein Bild stolzer Behaglichkeit, nach seinem Hause zurückkehrte.

Der ganze Haushalt und das Leben, welches die beiden alten Leute führten, trug einen eigentümlichen Charakter. Sie wohnten in einem recht geräumigen Hause ganz allein; aber dennoch beschränkten sie sich auf eine einzige Stube, in der sowohl alle häuslichen als dienstlichen Geschäfte abgemacht wurden. Ein eschener Schreibtisch mit zwei Klappen ohne Aufsatz, über welchem ein runder, kleiner Spiegel hing, ein mit Wachstuch überzogener Tisch, auf dem ein Schreibzeug und einige Papiere — fast das ganze Regimentsbureau — lagen, ein Sofa mit Rohr geflochten, sechs dergleichen Stühle, ein mit blauer Leinwand überzogener Lehnstuhl, ein tannener Schrank und ein Eßtisch waren das Möblement dieser Stube, ein Dutzend mächtiger Meerschaumköpfe an langen Röhren, die auf einem an die Wand geschlagenen Stück Wachstuch hingen, und ein Käfig, in welchem ein Star hüpfte, der ganze Schmuck. In der einen Nebenstube zur Rechten erblickte man das Himmelbett der Frau Oberistin, in der gegenüberliegenden zur Linken eine Reihe hoher, steifer Stulpenstiefel. Schlag zwölf Uhr ward zu Mittag gespeist. Dicht neben unserem Tische in der Mitte des Zimmers, vorn am Ofen, war stets noch ein kleinerer Tisch gedeckt, an welchem die alte Kammerjungfer Christel mit ihrem Neffen, dem Sohne der Köchin, einem Burschen von zehn Jahren, ihre Mahlzeit einnahmen. Die Gerichte bestanden aus Suppe, Gemüse und Fleisch; Sonntags kam hierzu noch ein Braten. Dem Herrn, so nannte den braven Oberisten das ganze Haus, wie auch seiner Gemahlin, ward natürlicherweise von allem zuerst und das Beste gereicht. Dann traf uns die Reihe und zuletzt den Katzentisch. Am Schlusse eines jeden Mahls kam eine Bouteille Stettiner Franzwein, aus der jeder von uns zwei Gläser eingeschenkt erhielt. Nach eingenommener Mahlzeit rückte der Oberst mit seinem Stuhle bis an den Schreibtisch zurück und nickte zu einem kurzen Schläfchen ein, während dessen wir uns mäuschenstill verhielten. Nach ungefähr einer Viertelstunde fuhr er auf und rief: „Christel!“ Diese stopfte dann eine der großen Meerschaumpfeifen, schlug Feuer und steckte die Pfeife, sie selbst anrauchend, dem alten Herrn in den Mund, holte, nachdem sie solches vollbracht, eine Tasse Kaffee, kühlte den Trank in der Untertasse ab, trat vor ihn und flößte ihm, ohne daß er die Hände rührte, denselben ein. Den Gästen war jedoch des Alltags kein Kaffee gereicht; wir erhielten nur Sonntags eine Tasse. Hatte der Herr in seiner Bequemlichkeit die ihm vorgehaltene Schale ausgeschlürft; so rief er „Karten!“ — Ein Spieltisch ward vor ihn geschoben und Tarock bis acht Uhr abends gespielt. Wir gaben uns dann die gewonnenen Marken freundschaftlich zurück und erhielten ein Butterbrot, welches mit Fleisch belegt war. Nachdem der Alte noch ein Pfeifchen geraucht und entweder von einem Aufenthalt in Hamburg, woselbst er zehn Jahre auf Werbung gestanden, oder von Jagdabenteuern uns erzählt hatte, wobei mir oft das Unglück begegnete, einzuschlummern, rief er: „Gute Nacht, meine Herren!“ Wir steckten dann die Degen an, küßten schlaftrunken der gnädigen Frau die Hand, und empfahlen uns in Unterthänigkeit.“

Wurde der Junker dienstlich vollkommen als Mann behandelt, selbst wenn er ganz gewiß in seiner geistigen und körperlichen Entwickelung, seinen Lebensjahren entsprechend, noch ein Kind war, so zeigte sich das auch im Aeußeren des jungen Soldaten. Nach den von Augenzeugen gegebenen Schilderungen kann

man sich eigentlich kaum etwas Lächerlicheres denken, als einen zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben in der Uniform von damals. Unter Friedrich dem Großen waren die einzelnen Kleidungsstücke des gemeinen Mannes so knapp bemessen, daß ein natürliches Bewegen der Glieder fast unmöglich war. Die Weste z. B. war nur Schein; sie bestand aus einem möglichst knapp zugeschnittenen Stück Zeug, das nicht etwa um den Oberkörper herumging, sondern nur die Brust deckte, sie wurde an der inneren Seite des Rockes angeknöpft. Vieles war unter Friedrich Wilhelm II. gebessert worden. Als besonders wohlthuend empfand man auch die Abschaffung der blechernen Füsilier- und Grenadiermützen, an deren Stelle zweikrämpige Hüte getreten waren. Aber trotz alledem war doch die Uniform noch sehr unzweckmäßig. Die steife Halsbinde machte es unmöglich, den Kopf nach rechts oder links zu bewegen, zwang auch zu einem erhöhten Tragen des Hauptes. Das hochnäsige Wesen, dessen man den „preußischen Junker" noch heute beschuldigt, vielleicht weil er vor hundert Jahren hocherhobenen Hauptes umherzugehen gezwungen war, mag sicherlich damals dem einzelnen sehr oft fern gelegen haben; aber die Nase mußte nun einmal hoch getragen werden, und ein unaufhörliches äußeres Herabsehen auf die Zivilisten mag da gewiß oft genug auch das innere, d. h. den Hochmut und das Protzigthun, nach sich gezogen haben.

Der dreizehnjährige Junker Ludwig von Hüser, Stiefbruder jenes oben schon erwähnten, muß wegen seiner auch für sein Alter kleinen Gestalt recht lächerlich ausgesehen haben. In Berlin einhergehend, konnte eine ihm begegnende Dame sich nicht enthalten auszurufen: „Welch' ein Soldatenpüppchen! Auf einem silbernen Teller zu präsentieren!" Eine mit Obst handelnde Hökerin aber gab ihrer Ansicht einen drastischeren, echt berlinischen Ausdruck als der Junker an ihrer Bude Aepfel kaufen wollte und sich erlaubte, Ausstellungen an Ware und Preis zu machen. „J seh' doch Eener," rief sie ihm nach, „so'n Endeken Milletär! dem schlag ick mit de Metze uf's Hauptquartier, det de janze preusche Armee wackelt!"

Da der Junker Unteroffizier war, führte er auch noch nicht die Waffe des Offiziers, das Sponton, sondern die des Unteroffiziers, das sogenannte Kurzgewehr, das diesen Namen mit Unrecht trug; denn es war ein neun Fuß langer Spieß, der mit gekrümmtem Arm, zwischen Daumen und Zeigefinger, an die linke Hüfte gepreßt und senkrecht getragen wurde. Der nicht sehr kräftige Junker wurde von der Schwere dieser für ihn ganz unzweckmäßigen Waffe fast erdrückt.

Außer der Waffe an der Seite trugen die Junker als Zeichen ihrer Würde noch einen gewaltigen Rohrstock; und sie müßten nicht eben noch Knaben gewesen sein, wenn sie ihren Stock niemals zu dem angewendet hätten, wozu doch allgemein der Stock dient. Das Bestreben, sich über die Umgebung nach Möglichkeit zu erheben, zog der Junker gewissermaßen mit seiner Uniform an. Schaute er doch das Gleiche bei seinen Vorgesetzten und litt er doch selbst darunter. Der Leutnant sah im Junker geflissentlich nichts anderes als einen Korporal. Ein Zeichen besonderen Wohlwollens und großer Herablassung war es, wenn der Leutnant den Junker aufforderte, mit auf die Wache zu kommen. Den Gruß des Junkers erwiderte der Leutnant nicht etwa mit Abnehmen des Hutes*),

*) Das Abnehmen des Hutes wurde im Jahre 1792 abgeschafft.

sondern nur mit herablassendem Kopfnicken, wie ein Gewährsmann aus jenen Tagen zu erzählen weiß.

Die Uniformen der Regimenter waren damals sehr verschieden, indem für jedes Regiment eine bestimmte Farbe der Aufschläge und Kragen an den dunkelblauen Röcken vorgeschrieben war. Von Reiche in Wesel trug als Junker im Regiment Eichmann rote Aufschläge und blauen Kragen, Wachholtz in Brieg hatte einen gelben Kragen. Die langschößige Weste und die engen bis zu den Knieen reichenden Beinkleider waren weiß; die Kamaschen von schwarzem Tuch und mit 18 kleinen Messingknöpfen an jeder Seite besetzt. Der Säbel hing an einem zwei Zoll breiten weißledernen Koppel, das von den Unteroffizieren und Gemeinen über, von den Offizieren unter der Weste um den Leib geschnallt war. Auf der vordern Klappe des Hutes trugen die Musketiere den verschlungenen Namenszug des Königs, die Grenadiere eine flammende Granate aus Messing. Die Handschuhe der Offiziere und Unteroffiziere waren weiß und mit breiten Stulpen versehen.

Die höchste Sorgfalt wurde dem Haupte des Soldaten gewidmet und an ihm wiederum als einem besonderen Heiligtum dem Zopf. Indes — hiermit stand der Junker nicht als etwas besonderes da; die Sorge für das Haupt und besonders den Zopf war eine jedem Soldaten vom König bis hinab zum jüngsten Rekruten und Junker auf dem Herzen liegende. Wir wollen darum auch dieses wichtigen Gegenstandes in einem späteren Kapitel gedenken.

So eng nun auch die Uniform von damals die Bewegungsfreiheit des jungen Soldaten einschnürte, so kurz die freie Zeit ihm zugemessen war, so gering die Besoldung — das Leben des Junkers verlief doch nicht freudlos. Der jugendliche Sinn ließ die harmlose Fröhlichkeit nicht vermissen, wenn die jungen Kameraden einander besuchten oder auch wenn auf Wache der Junker mit älteren Offizieren zusammen war. Bei den denkbar einfachsten Genüssen, bei einem Butterbrot mit Käse und dünnem Bier war man doch fröhlich und heiter, vielleicht fröhlicher als oftmals heut unsere Jugend im Heere; denn die Ansprüche sind heutzutage doch andere geworden, der Gaumen viel verwöhnter, die Genußfähigkeit darum entschieden vermindert.

Immer freilich blieb die Fröhlichkeit auch nicht harmlos. Das junge Blut wollte austoben. Hierin ist es vor hundert und mehr Jahren genau so gewesen wie heut. Aber die Ahndung war eine ganz andere, viel strengere. Des Dienstes unerbittlicher Ernst forderte es, daß jedes Versäumnis gestraft wurde. Und der Junker war nicht Offizier. So fühlte er die Fuchtel. Jeder Vorgesetzte hatte das Recht, auf der Stelle die Fuchtel auch über den Junker zu schwingen. Ob adligen Blutes oder nicht: versäumte Pflicht im Dienst — und handelte es sich auch nur um eine kleine Unachtsamkeit — hatte die Fuchtel zur Folge. Kamen außer Dienst Ungehörigkeiten vor, so gab es Arrest. Und das galt keineswegs als Schande. Wohl aber war „négligence“ im Dienst nach des Junkers Gefühl schon damals etwas Verächtliches. Mit großem Selbstgefühl wies wohl ein älterer Offizier auf seine Junkerzeit mit den Worten zurück: „Ich habe sechzehnmal auf der Hauptwache gesessen, aber nie wegen négligence im Dienst, immer wegen Exzesse.“

Aus der ganzen Einrichtung des Junkertums geht hervor, daß der Regimentschef mit der denkbar größten Freiheit bei der Auswahl des Offiziersersatzes

verfahren durfte. Lebensalter, Körpergröße, das Maß des etwa erworbenen Wissens — nichts von alle dem war durch irgend ein königliches Dekret für die anzunehmenden Junker festgelegt. Daß im allgemeinen nur junge Leute von Adel angenommen wurden, ist selbstverständlich.

Eine geregelte Vorbildung zum Offizier wurde indes vielen jungen Adligen durch das Kadettenhaus zuteil. Diese Anstalt war für Preußen durch Friedrich Wilhelm I. 1717 gegründet worden. Die Söhne armer Adliger sollten durch das Kadettenhaus den Zugang zum Heeresdienst erhalten; streng wurde auch daran festgehalten, daß nur Adlige als Kadetten Aufnahme fanden. Und es gab in jener Zeit unter dem ländlichen Adel bittere Armut. Kam es doch noch zu Zeiten des großen Königs vor, daß die Jungens selbst flehentlich um Aufnahme ins Kadettenkorps baten, da bei ihnen zuhause kein Brot für sie vorhanden sei.

Das freilich gewährte das Kadettenhaus und zwar recht reichlich bemessen, ebenso den nötigen Drill für den künftigen Soldaten; auch auf strengste Sauberkeit ward gehalten; findet sich doch in den ältesten Etats des Kadettenkorps ein Betrag angesetzt, mit welchem eine zur „Reinigung der Cadets" angewiesene Frau besoldet wurde; diese Frau hatte die Köpfe von 130 Kadetten sauber zu halten und bekam monatlich einen Thaler dafür. Die notdürftigsten Kenntnisse im Lesen, Rechnen und Schreiben und ein wenig Französisch dünkten dem Soldatenkönig genug des Wissens für seine Offiziere. Bezeichnend ist es, daß bis zum Jahre 1740 der Lehrer für das Rechnen fünf Thlr., der Fechtmeister aber 29 Thlr. im Monat als Gehalt bezog. Scharf, wie im Heere, waren auch für die Kadetten die Disziplinarstrafen. Das Krummschließen z. B. war eine Strafe für kleinere Vergehen; schwerere wurden furchtbar geahndet, die Schuldigen kamen „an die Karre" nach Spandau oder Küstrin! Unheimlich erscheint uns das noch vorhandene Verzeichnis der vorhandenen Strafmittel, allerdings aus dem Jahre 1717 „vier lange und sechs kurze Ketten, sechs Beinschellen, vierzehn Handschellen und zehn Schlösser". In allen Beziehungen besser wurde es unter dem großen König. Wenn auch immer noch das Kadettenkorps in erster Linie den Drill vermittelte, so wurde doch auf Geistesbildung offenbar mehr Wert gelegt als früher. Wie günstig war der geordnete Unterricht für so manchen Jungen vom Lande! Viele Kadetten konnten bei ihrer Aufnahme nicht im geringsten lesen oder schreiben und hätten es daheim vielleicht nur sehr notdürftig gelernt. Als 1752 das Kadettenhaus 31 Kadetten aus Pommern erhielt, die noch ganz jung, blutarm und völlig unwissend waren, beschwerte sich der Kommandeur, Oberst von Oelsnitz, und bat, die künftige Auswahl möchte doch ihm überlassen werden; aber der große König sah die Sache aus anderem Gesichtspunkte an, denn hinsichtlich des Umstandes, daß die Ankommenden weder schreiben noch lesen konnten, äußert der König: „daß es also die höchste Zeit gewesen sei, diese jungen Leute von Hause wegzunehmen, weil sie sonst ganz und gar verbauert sein würden, und daß Oelsnitz für ihre Edukation nur um so mehr besorgt sein müßte."

Eine ganz besonders schwierige Aufgabe war es für das Kadettenkorps, die jungen Adligen aus den polnischen Gebieten an preußische Zucht, Ordnung und Sauberkeit zu gewöhnen. Welche Armseligkeit, Unordnung und Unsauberkeit im polnischen Adel damals herrschte, ist ja bekannt. Besonders um die Polen für den preußischen Heeresdienst tauglich zu machen, war die Voranstalt in Kulm und später die in Kalisch begründet worden. Wenn man bedenkt, daß die mehrfach

durch zwangsweise Rekrutierung der heimischen Unordnung und Lüderlichkeit entzogenen neu ankommenden Kadetten meistens kein Wort Deutsch verstanden, — von Lesen und Schreiben garnicht zu reden — wird man ermessen können, was das Kadettenkorps an ihnen leisten mußte, ehe die jungen Leute tauglich waren, ins Heer eingestellt zu werden.

Daß in einer von preußischen Offizieren geleiteteten, unter den Augen des Königs stehenden Anstalt die Beköstigung der Kadetten eine kräftige und reichliche war, ist ganz natürlich. Streng wurde dem Oekonom gegenüber darauf geachtet, daß er die Speisen in guter Beschaffenheit lieferte. Aber doch waren die Herrn Kadetten oft nicht zufrieden mit dem Gebotenen. Der Kadett v. H. erdreistete sich sogar einmal, dem Träteur eine Schüssel mit Pflaumensuppe vor die Füße zu werfen, was natürlich strenge Bestrafung des Schuldigen zur Folge hatte, aber doch gewiß den Träteur veranlaßte, künftig darauf zu achten, daß das wahrscheinlich nicht beliebte Gericht wenigstens in guter Beschaffenheit auf dem Tische erschien. Jedenfalls mußten die Kadetten gut genährt sein, denn nach dem Kontrakt von 1791 stand jedem bei den Mahlzeiten ein halbes Pfund Braten oder Fleisch und ein halbes Quart Bier zu, die Brotportion wog bei jeder Mahlzeit 16 Loth und beim Frühstück 13 Loth; das werden die meisten Kadetten kaum bewältigt haben.

Freilich — manchem Knaben mag die mütterlich sorgende Hand gefehlt haben! Wehe ihm, wenn er krank wurde und ins Lazareth mußte! Nur selten wurde ein wirklicher Arzt herangezogen, meistens waltete hier allein der Herr Feldscheer mit „seinem Gesellen" seines Amtes. Wahrscheinlich versteht heute jeder Heilgehilfe ungleich mehr von der Behandlung eines kranken Menschen, als damals der Herr Feldscheer. Seine Stellung war eine sehr untergeordnete, erhielt doch der Compagnie-Feldscheer damals nur sechs Thlr. Löhnung im Monat, während einem Feldwebel acht Thlr. zukamen. Da mag wohl zu Zeiten manches Kadettenherz nach Hause gebangt, manches Mutterherz daheim mit Sorge an den Jungen im Korps gedacht haben.

Ein ziemlich düsteres Bild von dem Leben im Berliner Kadetten-Korps enthüllt uns der oben schon erwähnte von Hüser, der 1791, erst elf Jahre alt, in ihm Aufnahme fand. Die schon für den 8jährigen erlangte Aufnahme ins Regiment Hohenlohe, wovon oben die Rede war, war nicht ausgenutzt und der Junge von Hüser dort wieder aus der Liste gestrichen worden. Von Hüser hatte sich einen Himmel im Kadetten-Korps erträumt, fand sich aber bald bitter getäuscht; denn die meisten Kadetten waren schon 15—20 Jahre alt, und der erst achtjährige, noch dazu zarte und kleine von Hüser fand an ihnen natürlich zunächst nicht die Spielgefährten, die er erwartet hatte. Er erzählt selbst*): „Eine große Traurigkeit befiel mich, ich weinte anfangs oft die ganzen Nächte hindurch, und nur die große Freundlichkeit meines Stubenältesten, des Gefreiten von Oppen, richtete mich wieder in die Höhe. . . . . Es ging freilich nicht mehr in derselben Weise zu, wie in meines Vaters Kadettenzeit, aber eine innerliche Rohheit, und, was noch schlimmer, Sittenlosigkeit war noch immer vorhanden. . . . . Der Kompaniekommandeur war entweder ein Gegenstand des Spottes der Zöglinge, den man so viel als möglich zu hintergehen suchte, oder, wie in unserem Falle, seine Erscheinung verbreitete statt des Zutrauens nur Furcht und Schrecken. Den

*) Hüser, 18 ff.

übrigens von durchaus rechtschaffener Gesinnung beseelten Kapitän von Knobelsdorff lernten wir fast nur als strengen Richter kennen, der wie der römische Konsul in Begleitung der Lictoren auftrat. Denn meistenteils folgten ihm die Aufwärter mit Rutenbündeln und gingen nie unverrichteter Sache von dannen. Niemand bekümmerte sich um die Individualität der jungen Leute, niemand klärte sie über ihre sittlichen Verpflichtungen auf; wurden die wissenschaftlichen Arbeiten leidlich gut abgeliefert und die militärischen Uebungen stramm und prompt abgeleistet, so war man zufrieden; denn Dressur war alles was verlangt wurde. . . . . Die Strafen bestanden in Einsperrung im Arrestlokal oder Stockhaus, im Fuchteln mit der Degenklinge, im Tragen der edlen Eselsmütze und in Rutenhieben, welche leider oft um geringer Kleinigkeiten willen durch rohe Aufwärter ausgeteilt wurden, was das Ehrgefühl der zum Teil fast erwachsenen jungen Leute sehr verletzen mußte. . . . . Den Hauptnutzen meiner Kadettenzeit sehe ich in den freundschaftlichen Verbindungen, die ich mit jungen Leuten anknüpfte und die mich später allerorten gute Freunde wiederfinden ließen. Gelernt habe ich auch damals nicht allzuviel, indessen besaß ich zu meinem jetzigen Erstaunen fast immer die Zufriedenheit meiner Lehrer, was ich meinem guten Gedächtnisse zuschreiben muß, und rückte ich schnell in die oberen Klassen hinauf. . . . . Von den oben erwähnten Strafen habe ich keine andere, als zweimaligen Arrest erlitten und zwar nachdem ich schon Unteroffizier geworden und durch meine zu große Nachgiebigkeit gegen die Wünsche meiner Untergebenen Unregelmäßigkeiten in meiner Brigade vorgekommen waren. Zu dieser Würde gelangte ich im Jahre 1795, nachdem ich einige Zeit Stubenältester und Gefreiter gewesen; 1797 endlich erhielt ich das Portepee und damit eine kleine Erhöhung meines monatlichen Gehalts, des sogenannten Pudergeldes, welches für den Kadetten einen halben Thaler, für den Unterroffizier einen Thaler und für den Portepee-Unteroffizier einen Thaler und acht gute Groschen betrug. Da mein Vater diese Kleinigkeit durch eine monatliche Zulage von fünf Thalern vermehrte, so befand ich mich stets bei guter Kasse und konnte mir und meinen Freunden manchen kleinen unschuldigen Genuß verschaffen."

Mag auch das Kadettenkorps damals noch vieles zu wünschen übrig gelassen haben, jedenfalls hat es manche tüchtige Kraft für den Heeresdienst herangebildet, die ihm vielleicht sonst entgangen wäre, manch festes Band der Kameradschaft in den Zeiten gemeinsamer Freuden und Leiden so eng geknüpft, daß es in ernsten Zeiten auch fest blieb; ist doch eine auffallend große Zahl tüchtiger Offiziere bis in die höchsten Stellungen hinein aus dem Kadettenkorps hervorgegangen.

Mit heißer Sehnsucht sah der Kadett der Zeit entgegen, in der endlich die Pforten des Kadettenhauses sich hinter ihm schließen würden. Welches Hochgefühl, wenn endlich dem Kadetten der Eintritt in das wirkliche Kriegsheer Seiner Majestät beschieden war! Sehr verschieden war das Alter, in dem die Kadetten dieses Ziel erreichten. Für den Eintritt ins Korps waren erst spät feste Grundsätze zur Geltung gekommen. Zuweilen schon war Sechsjährigen die Aufnahme in die Voranstalten gewährt worden; in das Berliner Haus traten gelegentlich Jünglinge von 20 Jahren, ja noch ältere; sogar ein 23jähriger findet sich einmal verzeichnet. Da kam es wohl vor, daß 15jährige das Kadettenhaus durch-

laufen hatten und ins Herr gestellt wurden, andere aber dieses Ziel erst in viel höherem Alter erreichten.

Nur wenige Kadetten traten als Offiziere ins Heer. Die meisten mußten als Junker beginnen und genossen nun alle Leiden und Freuden dieser Stellung, bis auch sie das Kurzgewehr mit dem Sponton vertauschen durften.

Im allgemeinen wird wohl der Junker, der Kadett gewesen war, an Tüchtigkeit der körperlichen und vielleicht auch geistigen Bildung den Kameraden, der eben erst aus der Kinderstube ins Regiment gekommen war, übertroffen haben.

Daß trotz ihrer Jugend die Junker ihre Ehre in treue Pflichterfüllung setzten, muß eigentlich von vornherein vorausgesetzt werden. Im Frieden die Fahne festzuhalten, war der schwachen Kraft oft nicht leicht; und alles wurde daran gesetzt, sie nicht sinken zu lassen, denn das wäre Schmach und Schande gewesen. Aber auch im Kriege that der Junker seine Pflicht. Ein Junker von Holleben diente 1806 im Regiment von Kleist; er wurde bei der Kapitulation von Magdeburg kriegsgefangen. Aber seine Fahne ließ er darum doch nicht dem Feinde. Den Fahnenstock zertrümmerte er, aber die Krone mit Friedrichs Namenszug nebst den Quasten verbarg er auf dem Leibe und rettete so das anvertraute Kleinod. Und das that ein Knabe von 14 Jahren in einer Zeit, in der so viele Männer Herz und Mut verloren hatten!

Nicht minder muß das Verhalten des 15jährigen Junkers von Stockhausen vom Feldjägerregiment anerkannt werden. Nachdem er bei Jena sich so lange wie möglich gewehrt hatte, fiel er verwundet in Feindes Hand. Seine Tapferkeit hatte Napoleons Aufmerksamkeit rege gemach; der Kaiser zog den Junker sogar zur Tafel. Napoleons Anerbieten, den Junker auf der französischen Militärschule erziehen zu lassen und für gutes Avancement zu sorgen, konnte indes diesem keine Veranlassung geben, seinem Fahneneide untreu zu werden, was der Knabe freimütig, aber höflich, erwiderte. Napoleon staunte über solche ehrenfeste Gesinnung; er hatte sie ja leider nur zu selten in Deutschland gefunden. Ein Junker, ein fünfzehnjähriger Knabe, mußte dem Kaiser in jener Zeit das Bekenntnis abtrotzen, daß doch noch preußische Unterthanen mit Ehre im Leibe vorhanden seien*).

Auch die Kadetten haben im Verlauf der Geschichte Gelegenheit gehabt, ihre Tüchtigkeit zu beweisen. Es geschah das, als im Oktober 1760 Berlin in die Gewalt der Russen fiel. Alle aktiven Militärs, so bestimmte die Kapitulation, gerieten in Gefangenschaft. Man hatte nicht geglaubt, daß die Kadetten — nur 10—11jährige waren in Berlin zurückgeblieben — als Soldaten behandelt werden würden. Aber die Russen betrachteten alles was Uniform trug als zum Heer gehörend. So mußten denn ungefähr 100 Kadetten den Marsch nach dem Osten antreten. Ihr Schicksal war ein trauriges. Im Freien mußten sie nächtigen, und es herrschte Sturm und Regenwetter; ihre Verpflegung wurde gänzlich versäumt, sie bekamen nicht einmal Brot. „Sie weinten und flehten, daß man sie nicht Hungers sterben lassen möchte, ja, einige der größeren und mehr ausgebildeten machten ihren Siegern bittere Vorwürfe und verlangten mit edlem Trotz Unterhalt. Endlich gab man ihnen einen Hammel. Die allmächtige Not war auch hier ihre Lehrerin. In einem Alter, wo man sich noch um Nichts be-

*) von Stockhausen war 1840 Chef des Generalstabes des Gardekorps, 1848 nahm er als Generalleutnant den Abschied, nachdem er vorher kurze Zeit Kriegsminister gewesen war.

kümmert und kaum die Namen von Speisen weiß, mußten diese, nicht Jünglinge, nicht herangewachsene Knaben, sondern Kinder, das Tier schlachten und zubereiten. Man sorgte gar nicht für sie, und das Brot wurde ihnen wie ein Almosen zugeteilt." Es wird berichtet, daß man einzelne der Kadetten durch die lockendsten Anerbietungen für russische Dienste gewinnen wollte, aber sie blieben bis auf einen einzigen ihrem Könige und Vaterlande treu. Nach $1\frac{1}{2}$jähriger Gefangenschaft kehrten bis auf einige, die schon ihren Strapazen erlegen waren, die Kadetten nach Berlin zurück.

Mit dem Jahre 1806, in dem so viele alte Einrichtungen dahinsanken, verschwand auch zunächst die Bezeichnung Junker aus dem Heere. Freilich nur offiziell, in Wirklichkeit blieb sie gebräuchlich. Der junge Adlige auf dem Lande, wohl auch der Sohn des Offiziers, sie waren im Munde des Volkes immer noch die Junker.

Scharnhorsts Reformen setzten als Mindestalter für den Eintritt ins Heer das vollendete siebzehnte Lebensjahr, sowie ein gewisses Maß von Kenntnissen fest. Die Junker von 10—14 Jahren gehören seitdem der Vergangenheit an. Aber erfreulich ist es, daß unser Kaiser, anknüpfend an die Zeiten, in denen die Vorfahren der heutigen Führer im Heere unter preußischen Fahnen traten, an Stelle der unschönen Bezeichnungen Offiziersaspirant und Avantageur die historisch berechtigte des Fahnenjunkers setzte. Es ist ein gutes Stück preußischer Heeresgeschichte, das beim Klange dieses Wortes vor unserem Geistesauge erscheint.

Daß die Junker so zarten Alters wie sie vor 100 Jahren noch unter den preußischen Fahnen standen, ja sie sogar führten, heut vergebens im Heer gesucht werden, können wir nicht bedauern; denn der Dienst des Soldaten fordert Manneskraft und Mannestüchtigkeit. Aber der Hoffnung wollen wir Ausdruck geben, daß derselbe Geist der Vaterlandsliebe und Königstreue, der einst mit seinem Feuer die Seelen jener kleinen Junker durchglühte, vorhanden sein möge in den Fahnenjunkern von heut, und daß diese mit derselben Genügsamkeit wie ihre Vorfahren vor 100 Jahren verstehen mögen mit wenigem durchzukommen, ihr höchstes sehend in der Zugehörigkeit zum ruhmgekrönten Heere des preußischen Vaterlandes.

II.

Das Avancement.

Wenn in unseren Tagen der junge Offizier nach den Anstrengungen seines Dienstes endlich Ruhe findet, so nimmt ihn alsbald das Offizierkasino gastlich auf. Wohlthuend ist der angenehm durchwärmte Raum im Gegensatz zu dem zugigen Kasernenhof, auf dem die noch ungeschickten Rekruten im Turnen, Exerzieren und Zielen unter Aufsicht des Herrn Leutnants geübt wurden. Und erst recht wohlthuend ist das Kasinozimmer im Gegensatz zu der Kasernenstube, in der von 6—7 Uhr die alten Mannschaften Instruktion durch den Herrn Leutnant genossen. Das unendlich oft schon behandelte Thema über die Einteilung der Armee oder die Pflichten des Soldaten, kam dem jungen Offizier wahrlich schon „zum Halse heraus" — aber des Dienstes Pflicht heischte auch hier Erfüllung des Befehls; und so mußte denn die Stunde herumgebracht werden. Endlich beginnt die Kasernenuhr den Ablauf der siebenten Stunde zu verkündigen, die Leute dürfen wegtreten, und der ermüdete Leutnant weilt alsbald im Kasino, leibliche Erquickung, Erholung, Unterhaltung zu suchen.

Die Kameraden, die schon früher mit dem Dienst fertig waren, haben wohl eben dieses oder jenes meistens gewiß heitere Thema, dazu ja auch die kleine Garnison täglich Gelegenheit bietet, in ihren Gesprächen behandelt, vielleicht verweilten sie auch einmal bei einem ernsteren Gegenstande, aber sie legen schon die Mäntel an, daheim noch den Anzug zu wechseln, denn sie sind zu einer Gesellschaft geladen. Unser ermüdeter Leutnant ist also auf sich selbst angewiesen. Der Dienst war heut unglaublich einförmig und darum gar zu ermüdend gewesen, die Abspannung läßt nicht gut eine ernstere Lektüre zu, und die Nummern der aufliegenden Blätter sind schon längst gelesen — was thun? — Da hatte ja das letzte Militär-Wochenblatt zahlreiche Veränderungen gebracht — wie viele Vordermänner bis zum Oberleutnant sind zu streichen? Diese in Gedanken gestellte Frage giebt dem Ermüdeten sofort die Spannkraft zurück. Die Dienstaltersliste wird vorgenommen, die Rangliste aufgeschlagen, eifrig wird studiert und gezählt. Aber nach kurzer Zeit schon werden beide Bücher wieder zur Seite gelegt und zwar mit einem tiefen, offenbar von Herzen kommenden Seufzer; denn das so

schnell gefundene Resultat heißt: Es ist noch weit bis zum Oberleutnant! Und dann, wie lange, ehe der Dienstgrad des Hauptmanns und erst gar der des Stabsoffiziers erreicht wird! Weiter gelangen heut gar nicht die Träume des Leutnants; die des Fähnrichs verstiegen sich regelmäßig bis zur Exzellenz, deren Brust — ein Zeichen hoher königlicher Gunst — dicht mit Orden bedeckt ist. Die Zukunftshoffnungen sind bereits tief herabgestimmt, denn das Avancement — so denkt der Leutnant — ist doch ein gar zu jammervolles in unseren Tagen!

Der Kamerad, den wir hier belauschten, entstammt der neueren Zeit. Das verrät uns das Kasino, an das ja früher nicht zu denken war; das verraten die ausliegenden Zeitungen, besonders das Militär-Wochenblatt, sowie die dickleibige Rangliste mit ihren fast $1^1/_2$ Tausend Seiten. Aber die Gedanken, die durch diese Leutnantsseele gehen, gehören nicht etwa blos der Zeit des rauchlosen Pulvers und des kleinkalibrigen Gewehres an, wir können getrost weit, weit zurückgehen in die Zeit, seit der es Offiziere giebt, die Seiner Majestät von Preußen den Eid geleistet haben; ihrer aller Denken und Sinnen hat das Avancement beschäftigt. Zahlreich sind noch heut die alten Namen vorhanden in der preußischen Rangliste, deren Träger schon zu Zeiten des großen Königs mit Stolz auf der Väter Heldenthaten zurückblickten. Alle — die Urgroßväter, Großväter, Väter, Enkel und Urenkel — haben mit Hoffen und Bangen, mit Ungeduld und Sorge an das Vorwärtskommen im Heere gedacht.

Wenn der zwölf-, ja oft erst zehnjährige Knabe als Junker eingetreten war, wußte er sich auf der untersten Stufe der Leiter stehen, auf deren höchster das hoffende Auge die eigene Person als General Seiner Majestät erblickte. Fortan war jeder Tag im Leben des Knaben, des Jünglings, des Mannes erfüllt durch den Gedanken an das Höhersteigen auf der Stufenleiter des Avancements. Wie steil, wie mühsam, wie langewährend diese Bahn auch war, sie führte doch zur höchsten Höhe hinauf, denn nächst dem König war im alten Preußen nun doch einmal nichts höheres denkbar als der General!

Das sorgenvolle Denken an das Avancement ist somit ein Stück des alten Heeres, das allen Veränderungen getrotzt hat, dem wir also wie damals so noch heut unter den Offizieren Seiner Majestät von Preußen begegnen.

Und mit diesem alten Bekannten eng verbunden ist ein anderer: die Klage über den Schneckengang des Avancements.

Und es ging in der That langsam mit dem Avancement unter preußischen Fahnen. Auch zu Zeiten des großen Königs war das im Frieden nicht anders. Nur in Kriegszeiten wurde ein schnelleres Tempo eingeschlagen; denn nur zu viele Offiziere, besonders höheren Ranges, waren nicht wieder heimgekehrt aus dem heißen Ringen. In mörderischen Schlachten waren sie auf dem Felde der Ehre geblieben. War doch z. B. des Feldmarschalls Yorck Vater als einziger einer stattlichen Zahl von Brüdern aus dem siebenjährigen Kriege heil davongekommen. Ein Bruder war bei Prag, ein zweiter und dritter bei Leuthen, der vierte bei Kunersdorf gefallen. Und wie dieser einen, so hatten Friedrichs Kriege den meisten anderen preußischen Adelsfamilien ähnliche Opfer auferlegt. Aber Offiziere brauchte doch nun einmal der große König, so gerne er auch alles am liebsten allein gemacht hätte. Eigentlich dachte er nicht hoch von seinen Offizieren. Wiederholt klagte er, daß er keine Generale mehr hätte. Im November 1760 schrieb er an Marquis d'Argens: „Eine Armee ist zusammengesetzt aus Armen

und Köpfen. Arme fehlen mir nicht, aber die Köpfe sind bei mir nicht mehr vorhanden, wenn Sie sich nicht etwa die Mühe geben wollen, mir einige beim Bildhauer Adam zu bestellen, und die würden gerade so viel nützen, als was ich habe."

Welch ein bitterer Spott! Welch ein herbes Urteil über sein damaliges Offizierkorps fällt hier der König! Aber die Worte lassen doch auch den großen Schmerz Friedrichs über den Verlust seiner tüchtigen Generale erkennen, unter denen eben die ersten vier Jahre des Krieges nur zu sehr aufgeräumt hatten.

Mörderisch war besonders das an Glück und Unglück so reiche Jahr 1757 gewesen. Da waren 15 preußische Generale gefallen oder an ihren Wunden gestorben. Wie mochten da erst die Reihen der Stabsoffiziere, Kapitäns und Subalternen gelichtet worden sein! Aber die Armee mußte so zahlreich wie möglich erhalten, die Stellen der Offiziere also mußten besetzt werden. Da gab es Avancement!

Der Rittmeister von Wackenitz z. B. wurde nach der Schlacht bei Zorndorf sofort zum Oberstleutnant befördert. Möllendorf, der spätere Feldmarschall, war 1757 als Kapitän ins Feld gezogen, schon 1761 war er Generalmajor und noch in demselben Jahre Generalleutnant. Tauentzien war in vier Jahren vom Kapitän zum Generalleutnant, Platen in drei Jahren vom Kapitän zum Generalmajor befördert worden.

Aber dann, als endlich, endlich das furchtbare Ringen beendet, als wahr geworden, was später der Dichter Bürger in seiner „Lenore" singt:

„Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede";

als frommer Sinn wieder das Paul Gerhardsche Lied betete, das nach dem Westfälischen Frieden in den wenigen noch vorhandenen Gotteshäusern gesungen worden war:

„Gottlob nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord —",

als allerwärts in deutschen Landen Freude und Jubel herrschte, da endlich, endlich der goldne Friede wieder eingekehrt, da brach eine Zeit schwerer Not herein, insbesondere für die Subalternen unter den preußischen Fahnen. Das Avancement stockte nicht nur, es stand fast gänzlich still. Es konnte ja auch nicht anders sein. Junge Generale zu verabschieden, war doch unmöglich. So war es gar nicht abzusehen, wann der Junker endlich zum Fähnrich, dieser zum Leutnant, der alternde Premier zum Stabs- oder gar Kompaniekapitän aufrücken würde.

Im Frieden geschahen zwar außerordentliche Beförderungen auch, aber doch nur selten; und sie trafen nur die erklärten Lieblinge des Königs, die in seiner nächsten Umgebung waren, wie z. B. Winterfeld, der vom Leutnant zum Major und Flügeladjutanten und dann vom Major zum Obersten avancierte. Aehnlich gut war es dem schon erwähnten Möllendorf gegangen; er wurde vom Fähnrich sogleich zum Kompaniekapitän befördert.

Im allgemeinen freilich hielt der große König zu Friedenszeiten durchaus fest am strengsten Anciennitätsgrundsatz.

Die Fähnrichszeit bemaß sich in den meisten Fällen auf etwa fünf Jahre; länger — oft 10 Jahre — mußte der Sekondleutnant auf Beförderung zum Premier, meistens ebensolange dieser warten, bis er Stabskapitän wurde. Dieser Dienstgrad wurde im allgemeinen erst solchen zu teil, die 20 Dienstjahre als Offizier hinter sich hatten, also oft schon 25 Jahre und länger Soldat waren. Nur ausnahmsweise wurde einer jünger als mit 40 Jahren Kapitän. Und Jahre hindurch galt es dann noch, auf die ersehnte Erledigung einer Kompagnie zu warten. Da ist es wohl erklärlich, daß in den Friedenszeiten von 1763 bis 1786 mancher die Geduld verlor und den Dienst quittierte.

Eine Geschichte vieler Sorgen und zahlloser Seufzer verbirgt sich in den Abgangslisten der Regimter aus jenen Zeiten. Da heißt es z. B.: Joachim v. Zastrow, 1736 Fähnrich, 1745 Leutnant, 1755 mit 96 Thalern Pension wegen Invalidität verabschiedet; ferner: Major Ernst Albrecht von Kalckstein, 1763 Fähnrich, 1769 Sekondleutnant, 1776 Premierleutnant, 1785 Stabskapitän, 1790 Kompaniekapitän, 1794 Major, 1795 wegen Invalidität mit 400 Thalern Pension abgegangen; starb am 10. Juli 1805 in Königsberg. Und hier war doch ein Ziel erreicht worden, das den meisten überhaupt nicht zu teil werden konnte. Und 400 Thaler Pension! Friedrich der Große erkannte für keinen Offizier das Recht auf eine Pension an. Wenn er eine solche verlieh, so geschah es aus besonderer Gunst. Aber immer wurde sie gering bemessen. Ein 1774 pensionierter Kapitän erhielt 120 Thaler, im folgenden Jahre ein ebenfalls pensionierter Oberst 300 Thaler Pension. 1785 wird die Pension eines Obersten schon mit 400 Thalern angegeben, 10 Jahre später wird diese Summe, wie wir oben gesehen, schon einem Major zugebilligt. Aber unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege gab es überhaupt keine Pension, denn die Kassen waren bis auf den letzten Groschen geleert; jahrelang hatten aus diesem einfachen Grunde die Beamten ohne Gehalt gearbeitet. Und doch waren gerade jetzt die Verabschiedungen besonders zahlreich. Von 1763—1771, also in den ersten acht Friedensjahren, wurden vom damaligen Regiment von Hacke Nr. 8 (bis 1760 hieß es nach seinem Chef von Queis) ein Oberst, ein Oberstleutnant, zwei Majore, vier Kapitäns und zwölf Leutnants und Fähnriche, im ganzen also 20 Offiziere verabschiedet. Ob ein einziger von ihnen auch nur eine bescheidene Pension erhalten hat, muß sehr bezweifelt werden.

Es ist darum wohl erklärlich, daß die fast gänzlich fehlende Aussicht, vorwärts zu kommen, üble Folgen in moralischer Beziehung für das Offizierkorps nach sich zog.

Es desertierten auch in den letzten 10 Regierungsjahren des großen Königs aus dem erwähnten Regiment zwei Offiziere; einer kam nicht mehr vom Urlaub zurück und drei wurden kassiert. Ein anderes Regiment hat in der Zeit von 1763—1786 nur sieben desertierte und fünf „wegen schlechter Konduite" entlassene Offiziere in den Abgangslisten zu verzeichnen; und das wird als ausnahmsweise günstiges Verhältnis bezeichnet. Wie viele also mögen damals, am Vorwärtskommen verzweifelnd, die preußischen Fahnen verlassen haben, und zwar — um zu sagen, wie es wirklich sich verhielt — als Deserteure, und ihr Glück

in anderer Herren Dienst versucht haben. Wie viele mögen „wegen schlechter Konduite" entlassen worden sein!

Ja, es walteten doch traurige Verhältnisse ob innerhalb des so ruhmgekrönten siegreichen Heeres Friedrichs. Ein flottes Avancement konnte auch der große König nicht einführen.

Sein menschenfreundlicher Nachfolger versuchte hier eine bessernde Hand anzulegen. Mit froher Hoffnung sah das Heer ihn den Thron besteigen, besonders auch weil Friedrich der Große — namentlich in seinen letzten Lebensjahren — wegen seiner rücksichtslosen furchtbaren Strenge bei Hoch und Niedrig im Heer mehr gefürchtet als geliebt war. Und es schien, als sollte alles besser werden. Denn ein großes Avancement fand beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm II. statt. Bei jedem Regiment wurde ein Kapitän überzähliger Major, und immer der älteste Premierleutnant zum Stabskapitän — allerdings mit der bisherigen Besoldung — ernannt. Bei der Garde rückten gar alle Hauptleute und Premierleutnants um einen Grad hinauf. Aber trotz allen guten Willens waren eben auch unter der neuen Regierung die Verhältnisse zu mächtig, als daß die guten Absichten hätten Erfüllung finden können. Das Avancement bleibt nur in der Hoffnung der Offiziere des Preußens vor 1806 ein gutes; in Wirklichkeit ist es ein erbärmliches gewesen.

Um so köstlicher aber mundete dem Einzelnen die Freude an der endlich erfolgten Beförderung. Welches Hochgefühl erfüllt heut die Leutnantsseele, wenn der eben Beförderte zum ersten Male im Schmuck der heimlich längst schon anprobierten Epauletts der staunenden Welt sich zeigen darf! Und genau so war es vor hundert und mehr Jahren. Der junge von Boyen, in Bartenstein 1787 zum Offizier befördert, kann es nicht erwarten, bis er im Besitz der neuen Uniform ist. Die Kleider eines älteren, viel größeren und stärkeren Kameraden schlottern dem noch nicht 16jährigen um die schmächtigen Glieder; gewiß selbst für die damals doch sicherlich nicht verwöhnten Bartensteiner kein erquickender Anblick. Aber welche Seligkeit erfüllt das Herz des jungen Kriegers! Fast fünfzig Jahre später seine Erinnerung niederschreibend, glaubt der Feldmarschall der freudigen Empfindung von damals doch noch lebhaft sich zu erinnern; fügt aber hinzu: „Hätte es in Bartenstein Karrikaturzeichner gegeben, ich hätte in jenem sonderbaren Kostüm wohl auf die Nachwelt kommen können".

Mit welchem Stolze der bisherige Junker in die Reihe der Offiziere Seiner Majestät eintrat, erzählt uns auch von der Marwitz. Er schreibt in seinen Erinnerungen*): „Im Dezember nahm ein Offizier des Regiments den Abschied. Ich war der älteste Junker, da wir aber noch einen überkompletten Offizier hatten, der einrangiert werden mußte, so dachte ich nicht daran, Offizier zu werden. Als nun am 17. Dezember 1791 die Parole ausgegeben wurde, stand ich hinter meinem Wachtmeister und schrieb auf: „Se. Majestät der König haben geruhet, dem Kornette von Schleppegrell (es war ein Hannoveraner) den nachgesuchten Abschied zu bewilligen, und dagegen den überkompletten Kornette von Aronge einzurangieren." — Bis dahin hatte ich ganz ruhig mitgeschrieben, wie es nun aber zu meinem höchsten Erstaunen noch weiter ging: „Wie auch — —", so schrieb ich höchst abgebrochen und unruhig noch: „Den Estandarten-Junker

*) Marwitz, S. 47.

v. d. Marwitz", wie es aber zuletzt vollständig herauskam: „zum überkompletten Kornette zu ernennen", so fuhr ich natürlich mit meiner Schreibtafel in die Säbeltasche, schritt aus dem Kreis der Unteroffiziere zu den Offizieren heraus, und meldete den Stabsoffizieren meine neue Würde, im Alter von vierzehn Jahren sechs Monaten erlangt."

Die gewaltige Gebietserweiterung, die Preußen durch die letzten polnischen Teilungen erfuhr, hatte natürlich eine Neuformierung von Truppenteilen zur notwendigen Folge. Schon 1787 waren 20 Füsilierbataillone neu aufgestellt worden; aus ihnen wurden die später durch ihre Brauchbarkeit berühmt gewordenen Füsilierbrigaden gebildet. Die notwendigerweise zu beobachtende Sparsamkeit freilich erforderte es, einige Infanterie-Truppenteile eingehen zu lassen. Nur wenig wurde darum bei dieser Gelegenheit die Zahl der Offiziere erhöht. Der König bestimmte ausdrücklich, daß „dabei zwei langgediente Feldwebel oder Sergeanten zu Leutnants avancieren können und bei fernerem guten Betragen auch mit weiterem Avancement begnadigt werden sollen".

Trotz großartiger Pläne kam es indes 1795 nur zur Neuaufstellung zweier Regimenter, dreier Füsilier- und eines Artilleriebataillons; die 53 Depotbataillone erhielten vierte Kompanien und wurden als dritte Musketierbataillone mit den Regimentern enger als bisher verbunden. Mit diesen Depotbataillonen verschwand ein Schreckgespenst für den alternden Premierleutnant und Stabskapitän aus dem Heere. Mancher, der seit vielen Jahren darauf gehofft hatte, Kompaniekapitän zu werden und über diesem Hoffen grau geworden war, erreichte endlich dieses Ziel, aber in einem — Depotbataillon! Das ging manchem „wider die Ambition", und er nahm lieber schweren Herzens den Abschied; zufrieden, wenn es ihm gelang, eine bescheiden dotierte Subalternstelle, vielleicht als Aufseher in einem Salzmagazin, zu erhalten.

Es wäre damals ganz einzig dastehend gewesen, wenn ein besonders befähigter Offizier eine außerordentliche Beförderung erfahren hätte, wie sie General Günther 1796 für seinen Adjutanten von Boyen beim König erbat. Der General beantragte, daß Boyen vom Sekondleutnant sogleich zum Stabskapitän befördert würde, aber der König schlug es ab. Auch ein Boyen mußte in der Tour bleiben. Erst $3\frac{1}{2}$ Jahre später — am 15. Juni 1799 — wird Boyen, erst 28 Jahre alt, Stabskapitän. Er hatte also ein für damalige Verhältnisse ganz außerordentlich günstiges Avancement gehabt.

Das neue Jahrhundert, das westlich des Rheins eine neue Welt vorfand, wußte mit dem alt gewordenen Preußen zunächst nichts anzufangen. Dieses alte Preußen des großen Königs hätte um die Wende des Jahrhunderts, selbst wenn es das ihm von Friedrich eingepflanzte Wesen sich hätte wahren können, doch nicht hineingepaßt in die neue Zeit. Wie viel weniger erst gar das Preußen, das nur noch den Schein des alten Wesens behalten, innerlich aber morsch und gebrechlich geworden war. Ist nun das wesentlichste in Preußen von jeher das Heer gewesen und in diesem wieder von ausschlaggebendster Bedeutung das Offizierkorps, so ist leicht zu ersehen, wie es um Preußen stand, wenn wir blos einen Blick in die Rangliste von 1806 werfen. Unter den 300 Majoren von der Infanterie, den Füsilieren und Jägern sind 202, die 50 Jahre und darüber zählen, 18 sogar über 60. Die beiden jüngst erst beförderten sind schon 58 Jahre alt und der eine 43, der andere 35 Jahre im Dienst. Bei den dritten Musketierbataillonen

haben von 116 Majoren 48 das 60. Lebensjahr erreicht oder überschritten; es sind sogar mehrere Siebziger vorhanden, nur acht sind noch unter 50 Jahren. Bei der Kavallerie ist das Verhältnis zwar günstiger, aber immer noch schlimm genug; sind doch unter den 50 Majoren von den Husaren sieben Sechziger. Natürlich ist dementsprechend das Alter der Kapitäne ein viel zu hohes. *Hier sitzt der Fehler des preußischen Heeres von damals*, nicht aber, wie die landläufige Geschichtsschreibung will, bei den Generalen. Diese waren durchaus nicht zu alt. Der Herzog von Braunschweig zählte 1806 allerdings 71 Jahre, aber er war von außerordentlicher Rüstigkeit. Hohenlohe war 60, Rüchel erst 52 und Tauentzien gar erst 45 Jahre alt. Unter den allerdings viel älteren Divisionskommandeuren waren nur zwei — Graf von Kunheim und v. Winning — 70 Jahre älter; die meisten standen im Alter von 62—68 Jahren, einige waren sogar noch in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre.

Die bis zum Ueberdruß aufgetischte Phrase von dem hohen Alter der preußischen Generale mag auch durch einen Blick auf das freilich viel geringere Lebensalter der Führer auf gegnerischer Seite veranlaßt worden sein. Gegen diese waren freilich die preußischen Generale Greise. Aber ein Vergleich wieder mit den Siegern von 1870/71 wird die preußischen Generale von 1806 nicht zu alt erscheinen lassen.

So sieht es also traurig aus im Herzen des preußischen Offiziers jener Tage, wenn er an seine Zukunft denkt. Das Zählen der Vordermänner, das heut so manche Stunde im Leben, besonders des Leutnants, ausfüllt und meistens zu dem Ergebnis führt, daß in absehbarer Zeit auf Beförderung gerechnet werden darf, ließ damals nicht zu solchem Resultat kommen.

Nur ausnahmsweise noch geschah es, daß nach den Rheinfeldzügen der 90er Jahre ein Offizier früh in höhere Stellung kam. So wurde z. B. 1804 der erst 45jährige Oberstleutnant v. Raumer, der sich in den Rheinfeldzügen ausgezeichnet hatte und im Generalstabe gewesen war, Regimentskommandeur; aber es wird ausdrücklich erwähnt, daß das nur ausgezeichneten militärischen Eigenschaften zu danken gewesen sei. Die Ausnahme bestätigt also lediglich die Regel.

Am deutlichsten tritt dieser fast völlige Stillstand des Avancements hervor, wenn wir die damaligen Rangliſten ins Auge fassen. Wir nehmen zum Vergleich die von 1795 und 1797. Kein Generalleutnant wird in diesen zwei Jahren zum General der Infanterie befördert, auch eine durch Todesfall erledigte Stelle wird nicht neu besetzt. Nur die ersten sieben Generalmajore aus 1795 sind 1797 als solche nicht mehr vorhanden; aber nur vier von ihnen sind Generalleutnants. Ebenso sind von den 67 Obersten der Infanterie nur 5 zum Generalmajor und von den 22 Oberstleutnants nur 6 zum Oberst befördert worden. Bei den Majoren von der Infanterie ist die Zahl der Beförderungen etwas größer, aber im Verhältnis zur Gesamtzahl doch noch sehr gering, denn nur die ältesten 20 von 244 sind 1797 nicht mehr in diesem Dienstgrade vorhanden; 15 von ihnen sind zu Oberstleutnants befördert. Wenn so wenige Beförderungen in den Reihen der Generale und Stabsoffiziere stattfanden, konnte naturgemäß keine Rede davon sein, daß viele Stabskapitäne die ersehnte Kompanie erhielten. Der jüngste Major von 1795 ist 1797 um 42 Vordermänner herauf gekommen, aber noch 202 stehen vor ihm. Die Anzahl der Majore ist allerdings gegen 1795 um 15

erhöht; aber doch ist das Avancement ein klägliches, wenn in zwei Jahren nur 57 Stabskapitäne Kompanien erhielten.

Natürlich finden sich bei der Kavallerie genau dieselben traurigen Verhältnisse vor.

Interessant ist auch, wenn wir in den erwähnten Ranglisten die Offizierkorps eines und desselben Regiments nebeneinanderstellen. Wir wählen ganz willkürlich das zur westpreußischen Inspektion gehörende Regiment d'Amandrütz (Nr. 4), das damals in Elbing und Preußisch-Holland stand. Die Stabsoffiziere von 1797 sind dieselben wie zwei Jahre vorher. Von den Kapitäns hat einer — Kapitän v. Thadden—, wie wir aus der Rangliste von 1796 sehen, den Abschied erhalten; dadurch war ein Stabskapitän Kompaniekapitän geworden. Da außerdem ein Stabskapitän gestorben, ein anderer Adjutant beim Herzog von Braunschweig geworden war, waren drei Premierleutnants zu Stabskapitäns und drei Sekondleutnants zu Premiers avanciert. Die Reihe der Sekondleutnants und der Fähnriche blieb sonst im wesentlichen unerschüttert; nur zwei Offiziere wurden versetzt, ein Fähnrich „dimittiert", einer starb und zwei wurden verabschiedet. Eine finanzielle Verbesserung war also in zwei Jahren wohl nur jenem zum Kompaniekapitän beförderten Stabskapitän, Aussicht auf besseres Vorwärtskommen jenem zum Adjutanten beim Herzog von Braunschweig ernannten Stabskapitän zu teil geworden.

Bei so geringen Aussichten mag der Humor wohl auch nicht immer der beste gewesen sein. Und es will in uns kein Gefühl des Neides aufkommen, wenn wir an jenes Offizierkorps im polnischen Preußen vor nun 100 Jahren denken.

Und wir haben hier nur eine Stichprobe veranstaltet. Wahrscheinlich weisen jene alten Ranglisten noch augenfälligere Beispiele des Stillestehens aller Avancements auf. Die Fälle waren gewiß nicht selten wie jener im Regiment Eichmann in Wesel, wo 1792 ein Hauptmann stand, der schon 42 Jahre gedient hatte. Der Major von Cave, der, 67 Jahre alt, 1806 als Kompaniechef im Regiment von Wartensleben in Erfurt stand, hatte vielleicht schon 50 Jahre oder noch mehr an Dienstzeit hinter sich. Sein Bataillonskommandeur war 63 Jahre alt.

Hatte schon der große König im allgemeinen für die Friedenszeit an dem Grundsatz der Beförderung nach dem Dienstalter festgehalten — allerdings betrachtete er es als besondere Gnade, wenn er einem Offizier zusichern ließ, daß es bis zum Oberstleutnant bei dem Avancement nach dem Dienstalter verbleiben sollte; denn die höheren Stellen verlieh er ganz nach seinem Dafürhalten — so war das noch viel ausgesprochener bei seinen Nachfolgern der Fall. Dem ganzen Wesen Friedrich Wilhelms III. entsprach es, wenn genau nach dem Dienstalter die Beförderung erfolgte. Daß ja nicht etwa ein älterer Offizier sich ungerecht behandelt fühlte, wenn ein jüngerer vor ihm in einen höheren Dienstgrad rückte! Dieses Verfahren hatte natürlich den großen Nachteil im Gefolge, daß der Fähige zurückblieb, weil er eben noch nicht für eine höhere Stellung an der Reihe war, der Unbefähigte solche doch aber erhielt, sobald sein Vordermann ihm Platz machte. Es gab zu den schreiendsten Mißverhältnissen Anlaß. Wie lange war ein Mann wie Gneisenau dazu verurteilt, in kleiner Garnison den täglichen Dienst in der Kompanie zu leiten! Er empfand das selbst, aber weniger dabei an sich denkend,

— er war ja wie selten einer frei von unreinem Ehrgeiz — aber er dachte an das Vaterland.

Boyen hat schon 1805 eine Denkschrift über die Avancementsverhältnisse verfaßt. Er führt aus, daß genau so wie in allen andern Berufsarten auch beim Offizier die Intelligenz mehr gelten müsse als die rohe Kraft. Die allseitig gemachten Fortschritte auf wissenschaftlichem Gebiet müßten auch vom Offizier für das Heer geltend gemacht werden können. Die Leistungen und Fähigkeiten des Offiziers müßten also im Frieden sorgfältig beobachtet und danach das Avancement geregelt werden. Das könnte durch eine Dreiteilung der Stufenleiter geschehen: 1. bis zum Kapitän, 2. bis zum Stabsoffizier, 3. bis zum General, sodaß man innerhalb dieser Stufen nach Anciennität avancierte, in die höhere Stufe aber nur nach Erweis seiner Fähigkeiten rücken könnte. Jeder Subalternoffizier hätte also die Anwartschaft zum Kompaniechef, müßte aber jedenfalls den Kursus der militärischen Anstalt seiner Provinz durchmachen und könnte, wenn er wollte, nach einer bestimmten Dienstzeit durch eine Prüfung die Anwartschaft auf den Stabsoffizier erwerben. Jeder Stabsoffizier wieder könnte nach vier Jahren eine Prüfung bestehen, die ihm die Anwartschaft auf den General gäbe. Doch sollen diese Prüfungen durchaus nicht auf das gedächtnismäßige Wissen gehen, sondern auf die praktisch-militärischen Fähigkeiten.

Darin durchaus mit Scharnhorst übereinstimmend, hat auch Gneisenau dem sich nicht verschlossen, daß hier vor allem eine Reform nötig sei und sich nicht gescheut, das Gesunde in der französischen Revolution nachzuweisen und auch für Preußen zu fordern. Er konnte das freilich erst 1807 thun. Aber wie treffend ist es doch, wenn es bei ihm heißt: „Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe von Größe gehoben: Die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Welche unendliche Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumpf-Pforte auf, durch welche jetzt nur noch der Adlige ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische That und Kraft!“ Solch ein Pergament, über das hinweggegangen, das nachsichtslos zerrissen werden mußte, war auch jedes Offizierspatent eines zum höheren Offizier unfähigen Kapitäns oder Majors. Sehr scharf drückt Scharnhorst sich aus, wenn er 1809 in einer Denkschrift schreibt: „Soll das hohe Alter blos zu höheren Stellen führen? Dann werden thätige, lebhafte, ambitiöse Männer, deren Geist den Körper bald verzehrt, zurückgesetzt, und faule, phlegmatische Dummköpfe, mit nicht vielen Ausnahmen, an der Spitze stehen.“

Das stand für die Männer der Reform fest: mit den hergebrachten Avancementsverhältnissen mußte gebrochen werden. Und es wurde mit ihnen gebrochen, freilich erst nach harten Kämpfen. Zu radikal war dem Könige, was die Reformer beabsichtigten. Von besonderer Wichtigkeit war es natürlich vor allem, daß das Vorrecht des Adels, ins Offizierkorps einzutreten, beseitigt, und dieser Zugang

vielmehr in erster Linie abhängig gemacht wurde von einem bestimmten Maß geistiger Bildung. Für das weitere Vorwärtskommen wollten die Reformer die Wahl durch die Kameraden setzen. Die Offiziere des Dienstgrades, in welchem eine Stelle frei geworden, sollten drei Kandidaten bezeichnen, einer von diesen sei dann von den Offizieren des nächst höheren Dienstgrades zu wählen. Dieses Verfahren konnten sie freilich nicht durchsetzen; der König war dafür nicht zu gewinnen.

Diese Reformvorschläge jener erleuchteten Männer weisen deutlich darauf hin, wo der Fehler der bisherigen Regelung der Avancementsverhältnisse zu suchen ist. Wenn auch Scharnhorst nicht alles durchsetzte, so gelang doch soviel, daß dem aufstrebenden Talent die Bahn nicht verschlossen war, wie es unter den alten Verhältnissen gewiß nur zu oft der Fall gewesen.

Wunder nimmt es uns, daß unter jenen traurigen Verhältnissen so manche tüchtige Kraft doch noch schnell vorwärts kam. Haben doch auch im alten Heere die Helden der künftigen Ruhmestage Preußens zum Teil recht günstige Avancementsverhältnisse gehabt, wie wir das oben schon an Boyen sahen. Besonders aber war das bei Yorck der Fall. Er war, noch nicht 13 Jahre alt, 1772 als Junker eingetreten. Schon nach drei Jahren ward er Fähnrich, also Offizier. Wie mag dem Fünfzehnjährigen das Herz im Leibe gelacht haben, als er sein Patent las, das wörtlich lautete:

„Nachdem Seine Königliche Majestät von Preußen, unser Allergnädigster König und Herr resolviret, den bisherigen Gefreyt-Corporal Luckschen Regiments Füsilirs David Ludwig von York zum Fähndrich bei gedachtem Regiment Allergnädigst zu declariren und zu bestellen: Als thun sie auch solches hiemit und in Kraft dieses Patentes dergestalt: daß Allerhöchst gedachter Seiner Königlichen Majestät und Dero königlichem hohen Hause derselbe zuvörderst treu hold und gehorsam sein, seiner Charge gebührend wahrnehmen, was ihm zu thun und zu verrichten oblieget und commitiret wird, bei Tag und Nacht fleißig und treulich ausrichten, bei allen vorkommenden Kriegsbegebenheiten sich tapfer und unverweißlich bezeigen, im Uebrigen auch aller dieser Charge anklebenden Praerogativen und Gerechtsamen genießen solle. Das zur Uhrkund haben Seine königliche Majestät dieses Patent mit Dero geheimen Kriegs-Cantzley-Siegel bedrucken und autorisieren lassen. So geschehen und gegeben Berlin den 4ten Martii 1775".

Erzählt uns Droysen, daß der alte Yorck niemals freundlich ausgesehen habe, — als der junge Yorck sein Patent las, wird wohl doch das strahlende Gesicht Kunde gegeben haben von dem Glück, das sein Herz empfand, nun zu den Offizieren Seiner Majestät von Preußen zu gehören, wars auch zunächst noch auf der Stufe des niedrigsten Dienstgrades. Nur zwei Jahre brauchte Yorck auf ihr zu verweilen, schon 1777 ist er Leutnant, aber 1779 scheidet er aus dem preußischen Dienst aus, wird jedoch 1787 in ihm wieder als Kapitän angestellt. Ein noch nicht 30jähriger schon Kapitän! Ein unerhörter Fall! 1792 wird Yorck Major. Bei Ausbruch des Feldzuges in diesem Jahre ist er der an Jahren jüngste seines Dienstgrades in der Armee, aber doch schon ganz nahe zum Bataillon. Indes — Tapferkeit und bewiesenes Geschick hatten im Kriege nicht weitergeholfen; denn der 1795 geschlossene Friede sieht Yorck noch in derselben

Stellung wie beim Ausbruch des Krieges. Und auf viele Jahre hinaus schien an Krieg und Avancement nicht zu denken zu sein. Schon ließ auch ein Yorck die Hoffnung sinken. Da aber kommt die oben bereits erwähnte Vermehrung des Heeres, und Yorck wird 1797 zugleich mit von Bülow — dem nachmaligen Sieger von Dennewitz — Bataillonschef. 1799 ist Yorck Kommandeur des Fuß-Jägerregiments, 1800 Oberstleutnant, 1803 Oberst.

Das war eine glänzende Laufbahn. Aber sie stand auch einzig da in ihrer Art. Bei der großen Menge der Offiziere war es leider ganz, ganz anders. Und das war einer der größten Uebelstände im altpreußischen Heere. Denn ein gewaltiger Ansporn für die Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit des Offiziers fehlte. Daraus kann manches erklärt werden, was 1806 geschah — und was jetzt geschieht! Wir müssen es Kaiser Wilhelm II. Dank wissen, daß er alles irgend Mögliche dafür thut, sein Offizierkorps jung zu erhalten. Hart ist es für die Volksvertretung, wenn ungemessene Mittel von ihr gefordert werden, hart für den noch rüstigen Offizier, der den Abschied erhält zu einer Zeit, da er noch Kraft zu langem Dienen in sich fühlt. Es sind Opfer, die dem Vaterlande gebracht werden müssen; Opfer, die gewiß oft viel schwerer sind, als auf dem Felde der Ehre das Herzblut für König und Vaterland hinzugeben.

III.

Der Dienst.

Wir haben den altpreußischen Offizier bei den Plänen und Zukunftshoffnungen aufgesucht, die ihn in innerster Seele bewegten schon, da er vielleicht als Knabe noch zarten Alters dem Könige den Eid auf die Fahne geleistet. Und fanden wir da in erster Linie in seinem Herzen den Gedanken an das Vorwärtskommen auf der Stufenleiter des Avancements, so trifft unser auf sein Thun und Treiben nach außen hin gerichteter Blick den unausgesetzten und mühevollen, wie jeder überzeugt war, auch unerläßlichen und für König und Vaterland überaus wichtigen Dienst als das mit dem preußischen Offizier von damals untrennbar Verbundene.

Ein Heiligtum, eine Erbschaft vom Soldatenkönig her war dieser Dienst mit all seinem Ernst und seiner großen nachsichtslosen Strenge. Das Gesetz, daß nach einer gewissen Zeit andauernder Anspannung der Kräfte der Mensch der Ruhe bedarf, sollte im Bereich der schwarz-weißen Grenzpfähle höchstens für Bürger und Bauern gelten, aber ja nicht für die Beamten oder vielmehr — wie sie damals allgemein genannt wurden — „Bedienten", und erst recht nicht für die preußischen Soldaten. Weder Friedrich Wilhelm I. noch sein großer Nachfolger ließen jenes Gesetz für ihre Person gelten. Herrscher über ihr Volk und Heer, waren beide Könige auch Herrscher über ihren Körper. Und ihr eigenstes, rastloses, unermüdliches Wesen hatten sie dem Heere einzupflanzen gewußt; d. h. sie verlangten schier unerhörtes von der Arbeitskraft ihrer Soldaten. Vom General nicht minder wie vom Gemeinen. Wehe dem Chef oder Kommandeur, in dessen Regiment des Königs alles sehendes Auge Straffheit und Propreté vermißte; wehe dem Kapitän, in dessen Kompanie der Chef oder Kommandeur Lässigkeit und Schlaffheit zu erblicken wähnte, wehe dem Leutnant und Unteroffizier, der nach Ansicht des Kapitäns seine Pflicht und Schuldigkeit nicht that, und erst recht wehe dem Gemeinen, der durch sein Marschieren oder durch seinen Anzug unangenehm auffiel! Der Blitz aus des Königs Auge, das Donnerwetter aus seinem Munde beeinflußte für das ganze Jahr die Atmosphäre des Exerzierplatzes, und meistens brachte dieses Gewitter nicht etwa erfrischende Kühle — im Gegen-

teil, noch drückender, noch schwerer wurde nach solchem die Schwüle beim königlichen Dienst. Erst wenn wieder eine Revue stattgefunden und zu Allerhöchster Zufriedenheit ausgefallen war, konnte darauf gerechnet werden, daß auch der Herr Chef und der Kommandeur um eine Schattierung freundlicher dreinschauten; aber solch ein Sonnenblick war meistens doch schon recht abgeschwächt und abgeblaßt, wenn er bis in die untersten Chargen drang.

Wir glauben es gern dem Helden von Wartenburg, der in späteren Jahren selbst immer sauer blickte, wenn er von seinem Chef, dem General von Luck, zu sagen wußte, er sei ebenso langweilig wie peinlich streng gewesen, ein wahrer Cato gegen die lockeren jungen Herren; keinen anderen Schauplatz der Lebensfreuden habe er gekannt als den Exerzierplatz, keine andere Tugend als strengen Gehorsam und gutes Exerzitium, kein anderes Buch als das Dienstreglement. So herb und mürrisch wie der Chef, wären dann auch gegen ihre Untergebenen die gewesen, welche es von ihm leiden mußten.

War in jenen Zeiten, wie wir früher erfahren, die Klage über den Schneckengang des Avancements ein immer wiederkehrendes Thema bei der Unterhaltung besonders der jüngeren Herren Offiziere, und begegnen wir diesem alten Bekannten noch heut unter den ruhmvollen Fahnen Seiner Majestät von Preußen, wenn wir die Herren Leutnants bei ihren Gesprächen belauschen, so ist ein anderer alter Bekannter, der seit anderthalb Jahrhunderten und länger schon unter denselben ruhmvollen Fahnen zu finden ist, — soviel sonst auch sich geändert haben mag, — die Klage über des königlichen Dienstes Endlosigkeit und Strenge.

Freilich, die Herren Offiziere von heut würden ganz gewiß gar sehr erstaunen und bald genug die gewohnten Verhältnisse herbeisehnen, wenn sie plötzlich die Stelle ihrer Herren Urgroßväter einnehmen sollten; denn es ist heute doch viel, viel besser auch mit dem Dienst geworden seit jenen alten Tagen.

Erschlaffend war damals die Eintönigkeit, ermüdend die Steifheit des Dienstes. Wachtdienst und Drillen, Drillen und Wachtdienst, darin bestand eigentlich das ewige Einerlei, unter dem damals Offiziere und Gemeine seufzten, so lange ihnen das Empfindungsvermögen für Langeweile geblieben war. Denn nur zu sehr war das ewige Einerlei dazu angethan, den Menschen zur Maschine werden zu lassen. Für den gemeinen Mann war das sogar nötig. Sein geistiger Horizont war natürlich damals ein viel beschränkterer, als dies heutzutage bei der Mehrzahl der Rekruten der Fall sein wird; darum hatte für ihn gewiß auch dieser Dienst, nachdem er einmal gelernt war, viel von seinen Schrecken verloren; denn die Macht der Gewohnheit ist groß. Aber der Offizier! Für ihn war dieser Dienst wahrlich keine Kleinigkeit, besonders dann, wenn er von einem Manne geleistet werden mußte, der geistige Interessen hatte oder nicht ohne wissenschaftliche Bildung war, Dinge, die freilich damals nur zu oft beim Offizier nicht vorhanden waren.

Grausam ist es heute für den jungen Offizier, wenn die Hitze des Sommertages den strengen Herrn Kommandeur dazu zwingt, den Beginn des Dienstes eigentlich noch zu nachtschlafender Zeit anzusetzen. Der Bursche ist genau instruiert, ja nicht früher als 15 Minuten vor dem für Beginn des Dienstes befohlenen Zeitpunkt zu wecken. Denn die Toilette erfordert nur wenige Minuten; der Weg zum Kasernenhof, wo die Kompagnie antritt, ist in zwei Minuten zurückgelegt; und die Tasse heißen Kaffees wird während des Anziehens genossen, damit nur

ja der kostbaren Nachtruhe nichts geraubt wird. Und die Rechnung stimmt. Ein einziger flüchtiger Blick in den Spiegel lehrt nach kaum fünf Minuten, daß die ganze Erscheinung so ist, wie sie sein muß. Noch ausreichend lange vor dem Herrn Hauptmann ist der Kasernenhof erreicht, der Feldwebel hat gemeldet, daß alles zur Stelle sei, und da er zuverlässig ist, bedarf es kaum noch eines Blickes, um sich von der Richtigkeit der nun durch den Leutnant dem Hauptmann zu erstattenden Meldung zu überzeugen. Der eigentliche Dienst kann beginnen.

So ist es heute. Anders in alten Tagen. Erheblich viel früher mußte sich der junge Offizier den Armen des Schlummergottes entwinden, wenn sein äußerer Mensch in richtiger Verfassung rechtzeitig zum Dienst erscheinen wollte. Das kurzgeschnittene Haar fordert heute, selbst wenn der Herr Leutnant den Scheitel bis tief in den Nacken als unerläßliches Erfordernis betrachtet, doch nur einige wenige eilige Handgriffe. Aber welche Not und welcher Aufwand an Zeit war da früher erforderlich, nur den Zopf in gehöriger Ordnung zu halten; das war wirklich keine Kleinigkeit.

Vielleicht erscheint es manchem nicht hierher gehörend, wenn wir hier, wo es sich um den königlichen Dienst im Heere handelt, vom Zopf des Soldaten reden. Aber es hieße, die Vergangenheit, insbesondere die altpreußische, nicht kennen, wollte man bei ihrer Schilderung der Betrachtung des Zopfes eine ausführliche Stelle versagen.

Der Zopf war recht eigentlich ein Stück des Dienstes; denn vielfach wurde der Beschaffenheit des Zopfes von den Herren Vorgesetzten die größte Wichtigkeit beigelegt. War darum schon für den täglichen Dienst die Frisur eine gewisse Sorge — Pinsel, Kamm und erwärmte Pomade mußten angewendet werden, dem reichlichen Puder die Stätte zu bereiten, damit der Kopf wie kandiert aussah —, so wurde die Sorge für Kopf und Zopf geradezu ein Kummer, wenn eine große Parade nahte. „Der Regimentsfriseur, um seiner umfangreichen Aufgabe genügen zu können, mußte sein Geschäft schon am Vorabend des feierlichen militärischen Schauspiels, bei den jüngsten Offizieren anfangend, beginnen, und um das kunstvolle Gebäude nicht wieder zu zerstören, mußten alsdann die jungen Leute eine ganze Nacht, die Stirn auf die Arme gelegt, am Tische sitzend zubringen.“ Von welcher Wichtigkeit nach damaligen Anschauungen die Beschaffenheit des Zopfes war, geht auch deutlich aus Eylerts Beobachtungen hervor, die dieser in seiner Jugend an den Soldaten des damals in Hamm in Garnison liegenden Regiments von Wolfersdorf anstellte. Er schildert die Frisur des Soldaten folgendermaßen*): „Die Locken an beiden Seiten, und besonders der Zopf, durften dem Kopfe nicht zu nahe, nicht zu fern, nicht zu dick, nicht zu dünn, nicht zu kurz, nicht zu lang sein, wobei alle, die ein dünnes Haar hatten, beim jedesmaligen täglichen Zurechtmachen ihre große Not hatten und besonders die Regimentsfriseure, die man Perrückenmacher**) nannte, manches Schimpfwort hören mußten. War alles fertig und gehörig eingeschmiert, so ging im weißen Pudermantel das Pudern an, und das appretierte Haupt (beim gemeinen Soldaten von gewöhnlichem Mehl) mußte schneeweiß sein; das ganze Gesicht war aber auch mit dem Quast gepudert, dieses mußte vorsichtig abgewischt und mit

*) Eylert III. 1. S. 44.
**) Der Perrückenmacher stand beim Unterstabe.

einem scharfen Messer akkurat die bald vor, bald zurückspringende Linie der Haare in Normalstrichen gehörig abgegrenzt werden, sodaß alles Frisierte recht kenntlich und sichtbar war. Die jugendlichen Leute trugen ihre eigenen Haare, die alten Herren aber Perrücken, und ein Duft von Bergamottöl verbreitete sich rings umher."

Natürlich wurde von den Inspekteuren auf sorgfältigste Behandlung der Zöpfe gesehen; der Zustand der Zöpfe soll sogar vielfach maßgebend gewesen sein für das über die ganze Truppe zu fällende Urteil! Besonders wird das vom Kurfürsten von Hessen erzählt, der vor dem Kriege von 1806 Inspekteur der westfälischen Regimenter war. Kam er zur Revue, so war die ganze Stadt in Aufregung; am meisten aber mochte das bei den Offizieren und Mannschaften der Fall sein, die sorgenvoll ihrer Zöpfe gedachten. Hatte doch der Kurfürst stets das Normalmaß in der Tasche, mit dem er beim Abschreiten der Front die Zöpfe nach ihrer Länge, Dicke u. s. w. maß. Nur wenige Zöpfe sollen im allgemeinen Gnade vor den Augen des Gestrengen gefunden haben; besonders schmerzlich aber mag es für den Chef des Regiments gewesen sein, als der Kurfürst so laut, daß es die Umgebung hörte, ihm sagte: „Ach Herr General, es ist grausam schwer, einen guten Zopf zu machen."

Nach des Kurfürsten von Hessen Sinn mag jener Zopf gewesen sein, dessen Graf Henckel in seinen Erinnerungen gedenkt. Er schreibt: „Ich erinnere mich, in Bartenstein bei dem Regiment meines Vaters einen Kapitän von Schallenfels gekannt zu haben, dessen Zopf auf der Erde schleppte und den er daher beim Exerzieren in die Rocktasche steckte. Er brauchte 70—80 Ellen Zopfband."

Mit Unrecht macht man vielfach aus dieser Sorgfalt für den Zopf den Inspekteuren jener Zeit einen Vorwurf. Es ist durchaus noch heut militärisch, wenn ein Kompaniechef besonderen Apell ansetzt, um den Haarschnitt der Mannschaft zu prüfen. Auch heut noch wird durch höhere Offiziere, z. B. dem Sitz des Helms Beachtung geschenkt und gelegentlich wohl auch das zu tiefe oder zu hohe Sitzen bemängelt. Würde es heute etwa als ein Zeichen zweckloſen pedantischen Wesens erachtet werden, wenn ein General auf zu niedrigen oder zu hohen Helmsitz durch Hinhalten dreier Finger über die Ohrwurzel eines zur Parade angezogenen Soldaten hinwiese? Sicher nicht. Ordnung, auch in den geringsten Kleinigkeiten, ist eben von jeher beim preußischen Soldaten als unerläßlich erachtet worden. Es wäre traurig, wenn das heute anders wäre als damals.

Die Ehrfurcht, die man dem Zopf entgegenbrachte, und das lange Festhalten an ihm mag auch darin begründet gewesen sein, daß die Revolutionsmänner von jenseits des Rheines mit dem Zopf durchaus gebrochen hatten. Ein gewaltiger Schreck durchfuhr gelegentlich der Huldigungsfeier nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. die im Weißen Saale des königlichen Schlosses in Berlin versammelten preußischen Würdenträger, als in ihrer Mitte der neuernannte französische Gesandte Sieyès erschien, „ein Kerl mit einem wahren Kanaillengesicht", — um mit v. d. Marwitz zu reden — als der einzige, der in der zahlreichen Versammlung unbezopft war.

Die ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Zopfe verwandelte sich nach dem Unglück von 1806 geradezu in Haß.

Ein Spottgedicht, betitelt „Rückkehr der Helden in bürgerlicher Kleidung und ohne Zopf" in der ersten militärischen Zeitschrift, die noch dazu von einem altpreußischen Offizier herausgegeben war, begrüßt die unglücklichen,

aller Mittel beraubten, versprengten, erschöpft im Lande umherirrenden Offiziere folgendermaßen:

„Gott sei's gedankt! daß noch so gut
Die lieben Herren weggekommen. —
Hoch stand die Feder, hoch der Mut!
Nun Feder fort und Glut verglommen!
Heil blieben Haut und Füß' und Kopf:
Denn Hieb und Schuß traf nur den — Zopf."

Das Ende des Zopfes wird durch das Unglücksjahr 1806 bezeichnet. Noch vor Ablauf dieses Jahres schnitt der König seinen Zopf ab. Die königlichen Prinzen mußten erst durch ein Handschreiben des Königs zur gleichen Maßregel veranlaßt werden; nur murrend fügten sie sich dem Willen des Herrschers. Das alte Preußen, so meinten viele, sei mit dem Zopfe dahingeschwunden*).

Doch nicht allein der Zopf forderte große Sorgfalt und Aufmerksamkeit am Kopfe des jungen Offiziers, sondern auch die sonstige Herrichtung der Frisur. An den Schläfen nämlich prangten die Locken, deren Zahl bei den Regimentern verschieden war. Die 1790 in Gumbinnen garnisonierenden Dragoner z. B. hatten das Recht, vier Locken, auf jeder Seite zwei und zwei übereinander, zu tragen. Im Regiment von Klinkowström dagegen wurde nur eine quer über das Ohr gehende Locke „von der Größe eines sogenannten Rauchstümpels" getragen; Reiche sagt uns, diese Locken seien tütenförmig gewesen. Die äußere Beschaffenheit seines Kopfes war immer eine der Hauptsorgen des jungen Offiziers, ehe er zum Dienst ging.

Viel schneller war er mit den anderen Ausrüstungsstücken für seinen äußeren Menschen fertig, denn das Sponton war natürlich vom Burschen schon geraume Zeit vor Beginn des Dienstes blitzblank geputzt worden. Das Sponton vor allem

*) Nur in Hessen fristete der Zopf noch sein Dasein; denn der oben erwähnte Kurfürst von Hessen hatte nach seiner Rückkehr nach Kassel im Jahre 1813 den Zopf in seinem Machtbereich wieder zu hohen Ehren gebracht. Als er seinen Einzug in Kassel hielt, nahm der alte Herr alle Freudenbezeigungen ohne besondere Bewegung entgegen; erst als dem Kurfürsten ein Offizier aus alter Zeit, mit mächtigem Zopf versehen, zu Gesicht kam, überflog ein Schmunzeln sein Gesicht, und erfreut wandte er sich an seinen Adjutanten mit den Worten: „Gott sei gelobt, der hat ihn noch." Wir fügen hier noch wörtlich bei, was Vehse in seiner Geschichte der deutschen Höfe 27. Bd., S. 261 f. von der Zopfliebhaberei des alten Herrn in Kassel berichtet: „Die ganze Armee mußte wieder Zöpfe tragen und Puder im Haar führen: die vier vorschriftsmäßigen gepuderten Papilloten und gewichste Schnurrbärte, ganz so, wie im siebenjährigen Kriege. Da die Haare der Soldaten sehr oft nicht lang genug waren, um daran die falschen Zöpfe zu befestigen, wurde anbefohlen, falsche Zöpfe an die Uniformkragen, aber keineswegs an die Hüte zu stecken. Dieser Befehl war durch einen seltsamen Vorfall erwirkt worden. Der Kurfürst bemerkte einst, als er aus dem Schlosse kam und die Wache schnell ins Gewehr trat, einen Offizier mit zwei Zöpfen. „Warum hat man zwei Zöpfe?" donnerte die alte Hoheit. Der Offizier hatte den Hut eines Kameraden, an dem dessen Zopf festgemacht war, ergriffen, der seinige hing an dem eigenen Haare. Unnachsichtlich erhielt der Offizier Arrest, und es erging der gedachte Befehl. Um echte Zöpfe zu erzeugen, setzte der Kurfürst eine Prämie auf eine den Haarwuchs befördernde Salbe, und Offiziere, die echte Zöpfe zu produzieren vermochten, erhielten eine Zopfgratifikation. In ganz Europa ward der Kurfürst wegen dieser krankhaften Zopfmanie verspottet: ein Engländer spazierte sogar vor dem Schloß Wilhelmshöhe mit einem fast schenkeldicken Zopfe, der bis an die Kniekehle herabreichte, und dann sogar mit vier, fünf bis beinahe zur Erde herabhängenden Zöpfen auf und nieder. Von diesem Aergernis war der Kurfürst so klug, keine Notiz zu nehmen." Erst im Jahre 1821, als Kurfürst Wilhelm I. starb, war auch im kurfürstlich hessischen Heere die Zeit der Zöpfe vorüber, wenigstens äußerlich.

kennzeichnete den Offizier. Er trug es bei jedem Dienst. Der eigentliche Zweck dieser Waffe ist schwer zu bezeichnen; sie trat an Stelle des Kurzgewehres, das der Junker, wie alle Unteroffiziere, zu tragen hatte, und war wie dieses ein etwa neun Fuß langer Spieß. Im Gliede trug der Offizier das Sponton auf den rechten Fuß gestellt und an den Schultern angepreßt; vor der Linie stehend aber wurde das Sponton mit ausgestrecktem Arm senkrecht auf die Erde gestellt gehalten; im Marsche endlich trug der Offizier seine Waffe an der rechten Hüfte etwas nach hinten gesenkt.

Diese völlig nutzlose Waffe, dem Offizier unbequem — mußte er doch das Salutieren im Marsche durch zehn Griffe ausführen — den Leuten, die im Zuge standen, eine Qual für die Schienbeine, an die sie der Offizier unwillkürlich fortgesetzt stieß, war doch Gegenstand der Sehnsucht besonders für den Junker. Strahlend vor Freude nahm er sie in die Hand, wenn er, zum Fähnrich befördert, in die Reihe der Offiziere Seiner Majestät treten durfte.

Außer dem Sponton war auch Schärpe und Ringkragen das den Offizier vom gemeinen Mann Auszeichnende. Der heut bekanntlich nicht mehr an der Uniform des preußischen Offiziers vorhandene Ringkragen wurde am Halse getragen und war eine ovale in der Mitte ungefähr sechs Zoll lange und vier Zoll breite Schale von Silber mit einem bogenförmigen Ausschnitt an den beiden schmalen Enden. Auf ihm waren einige Kriegsattribute zu sehen, die ein ovales kleines Schild von weißer Emaille umgaben, auf welchem der schwarze Adler dargestellt war. Wahrscheinlich war dieses Uniformstück der letzte Rest des Brustharnisches der Ritter. Einen praktischen Zweck hatte es nicht.

Besondere Schwierigkeit machte es vielfach den Kavalleristen, die Hosen in den prallen Sitz zu bringen, den mancher Kommandeur für unerläßlich hielt. Im Regiment des Generals v. Seydlitz wurde dieser pralle Sitz dadurch erreicht, daß die Hosen lange vor dem Dienst völlig naß angezogen wurden. Sie mußten am Körper trocknen. Um den Kommandeur zufrieden zu stellen, kam es wohl vor, daß ein junger Offizier sich ein Gestell anfertigen ließ, das ihm ermöglichte, in der beim Reiten einzunehmenden Haltung des Körpers das Trockenwerden der Hosen abzuwarten. Wenn die Schwadron um 4 Uhr des Morgens ausrücken mußte, mag es dann wohl mit der Nachtruhe des Herrn Leutnants nicht gerade gut bestellt gewesen sein.

Ein sehr wesentlicher Teil des Dienstes für jüngere und ältere Offiziere bestand in dem Drillen des gemeinen Mannes. Viel ist in diesem Punkte von jeher im preußischen Herr geleistet worden. Der Geist seines eigentlichen Begründers, jenes königlichen Exerziermeisters, der seinen lieben blauen Kindern kaum die unbedingt notwendige Ruhe ließ, steckt nun einmal im preußischen Heerwesen und wird ihm hoffentlich nie verloren gehen. Vielleicht wurde in jenen Zeiten, um die es sich für uns hier handelt, gar zu viel auf den Paradesoldaten gesehen. Turnen und Felddienstüben fällt nämlich für die Betrachtung des damaligen Dienstes so gut wie völlig aus. Die schwachen Ansätze hierzu sind nicht der Rede wert. Um so mehr Zeit konnte auf den eigentlichen Drill gewendet werden. Und das geschah in ausgiebigster Weise.

Schon um $^1/_2$4 Uhr des Morgens wurde z. B. beim Regiment Gensd'armes in Berlin gefüttert. Ein besonders diensteifriger Schwadronschef überließ die Sorge für das kostbare Pferdematerial nicht den Unteroffizieren allein, sondern

befahl, daß der Leutnant zum Rechten sah; ja, es litt ihn selbst wohl nicht daheim; denn nichts fördert so, als wenn der Untergebene das Auge des Vorgesetzten wachend weiß! Da galt es früh aufzustehen, besonders wenn die Wohnung nicht in unmittelbarer Nähe der Kaserne lag. Um $^1/_2$6 Uhr wurde gesattelt, um 6 Uhr ausgerückt, und erst um 1 Uhr kam in den meisten Fällen der junge Offizier heim; denn die Schwadron exerzierte in zwei Abteilungen. Von 3 bis $^1/_2$5 Uhr wurde dann Unter den Linden zu Fuß exerziert und von 5 bis 6 Uhr in der Kaserne geputzt. Das war Dienst genug. Und ähnlich war es bei der Infanterie, wenn freilich auch die Nachtruhe etwas länger bemessen werden konnte, da keine Pferde zu besorgen waren. Aber die zahllosen Griffe mit dem Gewehr! Ehe die einem Rekruten beigebracht waren und dann auch gleichmäßig von der Kompanie, ausgeführt wurden, war ein gewaltiges Stück Arbeit erforderlich! Ein Gewährsmann aus jener Zeit giebt 108 Handgriffe beim Exerzieren mit dem Gewehr an. Wenn nun freilich beim Drill im Kleinen der Unteroffizier die eigentliche Arbeit leisten mußte, so war eben doch, wie überall, auch hier der Offizier verantwortlich für den Dienst. Und es wurde gewaltig streng genommen mit der Ausbildung des gemeinen Mannes. Waren auch nur 3 oder 4 Rekruten in die Kompanie eingestellt, so mußten bei ihrem Exerzieren am Vor- wie Nachmittage doch sämtliche Offiziere, die Junker und vier Unteroffiziere anwesend sein. Oft waren mehr Exerziermeister als Rekruten zur Stelle.

Das war jedenfalls zu viel. So viel Mühe und Zeit an den Drill zu wenden, hieß wertvolle Arbeitskraft vergeuden. Freilich, auch hier wird es sehr auf die Eigentümlichkeit des jedesmaligen Kommandeurs angekommen sein. Gewiß hat es unter ihnen auch damals solche gegeben, die im Drill das eigentliche Wesen des Dienstes sahen, aber gewiß auch solche, die den Drill nicht als Hauptsache, sondern als Mittel zum Zweck betrachteten. Diese mögen damals viel seltener gewesen sein als jene. Das eine steht jedenfalls fest: für die Offiziere jener Tage wäre es besser gewesen, sie hätten sich nicht so gut wie ausschließlich mit dem Drill, sondern auch mit anderen Dingen beschäftigen müssen. Daß sie auf diese Weise in Kleinigkeitskrämereien verkümmerten und nach 20—30jährigem Dienen verbraucht waren, ist nur zu erklärlich. Dieser Fehler hat sich 1806 bitter gerächt!

Daß ein Mann wie Yorck mit der geisttötenden Art des damaligen Dienstes gründlich brach, ist leicht erklärlich. Aber was nutzte es der Gesamtheit des Heeres, wenn dieser eine Mann in einer kleinen Garnison im fernen Osten des Vaterlandes seine Jäger fleißig im Schießen, Tiraillieren und Felddienst ausbildete? Yorck räumte eiligst mit der Anschauung auf, als zeigte sich die Güte einer Truppe lediglich dadurch, daß die Bataillone zu Linealen gemacht, sich auf dem Gelände hin und her schieben ließen. Und er fand Verständnis für seine Bestrebungen bei den jüngeren Offizieren. Die bemerkten, daß nun ein frischer Wind über den Exerzierplatz wehte. Aber die alten Herren! Was war das für ein Räsonnieren bei ihnen. Wir lesen bei seinem Biographen:*) „Yorck versuchte dies und das; wo irgend möglich, suchte er ihnen nachzuhelfen, gab ihnen wohlinstruierte jüngere Offiziere zur Seite, versuchte, sie durch Besprechungen aufzuklären. Sie sollten zu Pferde die Uebungen leiten; allerdings mußten sie etats-

*) Droysen, S. 107 f.

mäßig Pferde haben, aber es war seit Menschengedenken im Heer üblich, daß sie diese ihre Verpflichtung in Kutschpferden leisteten, um mit Frau und Kind spazieren fahren zu können; sie blieben auch jetzt bei der Gewohnheit und begnügten sich, mit ihren respektiven Kutschpferden in die Manöver zu reiten. Das war mehr als alles andere Yorcks Aerger; er ließ keinen Anlaß vorübergehen, wenn die alten Herren auf ihren feisten undienstmäßigen Gäulen hinschlenderten, drein zu fahren, sie bis auf das Aeußerste zu hetzen: „Reiten Sie, reiten Sie, Herr Hauptmann, brechen Sie den Hals, wenn es nicht anders gehen will; warum reiten Sie solche Schindmähren.“ Und sie jagten auf Leben und Tod, um das verwünschte Ende der schon bekannten Redeweise nicht mehr zu hören. Er war unerschöpflich in immer neuen Sarkasmen; er verstand es, seinem Tadel die allerempfindlichste Schärfe zu geben; er ging bis an die äußerste Grenze des Erträglichen; Ungeschick und Beschränktheit bei den Feldübungen, meinte er, seien das allerübelste, strafbarer als auf dem Schlachtfelde, wo man das, was man versehen, durch Bravour wieder gut machen könne. Und in diesem Geist äußerster Strenge verfuhr er unnachsichtig, trieb die Ungeschickten bis zu förmlicher Verzweiflung.“

Wie es mit der Schwerfälligkeit der älteren Herren Kapitäne und Stabsoffiziere damals überhaupt ausgesehen haben mag, gewiß nicht zum Vorteil des Dienstes, geht auch aus anderen Berichten hervor. So weiß Graf Henckel zu erzählen, daß im Kürassier-Regiment von der Marwitz, das 1794 in Kyritz und Zehdenick in Garnison lag, die älteren Offiziere überaus hinfällig und verbraucht waren. Alle nur möglichen Krankheiten und Leiden waren bei den Stabsoffizieren vertreten. Der Oberst litt dermaßen an der Gicht, daß ihm der Pallasch beim Aufsitzen in die Hand gedrückt werden mußte; ihn selbst zu ziehen vermochte er nicht. „Major des Combles war das größte Original, das man sehen konnte. Er stammte von den Refugiés ab, hatte allerhand gelernt, aber sehr rasch in seiner Jugend gelebt. Wenn er beim Exerzieren genötigt war, abzusteigen, konnte man für diesen Tag auf sein zu Pferde kommen nicht wieder rechnen. Er war einmal auf Werbung beim Fürsten Thurn und Taxis gewesen, und von da an datierte er alles. Er sprach stets laut mit sich selbst, und man hatte eine Menge Anekdoten von ihm. Sein Anzug war ganz fabelhaft. — Major von Brüsemann war ein sehr dicker Bonvivant, der sich stets den Bauch am Sattelknopf durchritt, wenn es scharf ging. — Rittmeister von Heidebrandt spielte das Violoncell recht gut, war aber ebenfalls sehr dick und litt an Unterleibsbeschwerden. Es war schon als Norm angenommen und alles dazu eingerichtet, daß, wenn zum Exerzieren geritten wurde, alle zwar mit ausrückten, aber vor dem Thore angekommen, drei oder vier von den Kompagniechefs sich krank melden ließen und nach Hause ritten.“

Unter diesen Umständen wird es wohl mit dem Drillen nicht gar zu schlimm bestellt gewesen sein, wenigstens werden es die jüngeren Herren Offiziere nicht übel gehabt haben. Mögen nun wohl auch solche Zustände wie sie hier geschildert sind, zu den Ausnahmen gehört haben, daß sie doch überhaupt obwalten konnten, wirft immerhin schon ein sehr bedenkliches Licht auf die damaligen Verhältnisse.

Eine Abwechselung brachte für Offiziere und Mannschaften der Wachtdienst. Aber auch da war der Soldat keineswegs auf Rosen gebettet. Besondere Schwierigkeit bot vielfach der Dienst auf einer Thorwache, denn hier trug

der wachthabende Offizier eine große Verantwortung. War er nicht behutsam, und gelang es einem Ausländer, in Zivilkleidern das Freie zu gewinnen, so wurde der Offizier, der die Wache und damit die Verpflichtung hatte, jeden Auspassierenden zu examinieren, zur Verantwortung gezogen. Wehe dem jungen Offizier, dem das passierte! Unverzüglich ging es in den Arrest; und lange bekam er vom Kompaniechef und Kommandeur kein freundliches Gesicht zu sehen; denn die Desertion eines Mannes war ein auch pekuniär schwer ins Gewicht fallender Verlust. Und selbst wenn der Deserteur wieder eingefangen wurde, war doch von der Kompanie ein Fanggeld zu zahlen. In Wesel betrug es 10 Thaler. Da nun die Ersparnisse an Werbegeld ein Stück der Einnahme des Kompagniechefs waren, so traf diesen schließlich der Verlust. Der Mensch ist immer empfindlich, wenn sein Geldbeutel in Leidenschaft gezogen wird; aber am allerempfindlichsten sollen die Herren Kompaniechefs jener Zeit in diesem Punkte gewesen sein.

An Wachtdienst war kein Mangel, besonders in den damals doch noch zahlreichen Festungen. In Wesel zogen täglich 11 Offiziere auf Wache: zwei Hauptleute und neun Subalternoffiziere. Ließen sie den an den Thoren besonders mühsamen Dienst des Kontrollierens aller ein- und auspassierenden Fuhrwerke und Fußgänger auch von den Unteroffizieren besorgen, so trugen sie eben doch die Verantwortung, und es kam doch auch vor, daß ein Unteroffizier nicht zuverlässig war. Die Möglichkeit lag doch vor, daß er einem verkleideten Soldaten, den die Freiheit lockte, durch das Thor half. Darum war, besonders in einer Grenzfestung, der Wachtdienst des Offiziers nicht leicht.

Unausgesetzt hatten zudem Ronden, die abwechselnd von einem Hauptmann und einem Subalternoffizier zu thun waren, die Posten zu revidieren. Und diese Posten standen oft so entfernt. Und die Nacht war so dunkel, der Wind so kalt! Das war ein mühevolles Dienen, und manchmal mag der tägliche Exerzierdienst doch noch angenehmer gewesen sein als die Wache. Die Herren Kameraden, die abends zu Besuch auf Wache gekommen waren, konnten daheim doch einige Stunden ungestört ruhen; aber den Kameraden auf der Wache floh der Schlaf. Hatte er vielleicht lange nach Mitternacht endlich doch im Schlafe Vergessen seiner Sorgen gefunden, so kam gewiß der Stabsoffizier du jour, um die Wache zu revidieren. Es geschah das meistens nicht blos einmal des Nachts, und der vielleicht an Podagra leidende und darum selbst die Nachtruhe schmerzlich vermissende alte Herr wird darum wohl auch nicht immer in rosigster Laune gewesen sein. Eine Zentnerlast fiel dem Offizier der Wache oft von der Seele, wenn endlich die Ablösung nahte und die Wache dem Nachfolger übergeben war.

Das Postenstehen hat auch heut noch keine besonders zahlreichen Anhänger unter den Soldaten, ebensowenig wohl mag der Aufenthalt in der Wachtstube eine Erquickung sein, aber doch hat auch dieser Dienst gewiß viel von seinen Schrecken verloren. Jedenfalls kommt heut der Soldat bei weitem nicht so häufig auf Wache wie ehedem. Denn eigentlich unterschied sich früher der Wachtdienst des Soldaten nicht gerade wesentlich von dem eines Nachtwächters. Es war in Berlin und Potsdam und jedenfalls erst recht wohl anderwärts Sitte, wenn jemand um guter Ordnung willen, bei angestellten Lustbarkeiten, Hochzeiten u. dergl. eine Wache für Geld vor sein Haus haben wollte, sich beim Platzmajor am Tage zuvor zu melden; es zog dann ein Wachtposten auf, der für die Ordnung zu

sorgen hatte. Es mag das wohl zuweilen ein begehrter Dienst gewesen sein, da jedenfalls der Soldat nicht Mangel zu leiden brauchte.

Nicht gerade erquicklich mutet es an, wenn ein Soldat aus dem Jahre 1799 seinen Wachtdienst und besonders auch das Wachtlokal folgendermaßen schildert: „Schauerliche Stille und Einsamkeit wurden nur durch das unendlich langgedehnte „Wer da" unterbrochen, das unausgesetzt der Reihe nach ein Posten dem andern weitschallend zurufen mußte, um die Wachsamkeit zu erhalten, sowie durch fleißig gehende Patrouillen. Nach jedesmal überstandenem zweistündigen Schildern im stinkenden Wachtrokelor freute man sich der kommenden Ablösung, wiewohl um nach kurzer Ruhe auf harter Pritsche, von hungrigen Ratten und Mäusen im fetten Kammstriche des Zopfhaares benagt, auch seinerseits zum Patrouillieren aufgerufen zu werden und zu Zeiten aus der glühenden, mit Ausdünstungen erfüllten Wachtstube ohne Mantel in die grimmigste Kälte zu treten und zähneklappend im tiefen, unter den Tritten knirrenden Schnee das ganze Revier zu durchstreifen."

So wichtig auch der Dienst, der das Drillen des Mannes, der Kompanie und des Regiments zum Zwecke hatte, auch für die Disziplin gewesen sein mag, für den Ernst des Krieges bereitete er eigentlich doch nicht — oder doch nur mittelbar — vor. Da vermissen wir das Schießen und Tiraillieren. Ein Mann wie Scharnhorst hatte diesen Mangel längst empfunden; aber 1801 war es ihm nur möglich, den König zur theoretischen Beipflichtung zu gewinnen. Erst die trüben Erfahrungen des Jahres 1806 brachten hier einen gründlichen Wandel. Es ist freilich schwer begreiflich, daß man vorher den Soldaten überhaupt Gewehre gab, ohne sie auch in ihrem Gebrauch gehörig zu unterweisen. Auch das Tiraillieren wurde erst seit 1808 fleißig geübt. Bis dahin aber bestand der Schießdienst eigentlich in der Einübung von Kunststücken, die bei dem glanzvollen Schauspiel der Revue wirken sollten. An solchen Uebungen war allerdings kein Mangel. Ja, die Herren Inspekteure legten großen Wert darauf, daß ja nicht bei den Salven „geplackert" wurde. Nachsichtslos wurde es schwer geahndet, wenn in dieser Beziehung Fehler unterliefen. Ob der Soldat aber ein Ziel, und wäre es so groß gewesen wie ein Haus, auch traf, darnach wurde wenig gefragt.

Die verschiedenen Feuerarten wurden fleißig geübt. Man unterschied besonders Peloton-, Kavallerie- und Heckenfeuer. Ihre Art und Weise wird uns folgendermaßen geschildert: „Das Bataillon war in acht Züge oder Pelotons geteilt. Sollte nun das Pelotonfeuer gemacht werden, so kommandierte der Bataillonskommandeur: „Das Bataillon soll mit Pelotons chargieren: der rechte Flügel fängt an! Chargiert!„ Auf das Wort: „Der rechte Flügel fängt an!" traten die zugführenden Offiziere drei Schritte vor und machten eine halbe Wendung links gegen ihren Zug. Auf das Wort „Chargiert!" machte das erste Peloton auf das Kommando seines Offiziers fertig, gleich darauf das dritte Peloton, und wenn das erste sein Feuer abgab, machte das fünfte fertig, dann das siebente, dergestalt, daß das Feuer der Pelotons in gleichen Pausen nacheinander erfolgte. Mit dem siebenten Peloton mußte das zweite Peloton zugleich wieder fertig machen und feuern, wenn das siebente Peloton eben geschossen hatte, worauf das Feuer der geraden Pelotons in derselben Ordnung folgte, wie es bei den ungeraden angezeigt worden. Gewöhnlich wurde auf diese Weise zweimal durchgefeuert. — Beim Kavalleriefeuer wurde angenommen, ein Bataillon steht in Linie aufmarschiert

und Kavallerie greift dasselbe an; es ist also keine Zeit mehr, ein Quarré zu formieren. Nach dem Avertissement „Kavalleriefeuer" ward ein Peloton benannt, andeutend, daß der Angriff der Kavallerie auf dieses gerichtet sei; die beiden rechts und links daneben stehenden Pelotons machten „fertig" und bewirkten durch rechts und links Anschlagen ein kreuzendes Feuer vor dem bedrohten Peloton. — Eine dritte Art Chargierung war damals das sogenannte Heckenfeuer. Dieses führten nur die beiden vorderen Glieder aus; das erste Glied fiel dabei nicht nieder. Es wurde kommandiert: „Bataillon auf Hecken chargiert! Bataillon fertig; chargiert!" Auf das Kommando: „Hecken chargiert!" traten die zugführenden Offiziere aus der Linie vor und ließen auf das zweite „Chargiert!" nacheinander immer drei Rotten, die Front hintergehend, Feuer geben. Die Leute waren zuvor abgeteilt. Das Feuer wurde so oft durchgemacht, als es für gut befunden wurde."

Unser Gewährsmann hatte die Rheinfeldzüge mitgemacht; das Peloton- und Kavalleriefeuer war nicht ein einziges Mal angewendet worden; gleichwohl wurden die verschiedenen Feuerarten nach der Rückkehr in die Garnison so eifrig geübt, „als hinge der Gewinn oder Verlust einer Bataille davon ab."

Es wurde offenbar früher recht viel Zeit verschwendet beim Dienst — wie vortrefflich hätte diese schöne Zeit Anwendung finden können! Warum mußte täglich Stunden hindurch bei der Wachtparade herumgestanden werden? „Obgleich man sich den ganzen Morgen gesehen hatte, so waren dennoch die Diskussionen auf dem Paradeplatz ohne Ende, und ob zwar die Wachtparade um zehn Uhr zusammenkam und um elf Uhr die Wache aufzog, so war es doch oftmals der Fall, daß man noch ein bis zwei Stunden auf dem Platze stand" — so erzählt Graf Henckel von den Verhältnissen in Gumbinnen im Jahre 1790; und so wird es wohl anderwärts auch gewesen sein. So hart es klingt — aber im großen und ganzen wird dieser Dienst, besonders für den jungen Offizier, nichts anderes gewesen sein als ein vielgeschäftiger Müßiggang — wenigstens den größten Teil des Jahres hindurch.

Alles wurde anders zur Exerzierzeit. Sie begann gewöhnlich schon im März und dauerte etwa vier Wochen. Die Inländer, die den größten Teil des Jahres beurlaubt waren, traten jetzt in die Kompanie, und natürlich wurde nun besonders eifrig exerziert. Schon um $^1/_2 3$ Uhr begann — wenigstens bei der Kavallerie — das Leben in den Kasernen; denn um früh ausrücken zu können, mußten die Pferde schon zu so früher Stunde gefüttert werden. Aber auch der Infanterist mußte zeitig heraus. Meistens hatte die Sonne längst schon die Mittagshöhe überschritten, wenn Offiziere und Mannschaften, zum Tode ermüdet, zu den Thoren wieder hereinmarschierten. Der Aus- und Einmarsch hatte in strengster Regelmäßigkeit des Schrittes — 75 in der Minute — unter peinlichster Beobachtung der vorgeschriebenen Distanzen, damit ein sofortiges richtiges Einschwenken möglich sei, zu erfolgen.

Bei allem Drillen des einzelnen Mannes sowohl wie der Kompanie stand jedem Offizier, besonders natürlich dem Herrn Regimentschef, dem Kommandeur, Major und Kapitän das Schreckgespenst der Revue vor der Seele. Sie wurde im allgemeinen einmal jedes Jahr vor dem obersten Kriegsherrn abgehalten. Schwere Sorgen knüpften sich an das Wort Revue für die älteren Offiziere; die jüngeren wurden von solchen Sorgen nicht unmittelbar berührt; waren sie doch

ein gar sehr unwesentliches Teilchen in dem überaus künstlichen Organismus des großen Ganzen eines Regiments. Dem Offizier, der schon einige Jahre im Dienst gestanden, waren natürlich die von ihm zu machenden Bewegungen in Fleisch und Blut übergegangen; da konnte es also nicht fehlen, und für alles andere waren ja die Herren Kapitäne und deren Vorgesetzte verantwortlich.

Die ost- und westpreußischen Truppen pflegte König Friedrich jährlich im Juli bei Mockerau in der Nähe von Graudenz zu versammeln. In Braunsberg garnisonierte in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts das Füsilierregiment von Luck; in diesem Regiment war York 1777 zum Leutnant befördert worden. Was für ihn und seine Kameraden die Revue bei Mockerau war, erzählt uns Droysen folgendermaßen: „Schon mit dem Frühling trat die einleitende Exerzierzeit ein; General v. Luck eröffnete sie damit, daß er auf der Parade dem versammelten Offizierkorps die Anzeige davon machte, regelmäßig mit dem Stoßseufzer: „daß der allmächtige Gott den Anfang und das Ende zum Besten wenden möge"; dann folgte der Parolebefehl: „daß alle Vergnügungen und anderweiten Geschäfte aufzuhören hätten", und dann das weitere.

Man hatte wohl Anlaß, wenn es vor den König ging, sich Gott zu empfehlen; man wußte, daß dort auf der Revue plötzlich aus heiterer Luft alle Donnerwetter losbrechen konnten; dann ging es daher über Gerechte und Ungerechte, mit und ohne Grund. Bataillone, die noch vom Kriege her übel angeschrieben waren, wenn sie auch in ihrem ganzen Offizierkorps verändert waren, konnten nichts zu Dank machen; Chefs, die nicht beliebt waren, brachten Unheil „über Offiziere und Gemeine des Regiments". Da gab es dann Einschub, Wegjagen von Chefs und Stabsoffizieren, Versetzung in Garnisonregimenter, tausendfache Kränkungen; des Königs Willkür und Laune war unnachsichtig. So war damals der große König. Der furchtbare Kampf der sieben Jahre hatte ihn doch tief verwandelt; die frühere kecke Frische und Heldenlust war dahin; er war herber, herrisch bitter geworden; er verachtete die Menschen. Schon stellten sich die Beschwerden des Alters ein; nicht daß er sich von ihnen auch nur einen Augenblick hätte seiner Pflicht entziehen lassen, aber rücksichtslos gegen sich selbst, wurde er es noch mehr gegen andere; er war es zufrieden, gefürchtet zu sein. Nicht als wäre so damals in der Armee gesprochen worden: der Geist der Subordination hätte das unmöglich gemacht; man räsonnierte nicht; man ertrug das Unvermeidliche als Gottes und des Königs Willen. Aber begreiflich, daß damals die Rede war: „man gehe leichteren Herzens zu einer Bataille als zu einer Revue vor dem König". Wie mancher Kommandeur, der sonst so kleinlich in dem Dienst und schroff im Umgang war, wurde mit jedem Marsch näher an Mockerau gütiger, kleinlauter, weichmütiger, zu nicht geringem Spott der jüngeren Offiziere, wenn sie abends den „Kameraden auf Wache" besuchten; sie konnten sich ein Beispiel nehmen, wie sie es dereinst nicht zu machen hätten."

Der eigentlichen Revue pflegte übrigens eine Spezialrevue der einzelnen Kompanien voranzugehen oder auch unmittelbar nachzufolgen. Alle Stabsoffiziere, sogar der General, mußten vom Pferde steigen, das Sponton in die Hand nehmen und ihre Kompanien dem Könige berechnen und vorführen. Friedrich II. pflegte da mancherlei Fragen zu stellen, z. B. nach der Anzahl der Leute von einer bestimmten Größe, nach der Zahl der Rekruten oder auch nach den bereits zehn Jahre und länger dienenden Mannschaften. Eine Spezialrevue war also eine

Art Examen. Tage vorher — so wird uns wenigstens aus Brieg erzählt — gingen dann die Kompaniechefs umher, Schulknaben gleich, die ihrer Prüfung entgegengehen, um sorgenvoll einzelne Zettel mit Zahlen und auswendig zu lernenden Sätzen aus der Tasche zu ziehen. Die Stulpen der Handschuhe sollen oft der Platz gewesen sein, an dem winzig hingeschriebene Zahlen dem schwachen Gedächtnis aushelfen mußten.

Auch Gustav Freytag weiß zu erzählen, daß König Friedrich einst einen Oberst, dessen Regiment bei der Revue einen Fehler gemacht hatte, vor der Front mit herben Scheltworten aus dem Dienst jagte. Das Unerhörteste war dem zornigen Könige zuzutrauen. Einst, so wird berichtet, war der König in hohem Grade unzufrieden und — sich vergessend — erhebt er den Stock gegen einen braven Rittmeister. Dieser — erschreckend vor dem Könige — wirft das Pferd herum und galoppiert davon, der rasende König mit erhobenem Stock hinter ihm her. Aber der Rittmeister ist schneller. Der König muß von ihm ablassen. In seiner Sorge geht der Rittmeister zum Chef und meldet, daß er seinen Abschied erbitten wolle. Der Chef sucht den Aufgeregten zu beruhigen; es gelingt ihm, und auch der König ist der Vorstellung zugänglich, daß er zu weit gegangen und verspricht, dem Rittmeister Genugthuung zu geben. Am nächsten Tage läßt der König den Rittmeister rufen und sagt ihm in Gegenwart der versammelten Generäle: „Höre er, er ist ein guter Reiter! — Ich wollte ihm das gestern schon sagen, aber er ritt mir zu schnell davon. Ich habe ihm aber den Orden verliehen, den er hoffentlich noch lange in meinen Diensten tragen wird.“ Das war aber gewiß, wenn die Anekdote überhaupt wahr ist, eine Ausnahme. Meistens zeigte sich der große König ganz anders bei den Revueen.

Mag heut der blaue Brief oft zu früh, oft unerwartet kommen und dann auch eine treue Soldatenseele murrend von Härte oder Unglück sprechen, wer an die Verhältnisse in der Zeit des ruhmgekrönten Königs Friedrich denkt, wird schweigen. Die Vergangenheit wird ihn die alte preußische Soldatentugend lehren: zu leiden, ohne zu klagen.

Ja — der Dienst unter dem großen König war hart. Sorgenvoll blickte jeder Kommandeur zu dem empor, dessen feuriges Auge alles sah, dem nichts entging. Mit Sorge blickte derselbe Kommandeur nach unten. Alle Revuebeklemmung äußerte sich in unausgesetztem Nachsehen bei den Kompaniechefs; diese forderten wieder fast Unmögliches von Leutnant, Fähnrich, Unteroffizieren und Gemeinen, um nur ja den Kommandeur zufrieden zu stellen. Es steckte zur Exerzierzeit und wenn die Revue nahe war viel hinter dem Worte „Dienst“ auch in jenen Tagen.

Unter Friedrich Wilhelm II. und nicht minder unter seinem Nachfolger hatten die Revueen viel von ihren Schrecken verloren. Die Schroffheit und Härte des großen Königs war seinen Nachfolgern nicht eigen. Stolz schwellte die Brust des jungen preußischen Offiziers, der damals in der Revue stand oder an einem einer Revue ziemlich gleichenden damaligen Manöver teilnahm, das zahlreiche Zuschauer herbeigelockt hatte. Waren doch z. B. 1798 bei Potsdam 33 Generale, 390 Offiziere aus allen Teilen der Monarchie und 9 fremde Offiziere beim Manöver dienstlich oder freiwillig als Zuschauer anwesend. „Es gab sicherlich seit der Entstehung der modernen Kriegsheere nichts, das diesen Revuemanövern in ihrer Art gleichgekommen wäre. Keine andere Armee hätte es der preußischen darin

nachthun können. In der Ausführung dieser Uebungen, die einem rauschenden Theaterstück ähnlich sahen, welche man aber für ein getreues Bild des wirklichen Kampfes nahm, leisteten die Truppen Bewundernswertes." *)

Eine zutreffende Vorstellung davon, wie ein solches Manöver vor sich ging, wird man sich heute nur schwer machen können. Natürlich war bis ins Kleinste hinein der Plan solchen Schauspiels vorher ausgearbeitet worden. Es kam vor, daß Generale, die eine solche Uebung zu leiten hatten, sich eine besonders kunstvolle Figur auf das Papier zeichneten, und haargenau, wie eben die Figur mit Lineal und Zirkel gezeichnet war, mußten nun auch die Bewegungen der Truppen sich vollziehen. Wie künstlich und darum dem wirklichen Leben nicht entsprechend die Bewegungen waren, geht schon aus ihren Benennungen hervor: „So hatten wir" — erzählt Wachholtz — künstliche Angriffe en échelon (staffelförmig), Rückzüge en échiquier und en crémaillère (schachbrett- und hakenförmig) in allen Gestalten."

Nach und nach hatte sich ein gewisses Schema herausgebildet, nach dem im wesentlichen alle derartigen Manöver verliefen. Kanonenschüsse gaben jedesmal das Zeichen zu den Bewegungen der Truppen. Wachholtz, der selbst an solchen Manövern teil genommen hatte, beschreibt das 1798 nahe bei Neiße vor Friedrich Wilhelm III. stattgehabte folgendermaßen: „Die 18 Bataillone der Inspektion waren in einer Linie aufgestellt, die durch einen Alignementsmarsch, bei welchem der König auf dem Schwenkpunkt stand, gebildet wurde. Die gewöhnliche Ordnung des Manövers war folgende: Erster Kanonenschuß: Dreimal mit Pelotons chargiert!; zweiter: Dreimal mit Pelotons rückwärts!; dritter: Avancieren; vierter: Mit überspringenden Bataillonen im Avancieren chargiert! Zuerst kamen die in der Zahl ungeraden, dann die geraden nach der Reihe vom rechten Flügel an, bei welcher Evolution sonderbarerweise nach dem Kommando „Halt!" noch einmal „Marsch!" kommandiert wurde, worauf die Leute fünf rasche Schritte machen und von selbst halten mußten. Fünfter Kanonenschuß: Avancieren!; sechster: Halt! Bataillon Feuer!; siebenter: Gerichtet!; achter: Retirieren!; neunter: Halt! Front! Mit Pelotons chargiert!; zehnter: Retirieren!; elfter: Halt! — Richten!; Ruhen! — Und folgten hier auch noch einige schwerfällige Schwenkungen."

Eine Spezialrevue wurde am 1. Juni 1805 — merkwürdigerweise am ersten Pfingstfeiertage — von Friedrich Wilhelm III. über das erst zwei Jahre vorher gegründete Regiment von Wartensleben in Erfurt abgehalten. Folgender Befehl giebt das Bild dieser und gewiß auch mancher anderen Spezialrevue aus jenen Zeiten: „Morgens $^3/_4$8 Uhr kommt das Regiment zur Spezial-Revue auf dem Krempfer Felde in neuer Mondörung und alten Tuchhosen, die Comp. in 4 Zügen, die Fahnen bey den Compagnien, sowie die Ueber-Completten bey jeder Compagnie. Wenn das Regiment aufmarschiert ist, öffnet es die Glieder und richtet selbige sonderlich sehr gut, nachher werden Ober- und Unteroffizier und Schützen vorgenommen. Aus- und Einländische Rekruten treten vor, machen rechts um und gehen nach dem rechten Flügel, die Ausländer auf den rechten, die Einländer auf den linken Flügel, hierbey sind auch die neun Unteroffiziere und Junkers. Wenn die Rekruten besehen, machen sie links um und treten ein.

*) v. d. Goltz, S. 270.

Die Chefs der Compagnien müssen ihren Abgang sehr guth zu berechnen wissen. Hierauf wird Compagnie vor Compagnie 2 mahl mit hölzernen Patronen laden, und wenn eine jede Compagnie geladen hat, öffnet sie wieder und nimmt die Gewehre ab, bis alle Compagnien dasselbe gemacht, alsdann en Parade vorbeymarschiert. Bey dem Parade vorbey marsch muß alles einen egalen gleich weiten Tritt gehen, kein Gelauffe und Gestutze sein, die Herrn Offiziere und Unteroffiziere müssen sich rechts Air geben, sich fleißig rechts umsehen und Se. Majestät ansehen wenn sie en Parade vorbeymarschieren. Die Tambours und Junkers an den Seiten etwas rückwärts des Offiziers, damit die Bursche frey austreten können. Die Wacht zieht in der Stadt auf, die Parol wird draußen ausgegeben."

Es ist leicht zu begreifen, daß die hier erwähnten Uebungen keinen oder nur sehr geringen Wert für den Krieg hatten. Das viele Mühen, die rastlose Arbeit in den Kasernenhöfen und auf den Exerzierplätzen waren eigentlich vergeblich aufgewendet, denn bei aller Tüchtigkeit der Truppe an und für sich, da an Disziplin und Gehorsam ihr keine andere gleichkam, war sie doch nicht kriegstüchtig, da eben der eigentlich für den Krieg bildende Dienst aufs äußerste vernachlässigt war.

Das Altüberlieferte rang in jenen Tagen mit den Anschauungen einer neuen Zeit. Das Heer des großen Königs — denn das vor allem wollte die preußische Armee doch noch um die Wende des Jahrhunderts sein, — hielt noch zäh am Altüberlieferten fest. Die Linear- und Revuetaktik, so vollkommen sie auch erfaßt wurde, konnte doch schließlich der Tirailleurtaktik nicht Stand halten. Der große Wendepunkt für Preußen war das Jahr 1806, als diese über jene den Sieg davontrug*).

Wir bedauern den Offizier von damals, wenn wir an das geisttötende Einerlei seines Dienstes denken; aber wir müssen auch dabei berücksichtigen, daß eben jener Offizier ein Kind seiner Zeit war und nicht der unseren. Und in jenen Tagen war der preußische Dienst das größte und höchste, das ein Soldat kannte. Wir glauben es darum auch gern, wenn Henckel erzählt, daß damals — es handelt sich um das Jahr 1790 — an eine Kritik eines Befehls bei den jungen Offizieren nicht gedacht wurde. Das wäre gegen die Subordination gewesen. Wahrscheinlich wird heute viel mehr räsonniert, als in jenen alten Tagen. Der junge Offizier von damals hatte vor allem, was mit dem königlichen Dienst

---

*) Sehr treffend ist, wenn Meinecke in seiner Darstellung des Lebens Boyens hierüber sagt: „Tirailleurtaktik und Lineartaktik spiegeln das Wesen der alten und der neuen Zeit ab. In der geschlossenen Linie focht der von den übrigen Ständen streng geschiedene Mensch, er focht nicht als Individuum, sondern als Glied eines Standes, genau und mechanisch für diesen ausgebildet. Auf seine persönliche Intelligenz und Charaktereigenschaften kam es nicht an, wenn er nur genau auf Kommando sein Gewehr abfeuerte. Der Tirailleur aber ist der Vertreter des neuen individuellen Geistes, der in der Welt sich regte. Er mußte der Sache, für die er focht, ergebener sein, da er freier und ungebundener focht; er mußte Entschlossenheit, Gewandtheit und selbst Urteil besitzen, wenn er etwas wirken oder wenn er sich auch nur decken wollte. Es ist bekannt, daß die Amerikaner und Franzosen damit vorangegangen sind in ihren Revolutionskriegen. Ohne eine allgemeine geistige Revolution wäre der Schritt von der Linear- zur Tirailleurtaktik nicht möglich gewesen. Solche tiefsten Ursachen erkennen die Zeitgenossen nur selten ganz klar, ihr Kausalbedürfnis wird befriedigt, wenn sie technische Gründe für die Veränderung erkennen können."

zuſammenhing, eine heilige Ehrfurcht; und hohe Begeiſterung füllte die Bruſt deſſen, der ſich ſagte, daß ſeine Arbeit ein Teil, wenn auch ein noch ſo beſcheidener, des hohen geheiligten Ganzen des preußiſchen Heeres ſei, des Heeres jenes großen Königs, der Europa widerſtanden hatte.

Wir verſtehen es trotzdem, wenn in einem Manne wie Gneiſenau nach zwei Jahrzehnten Friedensdienſtes das ſchmerzliche Gefühl über edle ungenützte Kraft ſich Luft macht in dem Ausruf „O Vaterland, ſelbſtgewähltes Vaterland! Ich bin vergeſſen in meiner kleinen Garniſon und kann nur für ſelbiges fechten, nicht raten!“ — So fühlte der 40jährige Gneiſenau. Der 25jährige — im Todesjahre des großen Königs nach Potsdam verſetzt — hatte anders auf den das Thun und Treiben des preußiſchen Offiziers von damals erfüllenden Dienſt geblickt. Gneiſenau wohnte im Frühling 1786 einer Revue bei und bringt in einem 13 Strophen zählenden Gedicht ſeine Gedanken über dieſe Revue zum Ausdruck. Da heißt es im 3., 10 und 13. Verſe:

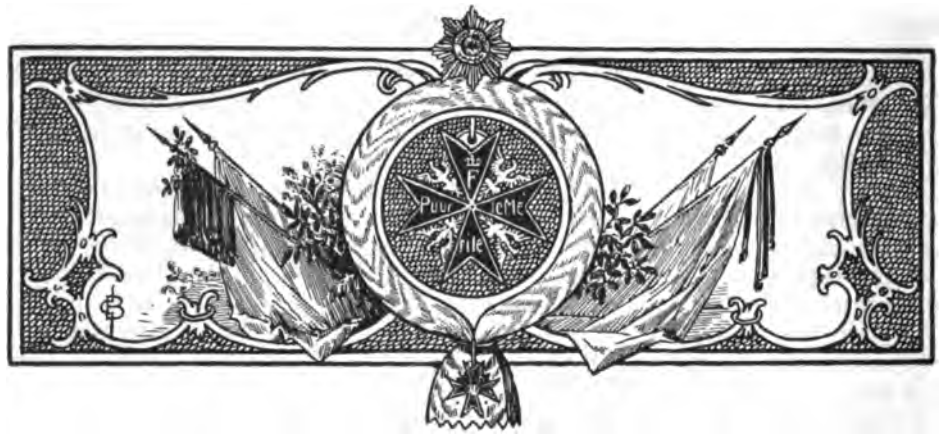
Wer fühlt nicht einen wunderbaren Schauer,
Mit Luſt vermiſcht durch ſeine Seele gehn,
Wenn dort, in Reihn ſo veſt wie eine Mauer,
Die mächt'gen Legionen Preußens ſtehn.

Welch prächtig Schauſpiel, wenn aus Feuerſchlünden
Auf jeden Blitz ein neuer Schlag entſteht,
Daß Erd und Himmel rund umher verſchwinden
Und jeder Sinn den Hörenden vergeht.

Ihr aber, die Ihr fernher zu uns kamet
Zu ſehn, was Friedrichs Volk durch ihn vermag,
Sagt, welches unter allen Völkern ahmet
Wohl ganz dies wunderbare Schauſpiel nach?

So wenig wir nun auch im Hinblick auf Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine wünſchen wollen, daß der Dienſt von damals, der vor allem die Abrichtung zur Revue bezweckte, an Stelle des heutigen zweckmäßigen, weil für den Krieg vorbereitenden, tritt, das wünſchen wir aber doch, daß von ähnlicher Begeiſterung wie Gneiſenau die Seelen aller Soldaten unſeres vaterländiſchen Heeres von heut erfüllt ſein mögen. Dann wird es ſelbſt nach endloſem Dienſt in glühender Sonnenhitze oder bei ſchneidender Kälte doch den zum Tode ermatteten Soldaten immer wieder zum Aufbieten ſeiner letzten Kraft hinreißen, und frohen Widerhall wird es in den Herzen finden und die müden Glieder leicht und beweglich machen, wenn es ſtolz aus den Trompeten ſchallt:

Sei's trüber Tag, ſei's heitrer Sonnenſchein,
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße ſein!



IV.

Des Dienstes Lohn.

Unser Ausblick auf die Avancementsverhältnisse nicht minder als die Darlegung über die Ansprüche, die der Dienst an die Geduld und Kraft des altpreußischen Offiziers stellten, haben wohl zur Genüge dargethan, daß der Herr Kamerad jener Tage nicht auf Rosen gebettet war. Das Avancement war schlecht — ja es stand zu Zeiten überhaupt still, — der Dienst streng — ja er hörte, besonders wenn die Revue nahe war, eigentlich überhaupt nicht auf. Es will uns dünken, als hörten wir noch heute die Seufzer aus jenen alten Tagen.

Und doch — welch ein Streben nach dem Dienst unter preußischen Fahnen! Den 12jährigen wollte es oft nicht mehr daheim leiden. So lieb dem Knaben die Heimat auch war, es gab doch noch ein anderes, das ihm viel lockender erschien, und das war die hohe Ehre, Soldat im Heere des Preußenkönigs zu sein. Und die Mutter — vom Vater gar nicht erst zu reden — die so stolz in die blauen Augen ihres Jungen schaute, so liebevoll ihn an das Herz drückte; sie kannte doch noch ein höheres und größeres, und das war die Ehre, einen Sohn zu haben, der unter preußischen Fahnen diente!

Daraus geht hervor, daß dieser Dienst doch ganz gewiß die lockendsten Aussichten bot, den denkbar größten Lohn verhieß. Und worin bestand der Lohn für den Dienst unter preußischen Fahnen? Es war eben vor allem die Ehre, preußischer Offizier zu sein, die in hohem Maße verlockend war. Galt doch der Stand des Offiziers, besonders seit Friedrichs Zeiten, unbestritten als der erste im Staate. Stolzer Zuversicht voll wußte sich der preußische Adlige, war er auch erst Fähnrich, doch auf der Leiter stehend, die das Emporsteigen zu den höchsten Ehren ermöglichen konnte. Und vor allem: der Offizier wußte sich seinem Könige nahe; denn dieser war in erster Linie selbst Offizier.

So blieb es auch unter Friedrichs Nachfolgern, so ist es schließlich noch heut. Trotz aller Fortschritte in der Bewaffnung, die naturgemäß alle Heere sich zu Nutze machen, bleibt eben das eigentümliche Wesen seines Offizierkorps für Preußen, und nun auch Deutschland, ein Rüstzeug, eine Waffe, die andere

Heere nicht haben. Als höchster Lohn für schweren Dienst hat darum von jeher dem Preußen die Ehre der Zugehörigkeit zum Offizierkorps im Heere seines Königs gegolten.

Die Verhältnisse sind allgemein bekannt. Weniger aber ist das der Fall, wenn wir — viel prosaischer — die Stellung des Offiziers im preußischen Heere vor den Scharnhorstschen Reformen daraufhin ansehen, was sie am äußeren Entgelt bot.

Zu Friedrichs des Großen Zeiten hatte der Leutnant 6 Thaler „Traktament" bezogen. Und so blieb es bis in die Regierung Friedrich Wilhelms III. hinein. 1798 war von Lecocq eine Aufbesserung des Einkommens, namentlich der Offiziere vom Stabskapitän abwärts, gefordert worden. Für den Sekondleutnant fordert Lecocq 15, für den Premierleutnant 17, den Adjutanten 18 und den Stabskapitän 20 oder 25 Thaler. Wir fragen wohl verwundert: Hatte der Offizier damals noch weniger, als hier verlangt wird? Und wir hören mit Staunen, daß thatsächlich Fähnrich und Leutnant damals nur 13 Thaler monatlich bekamen. Bezog der junge Offizier nun auch noch 3 Thaler Servis, so blieben ihm doch nur 11 Thaler monatlich zum Leben, da 5 Thaler zur Montirungskasse gezahlt werden mußten. Nur 6 Thaler mehr waren dem Premierleutnant, ja dem Stabskapitän — und der war doch in vielen Fällen ein Mann von etwa 40 Jahren — zugebilligt. Da war es nicht leicht, Haus zu halten, besonders, wenn die Finanznot des Staates dazu zwang, das sonst dem Subalternoffizier regelmäßig gewährte „Winterdouceur" auch einmal wegfallen zu lassen. Das war ein harter Schlag; betrug es doch immerhin 50 Thaler!

Wir müssen wohl Wachholtz glauben, der uns erzählt, daß damals auf den meisten Subalternoffizieren eine drückende Schuldenlast ruhte. Es ging nun einmal nicht anders: in der ersten größeren Hälfte der Dienstzeit mußten Schulden gemacht werden, die dann in der zweiten kleineren abzuzahlen waren. Das ist leicht verständlich; denn Preußens Adel war arm. Der siebenjährige Krieg hatte nicht blos sein Blut, sondern auch sein Geld gefordert. Wohl konnte der Gutsherr leben; machte man doch damals überaus bescheidene Ansprüche im Verhältnis zu heut; aber bares Geld dem Sohne, der als Fähnrich oder Leutnant in einer fernen Garnison stand, regelmäßig zu senden, war nur in sehr beschränktem Maße möglich.

Ist heut bei viel höherem Gehalt infolge der so sehr gesteigerten Preise aller Lebensbedürfnisse doch eine Zulage von allermindestens wohl 50 Mark monatlich für den Leutnant erforderlich, wenn er zur Not auskommen soll, so mußten vor 100 Jahren bei einem Leutnantseinkommen von monatlich 16 Thalern doch wenigstens noch 5 Thaler Zulage gewährt werden, wenn er nicht geradezu Hunger leiden sollte.

Aber viele hatten auch das nicht und mußten sich mit einer geringeren Zulage durchhelfen; ja es gab Offiziere, die auch nicht einen Pfennig von daheim bezogen. Ein glänzendes Elend! Es gehörte besondere Charakterfestigkeit dazu, sich ohne Schulden durchzuschlagen.

Yorck hatte als 15jähriger Leutnant 1775 nur 10 Thaler monatlich auszugeben; der Beitrag zur Montierungskasse scheint bei dieser Angabe schon in Abzug gebracht zu sein. Da hieß es, sich sparsam einrichten. Später pflegte der Held den jungen Kameraden zu sagen: Wenn einen Subalternoffizier hungert,

so muß er sein Patent lesen und sich an der Phrase ergötzen, daß er alle Prärogative seines Standes genieße. Gneisenau, der 1786—93 als Leutnant in Löwenberg stand, hatte 15 Thaler 16 gute Groschen monatlich Gehalt; 10 Thaler 16 gute Groschen brauchte er aber von dieser Summe zur Tilgung von Schulden. Auch hier also galt es, sparsam zu sein und jeden Groschen zehnmal umzuwenden, ehe er ausgegeben wurde. „Der Konditor Berner am Markte, bei dem er im ersten Stock ein zweifenstriges Zimmer bewohnte, pflegte zu erzählen, daß der Leutnant sich oft die Flasche Bier, die er nachmittags gern trank, versagen mußte und in solchen Fällen zu Bette ging und für jedermann unsichtbar war. Ueber diese Beschränktheit seiner Lage half ihm eine große Genügsamkeit und ein leichter froher Sinn hinweg, der von der Hoffnung besserer Tage lebte.“*)

Größere Schwierigkeiten, die aber doch glücklich überwunden wurden, machte das Auskommen dem späteren Feldmarschall v. Müffling. Dieser war 1790, 15 Jahre alt, in Halle Offizier geworden. Als solcher hatte er eine eigene Wohnung bezogen, nachdem er vorher als Junker in einer Familie untergebracht gewesen war und sich in strenger Aufsicht und Zucht befunden hatte. Die Freiheit und das Schalten und Walten mit dem Gelde nach eigenem Gutdünken erwies sich zunächst nicht als heilsam. Wir geben dem bedrängten Leutnant selbst das Wort**): „Ich hatte 13 Rthlr. Gehalt, 2 Rthlr. Servis und 1 Friedrichsd'or Zulage, also 20 Rthlr. 8 Gr. monatlich. Mein Vater war ein strenger Wirt und fand, daß ich damit ganz gut auskommen könne. Ich hatte wenig Bedürfnisse: die sogenannte gute Gesellschaft langweilte mich über alle Maßen, ich wich ihr aus, wo ich konnte, und wendete die Zeit, welche mir der Dienst übrig ließ, zum Billardspiel an, welches ich leidenschaftlich liebte.

Das Partiegeld zehrte meine Kasse auf, ich lernte Schulden machen, und nach Ablauf eines Jahres hatte ich eine Schuldenmasse von 60 Thalern. Ich wurde gemahnt, gedrängt; ich konnte die Sache nicht mehr verbergen und nahm zu meinem letzten Mittel meine Zuflucht. Ich bekannte meiner sanften, liebevollen Mutter alles, da ich meines Vaters Zorn fürchtete und schwere Szenen voraussah. — Meine Mutter war sehr niedergeschlagen und verwies mich an meinen Vater.

Ich schrieb diesem einen de- und wehmütigen Brief, voll von Reue und Versprechungen, allein das Ungewitter brach doch noch heftiger los, als ich es mir gedacht hatte. Mein Vater wies jede Bezahlung meiner Schulden zurück und kündigte mir an:

> daß ich keinen Brief mehr von ihm zu erwarten habe, bevor ich nicht meine Schulden durch Ersparnisse abgetragen, wozu er ein Jahr Zeit annehme. Dies sei sehr gut ausführbar, da meine Zulage von einem Jahr gerade soviel betrage, als meine Schulden, und ich viele Kameraden habe, welche von ihrem Gehalt leben müßten.

Dies war ganz richtig. Tief bekümmert, aber mein Unrecht vollständig einsehend, da ich ein gegebenes Versprechen gebrochen hatte, schränkte ich mich auf der Stelle ein, gab das Billardspiel ganz auf, beschäftigte mich mit Lektüre, schrieb jede Woche an meinen Vater, ohne jemals eine Antwort zu bekommen, aß den Mittag Suppe mit Fleisch, den Abend Brot mit Butter, trank Wasser, behalf

*) Pertz I, S. 34 f.
**) Müffling, S. 350 ff.

mich den Winter hindurch ohne zu heizen, und nach elf Monaten waren meine Schulden getilgt. — Mein Vater beantwortete meine Anzeige davon auf der Stelle, und sein Brief trug den Stempel aller Gefühle eines Vaters, der einen verlorenen Sohn an sein Herz drückt. Er hatte mein Innerstes richtig beurteilt, er hatte es durchschaut, daß ich aus Charakterschwäche, aus Leichtsinn gefehlt hatte, und daß ich einer sehr ernsten Belehrung bedurfte. Er schrieb:

„Du hast Deinen Fehler durch Selbstbeherrschung wieder gut gemacht, Du wirst mir dereinst meine Strenge danken, denn nie wirst Du wieder in denselben Fehler verfallen."

Und so war es auch. Ich habe nie wieder Schulden gemacht; ich habe mich immer den Umständen gefügt und bin sieben Jahre lang mit dem Einkommen von 20 Thalern reichlich ausgekommen."

Einen gewaltigen Abstand gegen das bisherige Einkommen zeigte das dem Kompaniechef zugebilligte, und das hatte seinen Grund ganz besonders in der Kompaniewirtschaft. Sie war noch ein Erbteil jener alten Zeit, da der Kapitän Unternehmer an der Spitze einer Waffengemeinschaft war und seine Dienste dem Meistbietenden verkaufte, in allen Verwaltungsangelegenheiten aber selbstständig blieb, sofern das wieder die Verträge zuließen, die er mit den einzelnen Geworbenen in seiner Kompanie geschlossen hatte. Diese Verhältnisse finden wir nun freilich nicht mehr im preußischen Heere jener Tage; denn der Soldat diente keineswegs mehr einem Meistbietenden, sondern seinem Könige, und dieser lieferte aus den Kantonen den größten Teil der Rekruten, gab Gehalt für Leutnant und Fähnrich und Löhnung für Unteroffiziere und Gemeine, bestimmte auch Uniform und Bewaffnung; aber einige Ueberbleibsel jener ursprünglichen Verhältnisse hatten sich doch erhalten. Noch bis zum Feldzuge von 1806/7 waren die Gewehre, ein Teil des Lederzeugs, der Proviant- und Stabswagen Eigentum des Kompaniechefs. Wurde die erledigte Kompanie dem Nachfolger übergeben, so mußten von ihm diese Dinge dem bisherigen Kompaniechef oder seinem Rechtsnachfolger abgekauft werden. Und das erforderte eine keineswegs unbedeutende Summe, die aufzubringen manchem der verschuldeten Stabskapitäne von damals gewiß schwere Sorge bereitet haben mag. 1790 betrugen die Gewehrgelder bei den Musketier- und Grenadierkompanien 550 Thaler; der Proviantwagen wurde bei eintretender Mobilmachung dem Kapitän vom Staate für 20 Thaler abgekauft. Noch unter Friedrich Wilhelm I. war es vorgekommen, daß zuweilen ein tüchtiger Offizier die Ecke, an der er scheiterte, in der Schwierigkeit fand, die zur Kompanieübernahme nötige Summe bereit zu stellen. Das war jetzt nicht mehr zu befürchten. Denn der Kompaniechef war ein gemachter Mann.

Eine Kompanie war darum auch das Ziel der Wünsche besonders desjenigen Offiziers, der, ohne Zulage von Hause, ein höheres Ziel zu erhoffen durch Hunger und Sorgen verlernt hatte. Die vom König gewährte Besoldung war nun allerdings auch für den Kompaniechef nicht höher, als daß bei einfachem Leben ein anständiges Auskommen bei damaligen Preisen möglich war. Denn vor dem Kriege von 1806 erhielt der Kompaniechef der Infanterie monatlich $66^2/_3$ Thlr., der der Artillerie 83, der Schwadronschef 85—92 Thlr., bei dem 3. Musketierbattaillon mußte er sich mit $41^2/_3$ und bei der Garnisonartillerie gar mit $29^1/_3$ Thlr. begnügen. War der Kompaniechef zugleich Stabsoffizier, Regimentskommandeur oder Chef, so erhöhten sich diese Gehaltssätze noch um eine Zulage, die aber

nicht von großer Bedeutung war. Sie betrug für den Chef und Regimentskommandeur 27, für die beiden ältesten Majore 18, den dritten Major 9 Thlr. monatlich. Der jüngste Major bekam keine Zulage. Der Regimentskommandeur bezog vom Chef des Regiments noch 10—15 Thlr. Zulage als Entschädigung für die Führung der Regimentsgeschäfte. Doch nicht alle Chefs gewährten eine solche. Diese Zulage sollte ein Entgelt sein für die Notwendigkeit des Haltens von Reitpferden. Die Kapitäne, auch wenn sie Kompaniechefs waren, waren nicht beritten.

Ihre wesentlichsten Einkünfte indes zogen die Kompaniechefs aus der Führung der gesamten Verwaltung des Bewaffnungs- und Bekleidungswesens der ihnen anvertrauten Mannschaften.

Bei der Kavallerie lag den Kompanie- oder Schwadronschefs zudem noch der Einkauf des Pferdefutters ob. Verstand einer da seine Sache, so ließ sich im Laufe eines Jahres viel erübrigen. Es war jedenfalls ein harter Schlag für manchen Schwadronschef, der seine Schulden noch nicht bezahlt hatte, als der Verfall der Staatsfinanzen unter Friedrich Wilhelm II. dazu nötigte, insofern eine Aenderung des bisherigen Verfahrens eintreten zu lassen, als nun während der Sommermonate die Gäule auf die Wiesen der Dorfgemeinden getrieben wurden, in den übrigen Monaten aber dem Lande die Lieferung des Futters aufgelegt wurde, wofür der Staat eine festgelegte Entschädigung zahlte. Welch ein Schrecken für den sparsamen Schwadronschef! Welch ein Schelten auf die entsetzliche Neuerungssucht, der wieder solch ein hehres Heiligtum alter Ordnung zum Opfer gefallen war!

Die Kompanien und Eskadrons waren auf diese Weise den meisten Chefs gewissermaßen eine Pachtwirtschaft, eine melkende Kuh; wer geschickt zu wirtschaften verstand, konnte großen Nutzen aus ihr ziehen. Viel ließ sich sparen an der Bekleidung der Soldaten. Die Stoffe für die Kleider wurden zwar in natura geliefert; aber für die Anfertigung wurde von den Kompaniechefs gesorgt. Welch eine Gelegenheit, abzuknapsen und zu sparen! Kleinliche Naturen — und die früher notgedrungen aufgenommenen Schulden, der brennende Wunsch, sie endlich einmal los zu werden, ließen in solcher Notlage zuerst manchen kleinlich sein, der es dann dauernd blieb, weil er mehr und mehr mit solchem Wesen verwuchs — konnten an allen Ecken und Enden sparen. Wurde nur ein zollbreiter Streifen beim Zuschneiden eines Rockes erspart, so ergab das aus der Gesamtzahl der jährlich notwendigen Röcke einen erheblichen Gewinn für den Kompaniechef. Nicht minder war das der Fall, wenn eine Hose für einen Groschen billiger sich herstellen ließ.

Wie wichtig war es auch für den Kompaniechef, daß alles alte Material und alle Abfälle verwendet wurden. Wer damit praktisch verfuhr, erzielte durch Lumpenhandel alljährlich noch einen erheblichen Gewinn. Aber der preußische Offizier war auf diese Weise doch eigentlich in eine Thätigkeit gekommen, die sich durchaus nicht mit seiner Stellung vertrug. Es ist nicht unglaublich, daß da ein Kompaniechef, wie ein Gewährsmann erzählt, mit Frau und Kindern selbst zu Scheere und Nadel greift, daß er die alten Rabatten zusammennäht, sich auf diese Weise einen Stubenteppich zu beschaffen. Und nicht unerhört war es, daß die Gemahlin des Herrn Kompaniechefs selbst es unternahm, die Hemden für die Soldaten zu nähen; sie erwarb damit immerhin ein beträchtliches Stück Geld!

Die Finanznot des Staates hatte an den alten Sätzen für die Stoffe zu den Uniformen festzuhalten gezwungen; aber die Preise waren gestiegen. So mußte die Uniform aus den erbärmlichsten gröbsten Stoffen verfertigt werden; der Schnitt war aufs Knappste bemessen und wurde vom Kompaniechef, wenn möglich, noch knapper eingerichtet; die Weste war nur ein Scheinkleidungsstück, nur ein Lappen, der an der inneren Seite des Rockes angeknöpft wurde. Staunend sahen 1787 die Holländer auf die jammervoll gekleideten Preußen. Sie verglichen sie mit aufgeputzten Affen, die Bärenführer zur Belustigung der Jugend auf der Straße tanzen lassen.

Viel Geld gewann auch der Kompaniechef durch Beurlaubung von Ausländern. Kleinliche Naturen scheuten sich nicht, für die Abnutzung der kleinen Montierungsstücke während der Urlaubszeit sich bare Zahlung leisten zu lassen. Besonders reichlich aber flossen die Einnahmen aus dem zurückbehaltenem Solde der sog. Freiwächter. Zum eigentlichen Dienst behielt nämlich die Kompanie von den Ausländern nur so viele zurück, als der Wachtdienst der Garnison erforderte. Jede vierte Nacht traf bestimmungsgemäß auf den einzelnen Soldaten Wachtdienst. Die nicht Wachethuenden — eben die sogenannten Freiwächter — durften ihrem Erwerb nach eigner Wahl nachgehen; sie bekamen keine Löhnung; diese floß vielmehr in die Tasche des Kompaniechefs.

Und diese Tasche schien nur zu oft fast bodenlos zu sein! Das Eisen mußte geschmiedet werden, so lange es heiß war; wie leicht konnte das Ende der goldenen Zeit da sein! Darum galt es zu raffen! Und warum sollten die Freiwächter den ganzen Ertrag ihrer Arbeit für sich behalten? Sie waren ja Wachs in der Hand des Kompaniechefs, sie konnten ja ebensogut von ihm zu irgend welchem Exerzierdienst befohlen werden! Das waren wohl die Erwägungen, die manchen Kompagniechef dazu veranlaßten, den Freiwächter anzuhalten, ihm eine bestimmte Abgabe vom Ertrage seines Gewerbes zu entrichten. Das war freilich nicht schön; und es ist hoffentlich auch nur ausnahmsweise der Fall gewesen. Der gesunde Sinn, der doch jedenfalls in den graubärtigen Herren Kompaniechefs jener alten Zeit vorhanden war, wird sich gegen diese Art, das Einkommen zu erhöhen, wohl in den meisten Fällen aufgelehnt haben. Daß es aber überhaupt vorkommen konnte, und daß diesem Unwesen steuernde Befehle des Königs ergehen mußten, bezeichnet zur Genüge das Ueble der hierin obwaltenden Verhältnisse.

Wie hoch nach alledem die jährlichen Einnahmen eines Kompaniechefs waren, ist nicht leicht anzugeben. Die örtlichen Verhältnisse sprechen da viel mit. Vor allem hing die Höhe der Einnahmen davon ab, ob der Chef ein gewissenhafter Mann war, dem in erster Linie das Wohl und die Tüchtigkeit der ihm anvertrauten Kompanie stand, oder ob er zuerst an seinen Vorteil dachte.

Im Jahre 1786 wurde in Berlin das Einkommen, das eine Infanterie-Kompanie gewährte, auf 6400 M., das aus einer Schwadron fließende auf 8000 M. geschätzt. Das stimmt ungefähr mit dem überein, was wir von Gneisenau, einem doch durchaus uneigennützigen Charakter, dem nichts höher stand als Soldatenehre, wissen. Er hat doch jährlich zu seinem Gehalt von 800 Thlr. noch 1200 Thlr. durch die Kompanie gewonnen. Da haben gewiß andere das Doppelte, ja vielleicht noch mehr herausgeschlagen. Die Versuchung hierzu war groß. Die Schulden drückten, die Kosten der Uebernahme der Kompanie hatten

sie noch vermehrt. Vielleicht machte die Erziehung der Kinder auch schon höhere Ansprüche an den Geldbeutel: wurde doch mancher erst, wie wir oben gesehen haben, in einem Alter von mehr als 40, ja 50 Jahren Kompaniechef!

Die allseitig anerkannte Notwendigkeit einer Aufbesserung des Einkommens namentlich für die Subalternen führte auch dazu, daß kurz vor Ausbruch des Krieges von 1806 ihre Bezüge um 4 Thaler monatlich erhöht wurden. Die Herren Fähnriche und Leutnants werden auch dadurch kaum in die Lage versetzt worden sein, ihre bisherige Lebensweise ändern zu können.

Des Lohnes, den für ihre Dienste Unteroffiziere und Gemeine erhielten, wollen wir in einem späteren Kapitel gedenken.

Noch eines Lohnes, den der Offizier für treuen Dienst erhielt, muß Erwähnung geschehen. Der König verlieh für solchen an seine Offiziere den „Orden". So, ohne nähere Bezeichnung, wurde der Orden Pour le mérite genannt. Eine hohe Auszeichnung, von Ehrgeizigen heiß begehrt. Der Schwarze Adlerorden wurde nur Generalen zuteil, aber unter Friedrich dem Großen jedem verdienten General; er wurde also viel häufiger verliehen als heute. Der Rote Adlerorden war eine Einrichtung der fränkischen Hohenzollern; erst mit Uebernahme ihrer Fürstentümer in preußische Verwaltung wurde auch der Rote Adlerorden in Preußen verliehen, kommt aber erst im neuen Jahrhundert häufiger in der Armee vor*). Im allgemeinen also war es der Orden Pour le mérite, den der preußische Offizier erhoffen durfte. Bei Revuen war er das Zeugnis der Zufriedenheit des königlichen Kriegsherrn. Für wertvoller aber galt er, wenn er auf dem Schlachtfelde verdient war.

Als das Bataillon Eyssenhardt im Gefecht bei Sczekoczyn 1794 mit Ehren gekämpft hatte, sandte ihm der König zwei Orden Pour le mérite. Einer kam dem Chef, der andere dem Bataillon zu; letzteren pflegte der älteste Kapitän zu erhalten. Major Eyssenhardt nahm den Orden an, obgleich er gar nicht an dem Gefechte teilgenommen; den anderen sollte Yorck erhalten, so wünschte es der Bataillonschef; aber Yorck verbat sich die Ehre auf Kosten des Bataillons. Auch als Oberst hat er ihn abgelehnt. Wir finden hierüber bei Droysen folgende Mitteilung: „Allerdings war auch (nach der Revue vom September 1803 bei Potsdam) von Erteilung des Ordens die Rede. Der König hatte sich nach jenem Manöver um so zufriedener über Yorck geäußert, als er mit seinen Potsdamer Herren unzufrieden war, „die nicht einmal das Terrain bei der Stadt, wo man wohnt, kennen!" Er bestimmte Yorck den Pour le mérite. Major Kleist (später Kleist von Nollendorf), damals Generaladjutant des Königs, teilte auf der Parade Yorck die gnädige Aeußerung des Königs und dessen Absicht mit. Yorck fragte, ob die Mitteilung zuverlässig sei, ob er sich auf Kleist berufen dürfe. Beides wurde bejaht. Sofort begab Yorck sich ins Palais und bat um eine Audienz. In das Kabinett beschieden, dankte er für die gnädigen Aeußerungen des Königs: sie seien ihm Lohn genug; er bitte um die Gnade, den Orden nicht zu erhalten; er habe ihn einmal auf dem Schlachtfelde, wenn auch nicht für sich, erworben, und er hoffe, Se. Majestät werde es nicht für falschen Stolz halten, wenn er nicht einem Manöver die Auszeichnung zu verdanken wünsche, die er noch auf dem Schlachtfelde zu verdienen hoffe. Der König war gnädig genug, ihm eine

*) Ende 1799 besaßen ihn 40 preußische Offiziere.

andere Belohnung zuzuwenden; Yorck erhielt am andern Tage (20. September 1803) folgende Kabinettsordre: „Ich habe mir schon längst vorgenommen, Euch einen besonderen Beweis Meines Wohlwollens und Meiner Zufriedenheit mit Euren bisher geleisteten Diensten zu geben. Um das zu erfüllen ... habe Ich Euch die Revenue der Amtshauptmannschaft Neuenhagen und Freyenwalde von 310 Thalern jährlich vom 1. d. an bewilligt."

Solche Belohnungen waren auch unter Friedrich II. erfolgt. Generalmajor von Lossow erhält z. B. 1772 als Belohnung für treue Dienste eine Major-Präbende bei dem Kollegiat-Stifte S. S. Petri und Pauli in Magdeburg; sie trug mindestens 2000 Thlr. jährlich. Natürlich konnten derartige glänzende Gnadenbeweise nur ausnahmsweise erfolgen. Auch das wird wohl nur in dem einen glaubhaft berichteten Falle wahr geworden sein, daß ein invalide gewordener Rittmeister katholischer Religion nach gewiß nur kurzer Vorbereitung die Weihen des Priesters empfing und in Breslau Domherr wurde.

Wie traurig es mit der Versorgung der verabschiedeten Offiziere bestellt war, haben wir schon oben erwähnt. Mancher Offizier, der seine Gesundheit im Kriege eingebüßt hatte, konnte, aus dem Dienste notgedrungen ausgeschieden, kaum sein Leben fristen. Viele mögen elend verkommen sein; denn ein Amt — vielleicht als Grenzinspektor oder Accisebeamter — zu erhalten, gelang nur wenigen.

Unter Friedrich Wilhelm II. wurde es mit den Pensionen besser; aber traurig genug sah es immer noch aus. Ein „Patent wegen Pensionierung und Versorgung invalider Offiziere" vom 2. Februar 1789 regelte das Pensionswesen dahin, daß ein invalider Sekondleutnant 96—72 Thaler Pension, ein Stabskapitän 150—120, ein Kapitän 300—250, ein Major 400, ein Oberst 600, ein Generalmajor 1000 und ein Generalleutnant 1200 Thaler erhielt.

Für die hinterlassenen Witwen sorgte kümmerlich die 1792 errichtete Offizier-Witwenkasse. Sie forderte aber durch hohe Beiträge große Opfer bei Lebzeiten des Mannes. Freilich war sie eine Anstalt, die damals fast einzig in ihrer Art bestand und immerhin eine segensreiche Einrichtung, an die anderswo nicht zu denken war. Offiziere und Beamte in Preußen — diese durch die schon unter Friedrich II. errichtete Allgemeine Witwen-Verpflegungsanstalt — konnten doch einigermaßen für ihre Hinterbliebenen Sorge tragen. So unwesentlich diese Fürsorge des Preußenkönigs auch erscheinen mag, sie war doch bezeichnend: der König kannte sein Volk, er wußte, wo es fehlte. Der arme Offizier — und Preußens Offiziere waren zum größten Teil sehr arm — sah leichter in die Zukunft, wenn er Weib und Kind vor der bittersten Not geschützt wußte.

Die größte Befriedigung, den höchsten Lohn für sein Dienen aber, das ist festzuhalten, gewährte dem preußischen Offizier das Bewußtsein, dem Heere anzugehören, das nicht besiegt werden konnte, unter den Fahnen zu dienen, die der große König bei Prag und Leuthen, bei Zorndorf und Torgau zum Siege geführt hatte. Diese Ehre war gewissermaßen die Münze, mit der die Preußenkönige ihre Offiziere bezahlten. Und diese Münze war in der ganzen Welt hoch bewertet und nirgends sonstwo als eben allein in Preußen ward sie geboten. Um diese Ehre zu besitzen, hungerte der Subalterne und harrte in Ge-

bald der alternde Stabskapitän. Preußens Könige hätten getrost noch karger die Bezüge an klingendem Lohn bemessen können — es hätte ihnen doch gewiß nicht an Offizieren gefehlt.

Das Bewußtsein, daß es eine hohe Ehre ist, überhaupt preußischer Offizier zu sein, ist noch heut in ungemindertem Maße vorhanden, insbesondere natürlich in den Reihen des preußischen Adels, dessen Vorfahren unter dem großen König, ja schon unter dem großen Kurfürsten, kämpften und bluteten. Aber nicht mehr da allein, sondern naturgemäß, wie das eben die Entwickelung unserer vaterländischen Verhältnisse mit sich gebracht hat, nun auch in denjenigen gebildeten Schichten des Volkes, aus denen das Offizierkorps seinen Ersatz erhält, den eben der Adel allein nicht mehr stellen kann. Und dieses Bewußtsein ist ganz gewiß eine der Grundfesten unseres Heeres, auf dem es, ein rocher de bronce, fest gegründet steht und alle entscheidungsschweren Zeiten, die vielleicht noch einmal über das preußische und deutsche Vaterland kommen werden, siegreich überwinden wird.

V.

Kameradschaftliches und geselliges Leben.

Die Kameradschaft ist ein Heiligtum des Heeres, eine der Grundbedingungen für seine Kraft und Schlagfertigkeit, einer der sittlichen Faktoren, ohne die das Heer nicht bestehen kann. Dieses Stück Wehr und Waffen des Vaterlandes ist nicht abhängig von den Strömungen, die im Lauf der Jahre ein Volk bewegen, seine Anschauungen vielleicht wandeln, seine Sitten und seine Lebensweise beeinflussen. Wie die Treue zum König, ist auch die Kameradschaft im preußischen Heere ein rocher de bronce, der unerschüttert dasteht, seitdem Preußens Söhne um ihren König sich geschart haben. Das Wesen der Kameradschaft hat vielleicht Fürst Bismarck am treffendsten gezeichnet, als er am 6. Februar 1888 dem Deutschen Reichstage zurief: „Kein deutscher Offizier läßt seinen Soldaten im Feuer im Stich: er holt ihn mit eigener Lebensgefahr heraus, und umgekehrt, kein deutscher Soldat läßt seinen Offizier im Stich, das haben wir erfahren."

Somit also ist die Kameradschaft keineswegs etwas nur gerade dem altpreußischen Heere ausschließlich Eignes, sie ist, Gott sei Dank, vielmehr ebenso ein unentbehrliches Rüstzeug auch des heutigen Heeres.

Es ist darum auch hier wieder ein alter Bekannter, dem wir unter den Fahnen Seiner Majestät von Preußen begegnen.

Und so würde eigentlich ein besonderer Ausblick auf die Kameradschaft im altpreußischen Heere unnötig sein, da sie ja auch eine moderne Erscheinung ist. Aber doch rechtfertigt auch dieses Stück Soldatenleben in jenen alten Tagen eine besondere Betrachtung. Sind doch die Verhältnisse sowohl innerhalb als auch ganz besonders außerhalb des preußischen Heeres heut so ganz andere wie damals, daß eben auch die Bekundung der Kameradschaft und die Pflege der Geselligkeit in jener Zeit gar sehr verschieden ist vom heutigen kameradschaftlichen und geselligen Leben innerhalb unseres Heeres.

Viel enger war damals der Kreis der Kameraden und dazu fast hermetisch abgeschlossen von der bürgerlichen Bevölkerung des Staates. Denn die tausend Brücken, die heut hinüberführen aus dem Offizierkorps zu den Männern im Gewand des friedlichen Bürgers, fehlten damals fast ganz. War doch eigentlich nur der Adel berechtigt, mit dem Offizier Verkehr zu haben. So hatte es der

große König haben wollen und auch zur Durchführung gebracht. Mit grausamer Härte hatte er ja nach dem Hubertusburger Frieden das Offizierkorps von dem bürgerlichen Element gereinigt, dem er nur in der Not des großen Krieges den Zugang zu den Offiziersstellen gestattet hatte. Der Gelehrte, der Künstler, der Kaufmann galten im allgemeinen dem Offizier jener Tage durchaus nicht berechtigt, mit ihm sich auf gleiche Linie zu stellen; die an höchster Stelle befohlene Rangordnung stützte und bestärkte diese Anschauung. Es wäre gewissermaßen ein Auflehnen gegen die bei des Königs Majestät selbst herrschende Anschauung gewesen, hätten es die Herren Offiziere anders halten wollen. Nur selten und gewiß nur wenn besondere Gründe vorlagen, gab darum auch der große König einem Offizier den Konsens zur Heirat mit einer Dame, die nicht von Adel war.

Es nimmt uns wunder, daß Yorck, dieser eifrige Vertreter des Altpreußentums und Hasser aller Neuerungen, eine Bürgerliche, Johanna Seidel, Tochter eines Kaufmann aus Namslau, heiratete.

Der damals in Breslau stehende Kapitän pflegte bekanntlich zu sagen, wenn man ihn fragte, was seine Braut für eine Geborene sei, „gar keine Geborene". Das war aber 1792; unter Friedrich II. wäre das schwerlich denkbar gewesen.

Die Zeit begann am Ende des Jahrhunderts doch schon eine andere zu werden. Die Scheidewand, die unter dem großen König zwischen Militär und Zivil, Adel und Bürgerschaft fast unüberwindlich gewesen, war unter seinem Nachfolger nicht mehr so hoch. Freilich, wenn ein Stabsoffizier oder Rittmeister eine Bürgerliche heiraten wollte, wird wohl auch damals der Herr Chef die Erteilung des Konsenses meistens nicht empfohlen haben, weil eben die Partie nicht als „konvenable" erschien.

So blieb nur ein kleiner Kreis für den täglichen Verkehr des Offiziers; er bewegte sich im wesentlichen lediglich in der Gesellschaft derer, die mit ihm die gleiche Uniform trugen. Der ehemalige Soldat natürlich, der, nachdem er den königlichen Dienst quittiert hatte, auf seiner Scholle saß, Kohl und Roggen bauend, ward durchaus als Kamerad behandelt. Er wurde fleißig besucht, wenn eben sein Landgut in erreichbarer Nähe von der Garnison lag. Der Wildstand lockte so manchen Nimrod heraus, wenn die Felder abgeerntet oder der Schnee die Fluren deckte. — Freilich, die älteren Herren Offiziere, vor allem der Herr Chef, waren oft so knauserig mit dem Urlaub! Sie waren meistens der Ansicht, daß der Dienst die Anwesenheit der jungen Herren in der Garnison erforderte. Solche Tage auf dem Lande waren doch nur Ausnahmen. Von wesentlicher Bedeutung blieb es darum doch immer, wie das Leben in der Garnison für die jüngeren Herren sich gestaltete.

Die viel größere Anspruchslosigkeit jener Tage brachte es mit sich, daß junge Offiziere oft gemeinsam eine Wohnung bezogen. Und diese Wohnung bestand dann meistens aus einem einzigen Zimmer. Der ältere Kamerad förderte wohl den jüngeren, wenn dieser strebsam und jener tüchtig war, was freilich nicht immer zutreffen mochte. Beide verband oft eine das ganze Leben hindurch währende Freundschaft.

War der kameradschaftliche Verkehr von damals geringer an Ausdehnung als heut — denn die Garnisonen waren klein, oft lag nur eine Schwadron vereinigt —, so war er in gleichem Verhältnis gewiß tiefer und inniger. Die einst als Junker oder Fähnrich gleichzeitig eingetreten waren, alle Wunderlichkeiten der

Herren Kapitäns und Stabsoffiziere gemeinsam beobachtet und jedenfalls auch trotz aller Ehrfurcht belacht und bespöttelt hatten, gemeinsam unter ihnen und der Mühsal des Dienstes gelitten, gemeinsam bei geringem Traktament und vielleicht gänzlich fehlender Zulage von daheim geseufzt, dann grau geworden waren, da sie als alte Stabskapitäns immer noch nebeneinander rangierten, gemeinsam sich mit der gleichen Hoffnung auf eine Kompanie tragend, sie verwuchsen eben fester und fester miteinander, sie konnten sich das Leben eigentlich nicht anders denken, als daß sie alle längst geübten Formen dieses Lebens gemeinsam immer wieder durchmachten.

So ergab es sich ganz von selbst, daß, wenn ein Offizier auf Wache zog, der Kamerad ihn aufsuchte. In den meisten Fällen traf er hier schon andere, die, gleich ihm, der Wunsch nach Unterhaltung hierher getrieben hatte. Politik und Wissenschaft, Kunst und Litteratur wird nur selten der Gesprächsstoff gewesen sein; das alles berührte damals nur wenig die „Herren Offiziers". Die kulinarischen Genüsse waren natürlicherweise auch recht einfache; erzählt doch ein Gewährsmann, der einstmals selbst auf Wache Besuche empfing und abstattete: „Bier und Butterbrot und Käse oder kalter Braten war das Super, wobei man äußerst vergnügt war und viel gesungen wurde." Aus anderen Berichten freilich wissen wir, daß manchmal auf Wache recht kräftig gezecht wurde.

Der schwere teure Ungarwein wird es nun freilich auch im Osten des Vaterlandes nicht allzuoft gewesen sein, in dem die Herren Offiziere ihr gegenseitiges Wohl, gewiß auch das des Königs, seltener des Herrn Chefs und Kommandeurs tranken, wenn sie auf Wache zusammen waren. Es waren wohl meist billigere Stoffe. Und nicht blos die Nase der alten Unteroffiziere, sondern auch die ihrer grauköpfigen Herren Kapitäne verriet zuweilen nur zu deutlich, daß sie nicht selten in das Glas geschaut. Es war auch bei den Offizieren Seiner Majestät von Preußen zu beklagen, daß sie vielfach dem Laster des übermäßigen Trinkens ergeben waren.

Auch dem Spiel wurde nach alter Soldatensitte auf Wache vielfach gefröhnt. Würfel und Karte waren immer zur Hand. Und das Spiel war nicht immer harmlos. Mancher Offizier jener Tage hat schwer und lange an den Sünden tragen müssen, die er in dieser Beziehung beim Kameraden auf der Wache beging, wenn der heiße Kopf ihn ganz und gar hatte vergessen lassen, daß Göttin Fortuna ein launenhaftes Frauenzimmer ist, die ihre Gunst sich nun einmal nicht abzwingen läßt. Der reiche Kamerad half wohl einem armen Schlucker aus der Not, manchem freilich war nicht zu helfen. Allerdings sind die Summen, um die es sich damals handelte, und an denen schließlich, wenn sie nicht bezahlt wurden, die Existenz eines sonst vielleicht braven Offiziers hing, verschwindend klein im Verhältnis zu denen, die heute zuweilen in indiskreten Gerichtsverhandlungen genannt werden.

Die Wachtstube war der Mittelpunkt für den täglichen Verkehr der Kameraden streng unter sich. Sie mußte das Kasino von heut zum Teil ersetzen, denn an solche Einrichtung war damals nicht zu denken.

Der Wachtstube gegenüber war das Haus des Kompanie- oder Schwadronschefs die Stätte, an der zu diesem Kreis noch die Familie des Kapitäns oder Stabsoffiziers, falls er verheiratat war, hinzukam. Hier wehte eine andere Luft. Rohheiten, die auf der Wache wohl mit unterliefen, verboten sich hier ganz von

selbst. Der Kompanie- oder Schwadronschef sah nämlich in der älteren Zeit unserer Periode, täglich an seinem Tisch die Offiziere der Kompanie oder Schwadron; also wenn er selbst Stabsoffizier war, den Stabskapitän, einen Premier-, einen bis zwei Sekondleutnants, zumeist einen Fähnrich und vielleicht auch noch einen Junker, sofern dieser nicht, wie es in größeren Garnisonen oft der Fall war, in einer Familie Kost und Wohnung erhielt, oder sofern er nicht im Hause des Feldpredigers als Pensionär untergebracht war.

Eine Entschädigung bezog für diese Gastlichkeit der Kompaniechef nicht. Eine unbedingt von ihm zu erfüllende Pflicht war sie auch keineswegs. Wohl mag zuweilen die Hausfrau geseufzt haben unter dieser wirtschaftlichen Last. Aber die Herren Offiziere der Kompanie täglich an seinem Tische zu sehen, galt eben als ein Stück Dienst, eine Ehrenpflicht des älteren Kameraden gegenüber dem jüngeren.

Die Steigerung der Preise, die Schwierigkeit, mit der Familie durchzukommen, hatte es nach und nach mit sich gebracht, daß diese schöne Sitte mehr und mehr in Abnahme kam und um die Wende des Jahrhunderts in der Regel nur noch in kleinen Kavalleriegarnisonen geübt wurde.

Es kam wohl auch vor, daß in ein und demselben Regiment ein Kompaniechef seinen Offizieren den Tisch gewährte, ein anderer nicht. So war es z. B. in Wesel, wo Reiche stand. Er schreibt in seinen Erinnerungen:

„Der General setzte mich zu einer Kompanie, deren Chef der einzige im ganzen Regiment war, der seinen Offizieren keinen Tisch gab. Jedoch gefiel mir solches gar nicht, da ich mit nichts weniger als mit Koch- und Kücheneinrichtungen nebst Tischgeräten versehen war, meine Kompanieoffiziere auch nur so viel davon besaßen, als sie eben für sich gebrauchten. Für die Verpflegung des gemeinen Soldaten wird nach Möglichkeit gesorgt; um den Offizier, der bei seinem Kompaniechef nicht den Tisch hatte, bekümmerte sich damals niemand, und er stand sogar gegen den Soldaten im Nachteil, da dieser seinen Bedarf an Lebensmitteln geliefert erhielt, während der Offizier sehen konnte, ob er etwas bekam. Man hätte ein Prophet Elias sein müssen, um mit Speise und Trank versorgt zu werden!" Aus dieser Mitteilung geht hervor, daß in derartigen Fällen der Offizier gezwungen war, eigenen Haushalt zu führen. Der Bursche kochte dann wohl für seinen Herrn, gewiß ein Mahl, das den Gaumen nicht gerade verwöhnt haben wird.

Am Anfang des neuen Jahrhunderts hielten meist nur Chef und Kommandeur noch offene Tafel für ihre Kompanieoffiziere und Adjutanten. Das war ein Verlust. Der Offizier war doch viel besser versorgt gewesen bei dem Herrn Kompaniechef. Auch der Zwang, den man sich im Hause des Chefs notwendigerweise hatte auferlegen müssen, war heilsam gewesen. Die ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Aelteren durfte nicht außer Acht gelassen werden. Fähnrich und Junker wußten ganz genau, daß sie, wenn der Braten kam, aufstehen und sich empfehlen mußten. Nur der Leutnant war berechtigt, zum Braten zu bleiben. Aber auch er war sich darüber sehr wohl im klaren, wann es Zeit war, vielleicht „wegen des Dienstes" sich zu erheben; denn gelegentlich der Anwesenheit von Gästen gebot es die Bescheidenheit, diese mit der Familie allein zu lassen. So war es Sitte. Auch der Leutnant pflegte für den bessern, in solchen Fällen gereichten Wein zu danken; er begnügte sich mit dem gewöhnlichen Tischwein. Natürlich wird es

auch hier gar sehr auf die Art und Weise des einzelnen Kompaniechefs angekommen sein. Mancher war mehr Vorgesetzter als Kamerad, der eine reich und freigebig, der andere vielleicht von Natur ein Filz oder verschuldet und immer mehr in Knickerei und Sparsamkeit verknöchert. In diesen Fällen wird das Mahl auch nicht immer mit fröhlichen Mienen eingenommen worden sein.

Aber gastlich hat das Haus des älteren Offiziers jener Zeit mit gewiß nicht zahlreichen Ausnahmen den jüngeren gegenüber sich bewiesen. Die Kameradschaft forderte dieses Opfer. Auch der arme Offizier brachte es. Er wäre sich selbst im eigentümlichsten Lichte erschienen, hätte er es anders gemacht. Seit seiner Junkerzeit hatte er ja regelmäßig die Gastfreundschaft seiner Vorgesetzten in Anspruch nehmen dürfen, nun war er selbst Kompaniechef; es galt — so meinte man — ein Darlehn abzuzahlen. Anders faßte der ältere Offizier es nicht auf, wenn er die jungen Kameraden häufig als seine Gäste sah; wenn auch die Finanzen zuweilen unter den großen Erfordernissen des Haushalts litten, besonders wenn zu den Gästen aus dem Kameradenkreise noch zahlreiche bedürftige Verwandte täglich am Tische erschienen, wie das nicht selten der Fall war. „Schicke doch Haak her — hier hat er doch freien Tisch, der arme Teufel", schrieb in jener Zeit ein Generalstabsoffizier an den anderen über einen dritten. Dem Sinne nach mag damals wohl oft dasselbe geschrieben und gesprochen worden sein. Der Kamerad war dem Kameraden gegenüber gastfrei.

Große Gastlichkeit gegenüber den jüngeren Kameraden bewiesen gewöhnlich die Herren Chefs der Regimenter und die Inspekteure. In Glatz, wo Ende vorigen Jahrhunderts fünf Bataillone Infanterie, einige Artillerie und eine Kompanie Mineure in Garnison lagen, luden die beiden Generale Favrat und Grawert die Offiziere der Garnison so ein, daß jeder nach bestimmter Frist wieder an die Reihe kam. Der Adjutant hatte über die regelmäßig zu erfolgenden Einladungen genaue Listen zu führen. Jedenfalls sahen diese Generale auch damals noch täglich eine größere Anzahl Gäste, die im allgemeinen lediglich Offiziere der Garnison gewesen sein werden, an ihrem Tisch.

Wo solch ein Mittelpunkt für die jungen Offiziere fehlte, war es um sie oft recht übel bestellt, und das natürlich ganz besonders in den neugewonnenen polnischen Provinzen. Es gab damals unter den älteren hohen Offizieren auch so manche grämliche, unzugängliche und mißtrauische Natur. Besonders wenn die normalen Garnisonverhältnisse verlassen werden mußten, trat das unangenehm hervor für die Untergebenen. So vor allem natürlich in jenen unwirtlichen Ländern an der Weichsel und am Narew. Aber auch anderswo, so als nach dem Baseler Frieden (1795) die Demarkationslinie besetzt werden mußte. Der damalige Leutnant, spätere General v. Muffling, 1796 im Korps des Herzogs von Braunschweig stehend, war gezwungen, Wochen hindurch in Dörfern zu leben, die wenig Bequemlichkeit boten. Der Mittagstisch wurde vom Chef der Kompanie nicht gewährt, wahrscheinlich, weil es eben zu schwierig war, für eine geordnete und regelmäßige Verpflegung zu sorgen. Da thaten sich mit Müffling der Auditeur und vier jüngere Offiziere zusammen, und so gut oder so schlecht es ging, besorgten sie sich einen gemeinsamen Mittagstisch. Nur so war es bei ihrem geringen Einkommen möglich, durchzukommen. Aber man war diesseits des Rheins in Sorge wegen der revolutionären Ideen. Der Kommandeur witterte einen Jakobinerklub; der Herzog von Braunschweig glaubte an Hochverrat. Die Harm-

losigkeit der ganzen Sache entpuppte sich natürlich bald trotz eines zu kurzen Zopfes, zu breiter Rabatten und nicht ganz der Vorschrift entsprechenden Haarschnittes.

Die Zeit der französischen Revolution und die ihr unmittelbar vorangehende, zeitigte doch auch eigentümliche Erscheinungen sogar innerhalb der einzelnen Offizierkorps. Ein gewisses Mißtrauen der älteren gegen die jüngeren Offiziere hatte sich eingeschlichen. Die ältere Generation, zumeist jeder Neuerung abgeneigt, sah in der jüngeren, neuen Gedanken natürlich am ehesten zugänglichen, die Revolutionäre. So wurde in den Augen älterer Offiziere eine doch gewiß bedeutungslose Angelegenheit, eine Spielerei, die freilich sich damit nicht vertrug, daß eben das Offizierkorps eines Regiments als ein ganzes zu betrachten ist, zu einer bedenklichen Erscheinung. Wir lassen uns hier von dem öfters von uns schon erwähnten Leutnant von Reiche folgenden Vorgang in Wesel erzählen: „In dieser Zeit, wo die Aufregung, welche der französischen Revolution voranging, mehr oder weniger auch bei uns die Gemüter bewegte, bildete sich bei Gelegenheit einer Landpartie, woran hauptsächlich Offiziere teilgenommen hatten, unter einer Anzahl von ihnen ein Verein, dem sie den Namen „Verbrüderung" gaben. Unverbrüchliche Treue dem Könige! war ihr Wahlspruch. Da sich jeder Offizier der Garnison von gleichen Gesinnungen beseelt fühlte, so nahmen die übrigen Kameraden es übel auf, daß jene einen abgesonderten Verein unter sich gestiftet hatten, den sie als eine Anmaßung betrachteten. Die Folge davon war, daß mehrere von den anderen Offizieren unter sich ebenfalls einen Verein stifteten, der mit jenem in der Tendenz ganz übereinstimmte. Die Mitglieder beider Vereine trugen besondere Abzeichen; die des ersten Vereins rote und schwarze Stockbänder und die des anderen Vereins solche von hellblauer und weißer Farbe.

Dies mußte bald die Aufmerksamkeit der hohen Vorgesetzten auf sich ziehen, zumal in einer Zeit, wo Parteinahme und Revolutionsschwindel an der Tagesordnung waren. Der General von Schlieffen als Gouverneur ließ sich die Statuten vorlegen, und obgleich sich nichts Tadelnswertes in der Tendenz, auch keine Parteibildung darin kundgab, so wurden sie doch als unstatthaft erkannt. Der General von Pirch, der damals noch das seinen Namen führende Regiment in Wesel hatte, kam der Auflösung nach seiner lakonischen Weise zu Hilfe, indem er den Profoß seines Regiments den einen Tag mit einem roten und schwarzen und den folgenden Tag mit einem blauen und weißen Stockbande auf die Parade kommen ließ."

Ein besonders hoher Begriff von Kameradschaft war Yorck eigen. Sie war ihm in der That ein Heiligtum. In Polen hatte er ihren Segen durch die treue Fürsorge des Generals Günther für seine Offiziere am eigenen Leibe erfahren. Und das Soldatenleben brachte für Yorck ähnliche Verhältnisse. Warf ihn doch das Schicksal 1795 nach Widawa in Südpreußen und zwei Jahre später nach Johannesburg in Ostpreußen. In Widawa, einem jammervollen Nest, lag Yorck als ältester Offizier mit einem halben Füsilierbataillon. Der Stab war vier Meilen entfernt, in Sieradz an der Warthe, in Garnison. Da waren die Offiziere der beiden Kompanien auf Yorcks Haus als geistigen und geselligen Mittelpunkt angewiesen, sollten sie nicht in der trostlosen Umgebung an Geist und Körper zu Grunde gehen.

Mehr noch als in Widawa brachte Yorck seine Anschauungen über das Verhältnis des älteren zum jüngeren Offizier in Johannesburg zur Geltung. Hier war er seit Herbst 1797 Chef eines Bataillons. Und sein ganzes Bataillon lag in dieser einen Garnison. Da war der Kameradenkreis ein verhältnismäßig großer. Yorck wollte durchaus nicht die Anschauung gelten lassen, daß jeder Offizier nur bei seinem täglichen Dienst dem König, sobald aber der Dienst zu Ende sei, sich selbst gehöre und machen könne, was er wolle. Ein Offizierkorps — das war seine Ansicht — gehört zusammen. Jedes einzelne Glied hat der Gesamtheit gegenüber seine Verpflichtung. Yorck selbst sprach es aus, daß ein Offizierkorps ein Orden ist. Aus diesen Anschauungen folgte ganz von selbst, daß Yorck, so kameradschaftlich sein Verhältnis zu den Offizieren seines Bataillons auch war, doch von der Zivilbevölkerung sich abschloß. Auf gutem Fuß mit den Johannesburgern zu leben freilich hielt er für durchaus notwendig; aber einen eigentlichen Verkehr pflegte er nicht und wollte ihn auch nicht durch seine Offiziere gepflegt wissen. „In diesem Geiste lebte er mit seinen Offizieren und, wie einer von ihnen nachmals bezeugt hat, es war unvergleichlich, wie er den Ton seines Korps zu adeln, durch Erzählung und Gespräch zu beleben, selbst der Eintönigkeit des Dienstes Reiz und Schwung zu geben verstand“ *).

Da zu solchem regen kameradschaftlichen Verkehr, wie ihn eben Yorck für unerläßlich, ja für ein Stück seiner Soldatenpflicht und der Treue gegen den König erachtete, die Wohnungsverhältnisse in Johannesburg nicht stimmten, baute er sich selbst ein Haus. Der König gewährte dazu eine Beihülfe. Das Haus wurde nicht aus dem Gesichtspunkte gebaut, als solle es für Yorck und seine Familie gerade nur groß genug sein, es wurde vielmehr von vornherein so eingerichtet, daß es der gesellige Mittelpunkt des Offizierkorps sein konnte**). Auch für eine Bibliothek war gesorgt. Yorck wußte jedenfalls aus seinen polnischen Garnisonen, wie wertvoll es ist, wenn der junge Offizier bei dem Einerlei des täglichen Dienstes geistige Nahrung nicht entbehrt. Wir sehen schon hieraus, was ja aus Droysens Mitteilungen auch sonst noch hervorgeht, dieser Chef war ein Vater, ja ein Arzt und Seelsorger für das ihm anvertraute Offizierkorps. Auch im jungen Offizier sah der Chef vor allem den Kameraden.

---

*) Droysen S. 94.

**) Das Haus, das Yorck damals erbaute, steht noch. Es liegt in der Warschauer Straße und ist zur Zeit das Gebäude für das Königliche Amtsgericht, mit den Amtsräumen und Dienstwohnungen. Nach Ausweis des Grundbuches kaufte Yorck den Platz im Jahre 1797 für 1100 Thaler und ließ ihn 1804 für 1600 Thaler verkaufen. Der Johannisburger Magistrat erwarb ihn damals, um das Haus als Magistratsgebäude zu benutzen. Im Jahre 1838 kaufte der Justizfiskus das Gebäude und den größten Teil des Grundstückes für 1500 Thaler.

Ueber dem Haupteingang ist eine eiserne Tafel mit goldener Inschrift angebracht, folgendermaßen lautend:

Dieses Haus erbaute 1798 und bewohnte bis Ende 1799, als der Befehl seines Königs ihn zu höheren Aufgaben abrief, der damalige Kommandenr des hier stationierten Füsilier-Bataillons, spätere Feldmarschall

Hans David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg,
geb. 26. September 1759, gest. 3. Oktober 1829.

Aufgestellt im Jahre 1882 am 3. Oktober, dem Tage der Schlacht bei Wartenburg, von Einwohnern der Stadt und des Kreises Johannisburg.

Wie herrlich, wenn solch ein Mittelpunkt für den kameradschaftlichen Verkehr im Chef des Regiments oder Bataillons vorhanden war! Wie traurig, wenn er fehlte. In diesem Falle mußten sich die Offiziere der kleineren Garnison vereinsamt fühlen und verkommen, wenn sie nicht die Kraft und Fähigkeit hatten, sich selbst zu fördern. Denn an den Kameraden anderer Regimenter fand im allgemeinen der Offizier nicht leicht Anschluß. Meistens nämlich bildeten die Offizierkorps der einzelnen Regimenter einen streng abgeschlossenen Verkehrskreis. Nach dem Zeugnis des Grafen Henckel, der 1790 in Gumbinnen stand, kannte das hier in Garnison liegende Offizierkorps die Kameraden vom Tilsiter Dragonerregiment so gut wie gar nicht. Jedenfalls aber konnten die Dragoner in Gumbinnen die in Tilsit nicht leiden. So brachte es der „Esprit de corps“ mit sich. Das ist allerdings eine ungesunde Erscheinung jener Zeit.

Ein entschiedenes Hemmnis für die Kameradschaft war damals das ungleiche Ansehen, in dem einzelne Waffen und ihre Offizierkorps standen. Mit gewissem Neide sahen die Offiziere in den Provinzen schon damals zu denen von der Garde hinauf, und diese fühlten sich als etwas besonderes und besseres, wie das eigentlich durch die ihnen gewährten Vorrechte auch ganz natürlich war. „Die Garden“ — so erzählt Henckel — „hatten damals (1806) für die übrige Armee sehr belästigende Prärogativen. Der jüngste Offizier jedes Grades von den Garden hatte den Vorrang vor dem ältesten der Armee. So hatte also, wenn heute erst einer bei uns (Regiment Garde du corps) Sekondleutnant geworden war, und mit dem ältesten Sekondleutnant eines Linienregiments kommandiert wurde, der Gardist das Kommando. Wir thaten keinen Vorpostendienst, gaben keine Ordonnanzen u. s. w. und waren oft jedem Armeekorps mehr zur Last als zum Nutzen.“

Wenn vielfach die Klage laut geworden ist, das preußische Offizierkorps von 1806 sei in hohem Grade übermütig gewesen, so mag das nicht ganz falsch sein. Aber mit Unrecht legt die landläufige Geschichtsschreibung solchen Uebermut dem gesamten Offizierkorps zur Last. Mit Recht trifft dieser Vorwurf vor allem wohl die Garde und hier wieder ganz besonders das Regiment Gensd'armes. In ihm gab es viele reiche Offiziere. Wir wissen von einem, der jährlich 1200 Thaler Zulage bekam; vielleicht hatten andere noch mehr. Diese Herren konnten sich einen recht opulenten Mittagstisch leisten, und es ist wohl erklärlich, daß in ihrer Wachtstube mancher kecke Streich ausgeheckt wurde. Und nicht minder auch, daß unter solchen Umständen der arme Kamerad in der Provinz eine himmelweite Kluft zwischen sich und dem reichen Offizier einer so angesehenen Waffe in der Residenz wußte. Das war ein Uebelstand für die Kameradschaft.

Und nicht minder, daß lange Zeit die Artillerie als minderwertige Waffe angesehen wurde. Es hatte das seinen Grund darin, daß nach Ansicht des großen Königs im siebenjährigen Kriege vor allem die Infanterie die Siege errungen hatte. Die Artillerie hatte jedenfalls seinen Erwartungen nicht entsprochen. Lange mußten das die Kameraden von der Artillerie büßen. Auch bestand der Offiziersatz für die Artillerie zum großen Teil aus Bürgerlichen. So schrieb z. B. Friedrich II. im Jahre 1784 über drei Kadetten, „die nicht von wahrem und echtem Adel waren“, dem Kommandeur, er solle „sie allenfalls an die Artillerie abgeben, da können sie wohl sein.“ Mancher Artillerieoffizier mußte

auch weiter im Dienst behalten werden, wenn andere Truppenteile aus irgend einem Grunde seiner längst sich entledigt hätten; denn man fürchtete, der Artillerieoffizier könnte möglicherweise die erkundeten Geheimnisse in fremdem Dienst verwerten.

Ein geringeres Ansehen als die übrige Kavallerie genossen auch seit alters die Husaren; und das trotz ihrer vortrefflichen Leistungen im siebenjährigen Kriege. Auch hier waren die Offiziere häufig bürgerlicher Herkunft.

Das alles mußte von übler Wirkung für die Kameradschaft sein. Ebenso der Umstand, daß die einzelnen Waffen nicht einander schätzen lernten, da ja gemeinsame Uebungen nicht stattfanden.

So hielt der Offizier von der Infanterie nicht allzuviel vom Kameraden von der Kavallerie, dieser wieder erachtete sich für wertvoller als der Infanterist, und beide sahen herab auf den meist bürgerlichen Kameraden von der Artillerie, einer Waffe, der noch etwas Handwerkmäßiges anhaftete.

Am übelsten aber waren die Ingenieure daran. Was die Artillerie herabsetzte, traf in noch höherem Maße für diese doch so wichtige Waffe zu. Auch die Ingenieure waren Handwerker und Zunftgenossen gewesen, eigentlich nur Baumeister im Soldatenrock. Die geringe Achtung, in der sie standen, war durch Beimischung eines übergroßen ausländischen Elements und durch die geringen Leistungen, die sie während des siebenjährigen Krieges bewiesen hatten, nicht vermehrt worden. Friedrich II. hatte in der Geschichte seiner Zeit gesagt, die Artilleristen und Ingenieure hätten einander durch Fehler zu überbieten gesucht, und mit Bezug auf die Mehrzahl der letzteren hat er in einem Kabinetts-Befehle sogar den Ausdruck „Kropzeug" gebraucht. Des großen Königs Beispiel wirkte wie in allem und jedem, so auch auf diesem Gebiete nach! Noch unter Friedrich Wilhelm II. war erwogen worden, ob der Ingenieur Anspruch auf den Gruß der anderen Offiziere hätte.

Erst als in der Zeit der Reorganisation des Heeres zunächst Gneisenau und dann Scharnhorst an die Spitze der Ingenieure traten, befreundeten sich die zähen Anhänger der alten Ordnung mit dem Gedanken, daß auch die Herren Offiziere des Ingenieur-Korps als vollwertige Kameraden anzusehen seien.

Wie nun gestaltete sich die Geselligkeit, in der die Herren Offiziere Seiner Majestät in den Familien aus ihrem Regiment und auch mit solchen aus dem Zivil verkehrten?

Nur selten sah in einer kleinen Garnison ein Beamter Offiziere als Gäste in seinem Hause. Nur die Räte an den Kriegs- und Domänenkammern, die zum Teil dem Adel angehörten, waren meistens in der Lage, eine Geselligkeit zu pflegen, und eigentlich nur zu ihnen konnte der Offizier von damals gesellige Beziehungen unterhalten.

Wohl gab es in den Städen auch eine „Ressource", hier verkehrte wohl auch der Offizier, aber nicht mit Frau und Töchtern. Auch pflegte der Tisch, an dem die Herren Offiziere saßen, eine strenge Absonderung von den übrigen, an denen der wohlhabende Bürger, der Arzt und Kaufmann ihr Schöpplein tranken. Daß die Offiziere von damals sich nur zu schroff von der bürgerlichen Gesellschaft absonderten, ist ja eine viel beklagte Erscheinung; aus ihr erklärt sich auch die 1806 vielfach erhobene Beschuldigung des Hochmutes bei den Offizieren und der Haß, den man besonders auch den besiegten Generalen entgegenbrachte. Fehler

mögen gemacht worden sein. Aber daß der preußische Offizier von damals nicht mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher Verkehr pflegen durfte, ist ohne weiteres klar. Daß hierauf streng gehalten wurde, brachte es mit sich, daß im Gegensatz zu den Offizieren in den kleineren deutschen Staaten und auch in Oesterreich der preußische seine hohe Stellung stets behauptete.

Die Geselligkeit, an der preußische Offiziere damals teilnehmen konnten, war also im wesentlichen beschränkt auf den Kreis der Kameraden und ihrer Familien, sowie einiger höherer Beamten und Gutsbesitzer in der Umgegend. Und diese Geselligkeit war eine durchaus einfache. In dieser Beziehung kann jene Zeit der heutigen als Muster hingestellt werden.

Von den damals der Geselligkeit eng gezogenen Grenzen und der Einfachheit der Bewirtung bei den Festlichkeiten des ostpreußischen Landadels teilt der 1791 in Bartenstein in Garnison liegende spätere Feldmarschall v. Boyen in seinen Erinnerungen folgendes mit: „Der Land-Adel jener Zeit lebte übrigens damahlen im Allgemeinen sehr einfach, aber recht Gastfrey. . . . Standesvorurtheile schlossen den Kreiß der Gesellschaften sehr enge. Nur der Land-Adel und die Offiziere der nächsten Garnison traten zu Winterbällen zusammen, auf denen man genau nach Stand und Würden mit den Gnädigen Frauen Menuetten und Polonaisen tanzte, um hinterher mit den Fraeuleins sein Heyl in Anglaisen und Quadrillen zu versuchen. Ich selbst tanzte in dieser Periode wenig, beobachtete desto mehr und ließ meinen Neckereien freyen Lauf. Die Bewirthung wurde von sämmtlichen Theilnehmern größtenteils durch eigene Erzeugnisse bewerkstelligt, und wenn ich die einfachen dort dargebotenen Genüsse mit den gegenwärtigen Erfordernissen eines wohl konditionierten Berliner Balles vergleiche, so erscheint mir dieser Vergleich wie ein Traum, und ich weiß wahrlich nicht, ob diese Zusammenstellung meine Thränen-Drüsen oder meine Lach-Muskeln in Bewegung setzen soll."

Das schrieb der Feldmarschall 1833. Schon 40 Jahre hatten solche Aenderungen gebracht. Wie hoch sind aber erst heut die Erfordernisse „eines wohl konditionierten Berliner Balles"?! Was würde der Feldmarschall wohl heut zu solchem sagen?

Mit diesen Beobachtungen Boyens stimmt auch überein, was uns Wachholtz von der Einfachheit der Genüsse mitteilt, wenn er von den geselligen Verhältnissen innerhalb der Brieger Garnison spricht. Die Gesellschaften waren hier nicht häufig. Als Wachholtz junger Offizier war und zum ersten Mal die Gesellschaften eines Winters besuchte, wurden nur sechs mal „Picknicks" veranstaltet, „deren allgemeine Unkosten für Thee und Erleuchtung die Kompaniechefs und einige Honoratioren trugen. Ein solches Picknick bestand darin, daß, nachdem in ein Paar mit Talglichtern nicht überflüssig erleuchteten Zimmern bis 9 Uhr getanzt und gespielt worden, von jeder rezipierten Familie ein Bedienter und ein Dienstmädchen mit einem Handkorbe erschien. Schnell wurden dann Tische zusammengerückt, an welchen die patres familias mit den Damen Platz nahmen, ihre Gäste — die Kompaniechefs ihre Offiziere — hinter sich versammelten und bewirteten. Der Inhalt der Mahlzeit war Butterbrot, kalter Braten, Kuchen und einige Bouteillen Franzwein; ein Gläschen Bischof gehörte schon zum Luxus. Höhere Ansprüche machte man nicht; man war recht heiter und vergnügt bei solcher Frugalität".

Ein ganz anderes, viel glänzenderes Bild entrollt sich vor uns, wenn wir das gesellige Leben in den großen Garnisonen ins Auge fassen. Voran stand

naturgemäß Berlin. Der Hof Friedrich Wilhelms II. war durchaus nicht einfach und schlicht auftretend. Daß er einen günstigen Einfluß auf das Offizierkorps der Hauptstadt ausgeübt hätte, kann nicht behauptet werden. Wenn das strenge Sichabschließen des Offizierkorps von den anderen Klassen der Bevölkerung in den kleinen Garnisonen öfters schon übel vermerkt wurde, so war das in noch höherem Maße in Berlin der Fall. Hier war ja auch bei den Offizieren vielfach Reichtum vorhanden, während der Offizier in den Provinzen meistens arm war. So trat in Berlin Protzentum nicht selten hervor. Dazu kam Leichtsinn und Liederlichkeit. Die Berliner Verhältnisse sind keine erfreulichen, und der Ingrimm über die bei Jena Besiegten, die geringe Teilnahme, die dem traurigen Geschick der preußischen Offiziere damals im Volke, besonders aber in Berlin, entgegengebracht wurde, ist immerhin von den Betroffenen nicht völlig unverschuldet.

Auch in den großen Garnisonen der Provinzen begegnen wir ähnlichen Verhältnissen, doch nicht so schroff hervortretend wie in Berlin. So in Königsberg, Warschau, Breslau und, als militärischem Mittelpunkt der rheinischen Besitzungen, in Wesel.

Von den geselligen Verhältnissen in Breslau giebt uns Droysen im Leben Yorcks eine interessante Darstellung. Von den hier erwähnten, für Breslau besonders scharf hervortretenden Gegensätzen zwischen ständischem und monarchischem Wesen wird in Königsberg, Warschau und Wesel damals kaum etwas zu merken gewesen sein. Im übrigen aber wird wohl diese Schilderung der Breslauer Verhältnisse bezeichnend sein auch für die Art und Weise, wie die Geselligkeit in jenen anderen großen Garnisonen damals sich abspielte.

Inspekteur der sieben schlesischen Füsilierbataillone, in deren einem Yorck 1791 als Kapitän stand, war der Erbprinz von Hohenlohe. Wir lassen Droysen selbst das Wort, der folgendes erzählt:

„Der Prinz, aus jenem Reichsfürstlichem Hause, dessen einstiger Erbe er war, im kräftigsten Mannesalter, voll Raschheit und Lebenslust, von hoher, weltmännischer Bildung, fürstlich repräsentierend, bildete in Breslau bald eine Art militärischen Hof, der der Sammelplatz der vornehmen Welt Schlesiens wurde. Es war damals noch bei weitem nicht wie jetzt (1859), daß die ferne königliche Residenz einen dominierenden Einfluß über die Provinzen geübt hätte; und aus der ständischen Zeit her hatte Breslau mehr wie irgend eine andere Stadt der Monarchie den Charakter eines landschaftlichen Mittelpunktes. Namentlich den Winter pflegten die großen Familien des Landes in Breslau zuzubringen, wo die meisten von ihnen ihre eigenen Häuser, auch wohl ihre Paläste besaßen. Dann hatten auch die Regimenter wenig zu thun, und die Offiziere der Landstädte und Festungen gingen gerne auf Urlaub, um die Gesellschaften und Bälle, das Theater, die Spielbanken, den Karneval dort mitzumachen. Der belebende Mittelpunkt dieses höchst glänzenden geselligen Lebens war der Prinz und seine junge Gemahlin, die reiche Erbin des Grafen Hoym von Dreißig.

Allerdings gab es in diesen Breslauer Kreisen mancherlei Störungen und Konflikte. Nicht mit den Bürgerlichen; sie zählten damals nicht zur Gesellschaft.

Schlesien war in die preußischen Verhältnisse noch keineswegs so eingewohnt, wie die alten Provinzen; der altbegüterte Adel dort sah doch mit Ungunst auf die hohe Bevorzugung des Offizierstandes, er war nicht gemeint, denselben als ebenbürtig zu betrachten; die stifts- und ritterfähigen Familien nahmen ohne

weiteres für sich Vorzüge der Hoffähigkeit und des Ranges in Anspruch, die der Offizierstand entschieden nicht anerkennen wollte. In dieser Form geselliger Konflikte zeigte sich hier der Gegensatz des ständischen und monarchischen Wesens, der in den älteren Provinzen seit dem Großen Kurfürsten verschliffen war, in seinen letzten Nachklängen.

Yorck war im Hohenloheschen Palast besonders gern gesehen. Er vor allen war ein rüstiger uud kecker Vertreter der preußischen Art gegen die schlesische, der monarchischen gegen die ständische, der Kavaliere gegen die Ahnen; mehr als einmal hat er Gelegenheit gehabt, seinen Degen gegen die Kammerherrenschlüssel und Stiftsfähigkeiten in die Waagschale zu werfen; oft genügte sein entschiedenes Auftreten, das, was ihm als Anmaßlichkeit erschien, niederzuwerfen. So ging er einst, mit einem Kameraden sprechend, langsam die Treppe in dem prinzlichen Palast hinauf; ein Graf aus der Umgegend, einer der stolzesten von jener anderen Art, kam hinter ihnen schneller gehend herauf, ging ohne weiteres zwischen ihnen hindurch, berührte Yorck im Vorüberstreifen; Yorck faßte sofort seinen Rockschoß, zog ihn zurück: wer bei dem Kapitän Yorck vorbeigehe, möge sich vorsehen, nicht hängen zu bleiben. Der Graf war außer sich vor Wut, eilte in das Zimmer des Prinzen, sprach mit der äußersten Entrüstung über die Beleidigung, die von einem seiner Offiziere ihm und in ihm einer der ältesten Familien des Landes zugefügt sei, forderte glänzende Genugthuung. Und der Prinz in seiner jovialen Weise: der Kapitän Yorck sei ein Mann, der gewiß gern jede Genugthuung zu geben bereit sei. Er wußte — wie denn auch geschah —, daß der Graf nicht eine der ältesten Familien des Landes in die Gefahr bringen werde, Trauer anzulegen."

Auch in den Kreisen der Breslauer Offiziere wurde damals stark gespielt. Yorck kam durch Spielverluste in nicht geringe Verlegenheit. Eine Geldheirat selbstverständlich nur mit einer Dame vom Adel, war in solchen Fällen auch damals schon des Heilmittel, zu dem mancher Offizier notgedrungen greifen mußte. Auch dem Kapitän Yorck riet man dazu, und Yorck war nahe daran, auf diese Weise seine Verhältnisse in Ordnung zu bringen. Noch rechtzeitig besann er sich eines besseren.

Es liegt wohl nahe, nach solchem Einblick in die kameradschaftlichen und geselligen Verhältnisse, wie sie damals waren, vergleichsweise auf unsere Zeit zu blicken. Wir werden der Gegenwart kaum den Vorzug geben können. Jenes viel angefeindete, oft verurteilte Sichabschließen des Offizierkorps im altpreußischen Heere, von dem man sagte — allerdings nicht ganz mit Unrecht —, daß es den Kastengeist groß zöge, ging hervor aus dem Standesbewußtsein, ohne das ein preußisches Offizierkorps nicht denkbar ist. Heut ist da manches anders geworden.

Der Kreis, in dem die Kameraden sich bewegen, ist ein viel größerer geworden. Manche Schranke ist gefallen. Die kleinen Garnisonen sind zum großen Teil verschwunden. Die Geselligkeit bewegt sich in großen Verhältnissen. Ob zum Vorteil für den Offizier, muß bezweifelt werden. Jedenfalls wird allgemein darüber geklagt, daß die Ansprüche an die Lebenshaltung auch in den Familien der Offiziere zu hohe sind. Man vermißt die alte Einfachheit. Schon im Zeitmaß einer Generation ist da vieles anders geworden. Der ältere Stabsoffizier blickt heut oft mit Verwunderung auf die überelegante Einrichtung in den Salons des Leutnants und frägt sich, ob wohl die seinige eigentlich noch als standesgemäß gelten wird, wenn er in alt-preußisch gastlicher Weise die jüngeren Offiziere zu Tische als Gäste bei sich sieht.

Schwerlich wird heut noch der preußische Leutnant aufzufinden sein, der um ohne Zulage auszukommen, wie eine alte gut erfundene Anekdote erzählt, sich allwöchentlich einmal beim Konditor den Magen verdarb, um an den anderen Tagen nicht solchen unbezahlbaren Hunger zu haben; oder jener, der sich geflissentlich alte Semmel holen ließ, damit sie im Magen besser quellen sollte.

Mancher Offizier, der gewiß das Zeug dazu hatte, tüchtiges zu leisten, ist schon den Ansprüchen zum Opfer gefallen, die der Luxus an seinen Geldbeutel stellte. Alle Fortschritte in der Bewaffnung werden das Heer nicht tüchtiger machen, wenn solch innerer Feind an seiner Lebenskraft zehrt. Der Geist eines Yorck sollte denen nie fehlen, die stolz sein dürfen, sich als Kameraden jener Helden aus alten Tagen zu wissen. Diese alten Helden waren groß nicht blos auf dem Schlachtfelde, sondern auch in der Garnison als leuchtende Vorbilder echt soldatisch-kameradschaftlichen, aber auch echt preußisch-einfachen Wesens.

Vor allem aber gilt es hier, die Stimmen der obersten Kriegsherren zu hören. So sagte Friedrich Wilhelm I. in einem an die Regimentschefs gerichteten Kabinettsschreiben: „Hiernach sehe ich es zwar gerne, wenn die Offiziers gut leben; aber es ist mir sehr zuwider, wenn die Offiziers dabei nicht mit ihrem Beutel Rechnung machen und durch den Luxum mehr depensieren, als sie einzunehmen haben und bezahlen können. Ich will demnach, daß die Offiziers, wenn sie beisammenkommen, nicht wie bei einzelnen Regimentern Gebrauch, viel Gerichte und Wein prätendieren, sondern mit einander hauswirtlich vorlieb nehmen sollen, und muß es vor keinen Schimpf gerechnet werden, wenn ein Offizier dem andern ein Glas Bier vorsetzt. Ihr habt also darauf Acht zu geben, daß diesem Meinem Willen nachgelebt und eine gute Oekonomie unter denen Offiziers geübt werde."

In vollem Einklange mit seinem Ahnen rief der große Kaiser Wilhelm I. am 2. Mai 1874 seinem siegreichen Offizierkorps zur: „Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offizierstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden. Nicht nur daß die kriegerische Tüchtigkeit des Offiziers durch eine verweichlichende Lebensweise beeinträchtigt werden könnte, sondern völlige Erschütterung des Grundes und Bodens, worauf der Offizierstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit sich bringen würde."

Und wie seine großen Vorfahren, so mahnt auch unser Kaiser seine Offiziere ernst und eindringlich. Besonders wird Widerhall gefunden haben, da er in der bedeutungsvollen Zeit der Jahrhundertwende in einer an die Offiziere der Berliner Garnison gerichteten Ansprache sie aufforderte, auch im neuen Jahrhundert die Eigenschaften zu bethätigen, welche unter seinen Vorfahren die Armee groß gemacht hätten: „Einfachheit und Anspruchlosigkeit im täglichen Leben, unbedingte Hingabe an den königlichen Dienst, volles Einsetzen aller Kräfte des Leibes und der Seele in rastloser Arbeit an der Ausbildung und Fortentwickelung der Truppen."

VI.

Die Wissenschaft.

Die Verhältnisse, unter denen vor 100 Jahren die Herren Offiziers Seiner Majestät von Preußen in ihren Garnisonen lebten, waren der Pflege geistigen Lebens nicht gerade besonders günstig. Daß die Hand, die tagsüber die Waffe geführt oder den Gaul gezügelt — war sie doch in solcher Thätigkeit oft schon vom zwölften Lebensjahre an schwer geworden —, wenn endlich der Dienst beendet, nicht leicht genug war, um die Feder zu führen, der Geist, ermüdet durch das erschlaffende Einerlei des Dienstes, nicht frisch genug, ernsteren Studien obzuliegen, ist wohl leicht erklärlich. Daß die Herren Stabsoffiziere und Kapitäns, die zum großen Teil noch aus jenen zwar ruhmvollen, aber doch rauhen, den Wissenschaften durchaus nicht holden Zeiten der Kriege des großen Königs hervorgegangen waren, auf die geistige Regsamkeit der jungen Kameraden nicht anregend wirkten, ist wohl ebenfalls leicht zu verstehen. Dem alten General v. Larisch in Berlin sind Offiziere, die sich mit Wissenschaften beschäftigten, ein wahrer Greuel; er nennt sie „Pharisäer und Schriftgelehrte". Jedenfalls barg sich für den alten Krieger unter dieser Bezeichnung alles Boshafte und Niederträchtige, dessen die Menschennatur überhaupt fähig ist. Und wie dieser eine, so haben ihrer viele damals an der Spitze großer Offizierkorps gestanden; sie haben ganz gewiß alles andere eher und mehr gefördert, als den Sinn für die Wissenschaften.

In den Garnisonen ließ der Dienst dem jungen Offizier wenig Zeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Die Lust zu solcher wurde nicht gefördert, da doch die meisten älteren Kameraden mit einer gewissen souverainen Verachtung auf den herabsahen, der derartigen Bestrebungen hold war; sie paßten — so meinte man, — nicht für den Offizier. Mochten sich mit ihnen die Feldprediger befassen; sie konnten ja nötigenfalls über alle etwa vorkommenden Fragen Auskunft geben.

Allzu oft werden wohl die ehrwürdigen Feldprediger von damals nicht mit derartigen Fragen seitens der Herren Offiziere in Anspruch genommen worden sein.

Welches Maß des Wissens brachte wohl der Offizier von damals mit zum Dienst des Königs? In den weitaus meisten Fällen war es blutwenig. Wunderbar, wäre es damit anders bestellt gewesen! Denn der adlige Gutsbesitzer, der in Preußen — so war es alter Brauch — seine heranwachsenden Söhne am liebsten dem Heeresdienste zuführte, war eben im allgemeinen damals der feineren Bildung so gut wie völlig bar. Wo hätte er sie hernehmen sollen? Wohl hatte noch in der ersten Hälfte des achzehnten Jahrhunderts mancher junge Herr von Adel nach alter Sitte die Universität bezogen; aber es geschah das eigentlich am allerwenigsten aus dem Streben, wissenschaftliche Bildung sich anzueignen. Aeußerlich war der jugendliche Herr wohl etwas abgeschliffen worden, wozu die übliche Reise noch das Ihrige beigetragen haben mochte, aber innerlich war die Bildung doch sehr vernachlässigt. Und schließlich war ein Aufenthalt auf der Universität oder eine größere Reise immer nur wenigen vergönnt; es fehlte meist doch zu sehr an barem Gelde zu solchen Unternehmungen, die eben doch im Grunde als Luxus anzusehen waren.

Unter diesen Umständen war es erklärlich, daß auch der Nachwuchs daheim nicht gerade Anregung fand, den Wissenschaften mit besonderem Eifer obzuliegen. Man ließ einen „Prediger", d. h. einen Kandidaten der Theologie dem Jungen das nötigste beibringen. Und es war üblich, diesen Hauslehrer durchaus als Dienstboten zu betrachten; erhielt er doch nur 18—20 Thaler jährlich an „Lohn". Schäbig ging er darum einher, aß gewöhnlich auch nicht am Tische mit; die Launen der jungen Herren — seiner Zöglinge — mußte er oft genug an sich selbst unangenehm verspüren; denn mit großer Geringschätzung — so war es damals fast allgemein — sah der Herr Vater, der natürlich selbst so gut wie nichts gelernt hatte, auf die Wissenschaft und ihren Vertreter herab; nützte die Wissenschaft eigentlich doch gar nichts. Da mag es schwer gewesen sein, selbst bei ehrlichem Streben und eifrigem Mühen des Lehrers, der Wissenschaft auch nur in sehr bescheidenem Maße Eingang in die Köpfe der Herren Junker zu verschaffen; und Achtung vor ihr nahm der junge Herr dann ganz gewiß nicht mit hinaus ins Leben.

Das damals unentbehrliche Französisch lehrte gewöhnlich eine alternde „Mademoiselle". War dann das zwölfte oder vierzehnte Lebensjahr herangekommen, so galt es als höchste Zeit, den Junker ins Regiment zu bringen, damit der frühe Eintritt bei dem Schneckengange des Avancements ihm doch die Aussicht ließ, noch vor dem Greisenalter wenigstens bis zum Kompaniechef zu gelangen. Zuweilen ging wohl der Erzieher wie schon oben erwähnt wurde mit in die Garnison, um die wissenschaftliche Bildung des Zwölfjährigen zu vervollständigen, aber der Spott des Kameraden wirkte dann nicht gerade fördernd auf den Fleiß des jungen Herrn, den zudem der noch ungewohnte und für den nicht entwickelten Körper viel zu schwere Dienst eigentlich ganz in Anspruch nahm.

Da ist es wohl ganz natürlich, daß die Unwissenheit unter den Herren Offizieren jener Tage vielfach eine recht augenfällige war. Ihre Bildung, die sie ins Heer mitbrachten, reichte ganz gewiß in den meisten Fällen nicht so weit wie heutzutage die eines Jungen vom Lande, der mit etwa 14 Jahren den Schulbänken seiner Heimat den Rücken kehrt, um im Städtchen ein Handwerk zu erlernen.

Einer, der auf der Stufenleiter militärischen Ranges vor wenig mehr als 100 Jahren die Höhe erklommen, — General von Schlieffen — sagt, er habe, als er dreizehn Jahre alt in die militärische Laufbahn eintrat, eigentlich nichts anderes gewußt als „gut beten, mittelmäßig lesen, schlecht schreiben, ein halb Dutzend lateinische Worte sonder Zusammenhang, um sie bald wieder zu vergessen und weiter nichts." Der alte Soldat, der uns das von seiner ersten wissenschaftlichen Unterweisung mitteilt, war freilich auf einem „geringen" adligen Gut in Hinterpommern geboren worden. Aber auch in weniger abgelegenen Gegenden und unter günstigeren äußeren Verhältnissen werden meistens die Erfolge eines spärlichen Unterrichts gewiß nicht besser gewesen sein als hier.

Sogar in den großen Städten stand es um die Unterweisung der künftigen Offiziere oft sehr übel. Wohl waren hier Schulen vorhanden, die vielleicht mehr boten als der dürftige Unterricht eines Hauslehrers. Aber es galt nicht als standesgemäß, daß ein adliger Offizier oder höherer Beamter seinen Sohn in die Schule schickte. Der esprit de corps forderte es, daß der Adlige sich vom Bürgerlichen fern hielt. Die Ausnahme, die wir in dieser Beziehung im Leben Hüsers berichtet finden, da dieser von seinem siebenten bis zwölften Jahre die Breslauer Realschule besuchte, weil der Unterricht durch Hauslehrer sich als nur gar zu mangelhaft erwies, bestätigt doch nur die Regel. Denn der alte Hüser war ein ausnahmsweise frei blickender Mann; er zollte der Wissenschaft die gebührende Achtung; aber doch stand auch ihm der Schliff für den Verkehr mit der Welt, in die sein Sohn nun einmal gehörte, in erster Linie; denn den noch nicht Neunjährigen, der als Gefreiterkorporal im Regiment Hohenlohe eingeschrieben ist, also die Uniform tragen darf, nimmt der Vater zu Bällen und Diners beim Fürsten Hohenlohe mit! Wo blieb da für den unglücklichen Jungen die nötige Sammlung und Ruhe, um den Pflichten des Lernens genügen zu können? Also auch im Hause dieses ausnahmsweise die Wissenschaft hochstellenden Mannes sehen wir einen Unstern walten über der Erziehung des künftigen preußischen Offiziers.

Wie es um den Unterricht eines Knaben in den denkbar günstigsten Verhältnissen in jener Zeit bestellt war, erfahren wir aus der Selbstbiographie des Generalleutnants von der Marwitz. Er war 1777 geboren; sein Vater königl. Kammerherr und seit 1786 Hofmarschall König Friedrich Wilhelms II. Der junge Marwitz genoß also seine Erziehung in Berlin, wo die Eltern ein Palais in der Wilhelmstraße bewohnten. Wir lassen dem Junker von der Marwitz selbst das Wort, der 1785 — 8 Jahre alt — einen Hofmeister bekam, nachdem bis dahin Mamsell Bénézet den ersten Unterricht erteilt hatte; von ihr heißt es: „Mamsell Bénézet war ein sehr böses Weib, die uns viel ohrfeigte, im Winter in einen kalten Winkel einsperrte, im Sommer aber zur Strafe ans Fenster stellte, mit dem Rücken nach selbigem, sodaß uns die Sonne durch die Scheiben auf den Kopf brennen mußte. Sie war aber fleißig, hielt uns zur Ordnung an, lehrte uns lesen, schreiben, rechnen, und auch etwas Geographie".

Die Unterweisung durch den Hofmeister beschreibt von der Marwitz folgendermaßen: „Mein Hofmeister, Herr Rosa, war ein rechtschaffener Mann, ein Freund der Ordnung, der an mir nichts Unrechtes litt und seine Lehrstunden gewissenhaft gab, übrigens aber ein Ignorant, von dem nach jetzigen Begriffen (geschrieben 1852) nichts zu lernen war. Mich allein lehrte er lateinisch, in der Art, daß er mich die Deklinationen und Konjugationen auswendig lernen ließ und nachher

mir Gedikens Lesebuch (damals etwas ganz Neues) hingab, damit ich es übersetzte, wobei ich die Vokabeln mir aussuchen mußte. Wie wir den Gedike durchhatten, fingen wir den Eutrop an. Da waren sechs Jahre vorbei, ich trat ins Regiment, und die Sache hatte ein Ende."

„Religion, Geschichte und Geographie lernte ich von ihm mit meinen Schwestern gemeinschaftlich. In der Religion ließ er uns die Bibel lesen, das neue Testament, die Psalmen, Sprüche Salomonis, Jesus Sirach, und die historischen Bücher stückweise. Er erklärte es recht vernünftig, und war dies die einzige Stunde, wo er wirklich von dem Seinigen etwas hinzu that. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich in der Bibel so gut Bescheid weiß, und später zu einem so gründlichen Religions-Unterricht reif war".

„In der Geschichte las er uns Schröckhs allgemeine Weltgeschichte vor, und wenn er hindurch war, was ungefähr alle Jahr geschah, so fing er wieder von vorne an. Wir sollten aufschreiben, was wir gehabt hatten, es war aber nicht möglich, Alles in Papier zu bringen, was aus einem schon so zusammengedrängten Werke beinahe täglich eine Stunde lang vorgelesen wurde. Dagegen repetierte er am Sonnabend, so daß wir erzählen mußten. Wie wir zweimal das Werk durchhatten, so wußte ich es dermaßen auswendig, daß ich sogar oft die Worte im Voraus kannte, und nun war die Sonnabends-Repetition für mich so leicht, daß ich jedesmal eine Stunde lang erzählen konnte".

„In der Geographie machte er es genau eben so; er legte den alten Homann'schen Atlas auf den Tisch, nahm Hübners Geographie und las daraus vor, während wir die Orte aufsuchen mußten. Da er auch hier jedesmal wieder von vorn anfing, wenn er zu Ende war, so prägte sich die Sache dergestalt ein, daß ich auf der ganzen Erde vollkommen Bescheid wußte". (?)

„Er ließ uns auch auf der Tafel rechnen. Auch hier verstieg er sich nicht über sein eigenes geringes Wissen. Von Regeln war nicht die Rede, aber er sah getreulich nach, daß wir richtig rechneten. Kein Fehler konnte durchschlüpfen. Also die vier Spezies. Die Regeldetrie aber war ihm schon unbekannt."

Der Lehrer beobachtete bei der Lösung der einfachsten Aufgaben ein äußerst langwieriges Verfahren; aber v. d. Marwitz rühmt daran doch, daß er auf diese Weise veranlaßt worden sei, nie über einen Fehler leichtsinnig hinwegzugehen.

Von seinem elften Jahre an erhielt unser Gewährsmann noch besonderen mathematischen Unterricht. „Mein Lehrer", so erzählt von der Marwitz „war ein Freund meines Hofmeisters, ihm im Wissen wenig überlegen. Seine Mathematik beschränkte sich auf Planzeichnen, auf das Zeichnen der mathematischen Figuren und Berechnung ihres Inhaltes, ohne weitere Beweise, und damit Punktum!"

„Er trug mir auch Fortifikation und Baukunst vor. Bei ersterer erfuhr ich die Benennung und den Zusammenhang aller Festungswerke, nach allen bekannten Systemen, und lernte sie zeichnen. Warum aber und zu welchem Nutzen sie gebaut würden, davon kein Wort. Baukunst sollte ich lernen, damit ich in Zukunft bei ländlichen Bauten nicht betrogen würde. Der Herr Lange aber diktierte mir eine Art von wissenschaftlichem Abriß der Baukunst, wobei ich Grundrisse, Aufrisse und Profile von Hermen zeichnen, römischen Mörtel und die Säulenordnungen kennen lernte, von dem aber, was bezweckt wurde, nämlich einen Anschlag beurteilen zu lernen, und die Konstruktion, sowie die Tragbarkeit der Hölzer, davon erfuhr ich nichts."

„Hiermit, und wie ich dreizehn Jahr alt war, war meine wissenschaftliche Erziehung zu Ende, denn alsdann trat ich in den Militärdienst."

So war es in Berlin; so wurde ein junger Adliger vorgebildet, von dem doch erwartet werden konnte, daß er später einmal in der nächsten Umgebung des Königs Verwendung finden würde, und dessen Eltern in der Lage waren, Opfer für eine sorgfältige Erziehung zu bringen. Wie mochte es da um die Vorbildung der großen Menge junger Adliger bestellt sein, die in einer entlegenen Provinz auf einsamem Dorfe heranwuchsen, und deren Verhältnisse die Aufwendung größerer Mittel für eine bessere Erziehung nicht gestatteten!

Jedenfalls fehlte es den damals ins Heer tretenden jungen Adligen größtenteils an gediegener Vorbildung, so daß es leicht erklärlich ist, wenn man in jenen Zeiten den Offizier allgemein als einen unwissenden und ungebildeten Menschen ansah. Es war das eigentlich für den preußischen Offizier noch ein Erbstück aus der Zeit des Großen Kurfürsten. Hatte doch der Kurprinz Karl Emil, der früh verstorbene ältere Bruder des ersten Königs in Preußen, einen solchen Widerwillen gegen alles Lernen und die Beschäftigung mit den Wissenschaften, daß er behauptete, wer studiere und Latein lerne, sei ein Bärenhäuter. Unter Friedrich Wilhelm I. waren die Anschauungen keineswegs anders geworden; im Tabakskollegium sollen noch viel schärfere Ausdrücke gegen die Jünger der Wissenschaft üblich gewesen sein. Selbst der Philosoph von Sanssouci hatte diese Ansicht bei vielen seiner Generäle nicht richtig stellen können. Noch im Jahre 1790 bezeichnete mit dem Worte „Friedrich Wilhelm-Offizier" das Volk einen großen hageren Mann in kurzem blauen Rock mit langem Degen und zugeschnürtem Hals, der alle seine Handlungen steif und ernst wie im Dienst verrichtete und wenig gelernt hatte.

Wie es im Kopfe manches braven Leutnants und Kapitäns jener Tage ausgesehen haben mag, erfahren wir aus der Lebensbeschreibung des Feldpredigers Lafontaine. Diesen nahm einst in Halle, wo er den Offizieren des Regiments von Thadden einen geschichtlichen Vortrag gehalten hatte, ein Kapitän bei Seite und sagte: „Liebster Feldprediger, Sie erzählen da Dinge, die vor vielen tausend Jahren geschehen sind, Gott weiß wo. Nun haben Sie doch damals nicht gelebt und sind nie dort gewesen; machen Sie uns denn nicht etwas weis? Woher wissen Sie denn alles?" — „Ei nun", sagte Lafontaine, „aus Büchern, worin man aus jenen Zeiten und Ländern uns die Nachrichten hinterlassen hat". — „So, ist denn das alles wahr?" — „Freilich." — „Kurios! ich habe gedacht, es wäre immer so gewesen wie im Preußischen."

Daß es auch mit der Kunst des Schreibens zuweilen gar übel aussah, erfahren wir aus manchen Mitteilungen über Verhältnisse jener Tage. So war nach Boyens Zeugnis dem General v. Usedom, unter dem 1790 die westpreußischen Regimenter in die Gegend von Rastenburg rückten, die Beantwortung von Briefen eine Greuel. „Als Oberst", so erzählt Boyen wörtlich, „hatte er dazu seinen Wachtmeister benutzt und übergab diesem gewöhnlich jeden Brief mit dem allgemeinen Dekret: „Wachtmeister, Schriew he einen Scharfen Brief, aber kleid er en Bisken mit Frantzösisch ut." Als Oberst von der Marwitz in Perleberg 1797 den Sekondleutnant Grafen Henckel von Donnersmark zum Regimentsadjutanten ernennen will, lehnt dieser, da ihm an dieser Stellung nichts liegt, die Ehre mit

der Begründung ab, er könne nicht schreiben. Es muß also vor hundert Jahren nicht ganz unerhört gewesen sein, daß auch ein jüngerer Offizier in der Kunst des Schreibens nicht bewandert war.

Wenn Schiller in den Piccolomini (4. Aufz. 6. Auftr.) den General Tiefenbach dem die Unterschriften zählenden Terzky auf dessen Ruf „Ein Kreuz steht hier" antworten läßt: „Das Kreuz bin ich" — so hätte vielleicht 150 Jahre später wohl auch ein preußischer General sich neben jenen Wallensteiner stellen können. Freilich auch von ihm hätte wohl aber jenes Wort gegolten: „Er kann nicht schreiben, doch sein Kreuz ist gut."

Zahlreich sind hierher gehörige Beispiele, die wir noch anführen könnten; es ist aber wohl mit den gegebenen genug.

Indes, falsch wäre es, wenn nun ohne weiteres gefolgert würde, daß wissenschaftliches Interesse und Streben, die nur zu lückenhafte Bildung auszufüllen und zu ergänzen, unter den Offizieren von damals gefehlt hätte. Im Gegenteil; es wurde auch fleißig gearbeitet. Die Naturen waren in dieser Beziehung sehr verschieden. — Einem galt es als Fehler, wenn ein Offizier sich mit Wissenschaften beschäftigte, denn das taugte ja nichts für die Kriegskunst; einem anderen schien die Wissenschaft nicht gerade gefährlich für den Soldaten, aber sie nutzte ihm auch nichts — mochte darum jeder sich ihr gegenüber verhalten, wie es ihm beliebte; ein Dritter endlich sah in ihr alles Heil. Wollten wir diese letzten und ihr Streben allein schildern, so würde ein ebenso falsches Bild sich ergeben, als wenn wir jene ersteren solchem Bilde zu Grunde legen wollten. Wirklich strebsame Geister suchten eben trotz der großen Schwierigkeiten, die dem entgegenstanden, der Wissenschaft zu ihrem Recht zu verhelfen.

So wissen wir, daß damals in vielen Garnisonen regelmäßiger Unterricht für die Junker und jungen Offiziere eingerichtet war. Schon 1773 genoß der damalige Junker von Yorck im Regiment von Luck in Braunsberg den Unterricht des Feldpredigers; freilich, dieser Unterricht war nicht genügend, und als gereifter Mann klagt Yorck, daß auch fleißiges Arbeiten nicht habe ersetzen können, was in der Jugend versäumt worden sei.

Bis zum Jahre 1799 waren Junkerschulen wohl vielfach vorhanden; aber dem Gutdünken des Regimentschefs überlassen, ob er sie einführen wollte oder nicht. Und viele Chefs erachteten eben alles andere eher als nötig für den Junker, als die Wissenschaften. 1799 verfügt eine königliche Kabinetsordre, daß dieser Unterricht allgemein einzuführen sei; nur Personen, die der Aufgabe, diesen Unterricht zu erteilen, gewachsen waren, durften demgemäß zu Feldpredigern ernannt werden. Die Unterweisung erstreckte sich auf deutschen Stil, Geographie, Geschichte, Moral, französische Sprache und Mathematik.

Die Strenge des Dienstes, der eigentlich die ganze Kraft der jungen Leute in Anspruch nahm, wird freilich den Mühen auch eines gewissenhaften und tüchtigen Lehrers nicht großen Erfolg gebracht haben. Die meisten Junker konnten eben bei ihrem Eintritte ins Regiment kaum lesen und schreiben, geschweige denn, daß sie ein Wort von Geographie, Geschichte und Mathematik gehört hatten; da wird wohl die „Wissenschaft" nicht gerade groß gewesen sein, die den Junker zierte, wenn er als Fähnrich dem Unterricht des Feldpredigers entwachsen war.

Daß seinem Offizierkorps wissenschaftliche Bildung nur zu sehr fehlte, hat wohl keiner so schmerzlich empfunden als der große König selbst.

Er hatte es sich im siebenjährigen Kriege nicht verhehlen können, daß die Sachsen seinen Preußen geistig überlegen waren. Hinfort war es nun des Königs eifrigstes Bemühen besonders den Nachwuchs der Offiziere wissenschaftlich heranzubilden. Freilich, es war eine Riesenaufgabe, die unter den damaligen Verhältnissen hiermit der König sich gestellt hatte. Vieles blieb auch nur Plan; die Ausführung mußte einer späteren Zeit vorbehalten bleiben und blieb es, bis nach dem Sturze im Jahre 1806 durch Scharnhorst der Wiederaufbau des Heeres erfolgte.

Es muß uns aber doch mit erneuter Bewunderung erfüllen, wenn wir hören, daß König Friedrich selbst mit Fleiß und Eifer der Ausbildung der Generalstabsoffiziere oblag. Viele Jahre hindurch nach dem Hubertsburger Frieden hat der rastlose Mann in ruhigen Zeiten dieser Beschäftigung in Potsdam obgelegen. Meistens dauerte dieser Unterricht 1—$1^1/_2$ Stunden. Der König pflegte einen selbst abgefaßten Aufsatz vorzutragen und das Vorgetragene durch Beispiele aus der Kriegsgeschichte zu erläutern. Zum Schluß erteilte dann der König Aufgaben, Umarbeitungen oder Zeichnungen, die das nächste Mal vorzulegen waren. Auf Grund dieser Arbeiten belehrte dann der König den Verfasser und die übrigen Teilnehmer.

Aber die Unterweisung doch nur weniger Offiziere durch den König konnte nicht ausreichen. Der König wollte die wissenschaftliche Bildung der großen Menge seiner Offiziere fördern.

Darum galt es vor allem, die im Kadetten-Korps vorhandene Pflanzschule für den Offiziersersatz zu bessern. Und das ist auch geschehen. Auch wurden die Regimenter nach dem siebenjährigen Kriege angewiesen, die Junker nach Berlin zu schicken, damit sie durch Teilnahme am Unterricht des Kadetten-Korps die ihnen mangelnden Kenntnisse ersetzen könnten.

Aber es war im großen und ganzen doch unter den beiden Nachfolgern Friedrichs des Großen immer noch übel bestellt um die wissenschaftliche Bildung auch derjenigen Offiziere, die aus dem Kadettenkorps hervorgegangen waren; denn trotz vieler bessernden Maßregeln, die besonders von dem rührigen General Rüchel ins Werk gesetzt wurden, war doch die Unterweisung lange nicht ausreichend, da nun einmal das, was die Kadetten ins Korps am elementarsten Wissen mitbrachten, oft blutwenig oder eigentlich gar nichts war. Und selbst wenn der Unterricht im Korps nicht viel zu wünschen übrig gelassen hätte, die große Masse des Offiziersersatzes ging eben nicht aus dem Kadettenkorps hervor, sondern wurde den Regimentern in den Junkern zugeführt. Und für deren Annahme war der Regimentschef nicht einmal daran gebunden, den Nachweis zu fordern, daß die jungen Leute lesen und schreiben konnten.

Daran konnten auch die Junkerschulen nichts ändern, die mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. vielfach auf höheren Befehl eingerichtet wurden, nachdem das vorher dem Gutdünken des Chefs überlassen gewesen war. Die Junkerschule in Potsdam sollte ein Muster für alle anderen werden. Sie wurde am 1. Juni 1804 in einem zu diesem Zweck erkauften Hause eingerichtet und bestand bis 1806.

Neun Monate jeden Jahres wurde an fünf Tagen in der Woche Unterricht erteilt in Sprachen, Mathematik, Geschichte, Geographie, Zeichnen, militärischen Wissenschaften, Fechten und Tanzen. Die Schule war in drei Klassen geteilt; die Versetzung in die höhere fand nur dann statt, wenn genügende Leistungen nachgewiesen werden konnten. Die Junker waren also durchaus noch Schüler. Man hatte also ganz richtig erkannt, daß es nicht zweckmäßig war, von Knaben schon den Dienst zu verlangen, den erst der Mann leisten kann.

Bezeichnend übrigens für den Grad der Bildung, der den Potsdamer Offizieren damals eigen war, ist es wohl, daß zwei Offiziere jeden Bataillons in der Garnison an dem Unterricht in der Junkerschule teilnehmen durften. Diese Offiziere wurden einer der drei Klassen zugewiesen, nachdem sie einer Prüfung sich unterzogen hatten. Ob einige Herren Fähnriche oder Leutnants etwa der unteren Klasse zugewiesen wurden, in der natürlich vor allem die Kunst des Lesens und Schreibens gepflegt wurde, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich aber werden die Herren Leutnants von damals wohl immer noch manches auch in diesen Klassen haben lernen können!

Auf die Förderung seiner Offiziere besonders in Mathematik und Fortifikation war der große König bedacht gewesen, als er in den Garnisonen der General-Inspekteure einen Unterricht anordnete, der den Offizieren verschiedener Regimenter durch hierzu bestimmte Offiziere erteilt werden mußte. Nur die befähigteren Offiziere sollten diesen Unterricht erhalten. Solche „Inspektions-Schulen" — sie werden auch Militär-Akademien genannt — wurden in Berlin, Stettin, Königsberg, Breslau, Magdeburg und Wesel eingerichtet. Die Kavallerie-Offiziere sollten an diesem Unterricht übrigens nicht teilnehmen. Unter dem 8. Juli 1784 erließ der König einen Kabinetts-Befehl an Generalleutnant Bülow, dahin lautend „daß die Kavallerie-Offiziere nicht nötig haben, die Mathematique zu lernen, und brauchen daher keine nach Königsberg zu gehen; denn das ist nur vor die Offiziere von der Infanterie, die mit zu solchen Sachen gebraucht werden." Darin übrigens, daß der Kavallerieoffizier nichts zu lernen brauche, waren alle höheren Offiziere dieser Waffe mit ihrem Könige keineswegs einer Meinung. Wir wissen, daß gerade einige Chefs von Kavallerie-Regimentern mit Eifer und Fleiß darauf bedacht waren, Offiziere nicht blos, sondern auch Unteroffiziere und Gemeine zu fördern. Es sei hier nur Generalleutnant Freiherr von Günther erwähnt, der Chef der Bosniaken und Towarczys. Er stand später in dem unwirtlichen Neu-Ostpreußen und richtete hier Schulen für Unteroffiziere und Mannschaften ein; in Tykoczyn gründete er eine Lehranstalt, an der ein in der Königsberger Schule ausgebildeter Offizier den Unterricht erteilte. Auch Blücher, der doch bekanntlich selbst zeitlebens mit der Orthographie auf gespanntestem Fuße lebte, wußte es durchzusetzen, daß seine Junker an den Lehrstunden des Stolper Kadetten-Hauses teilnehmen durften.

Einen besonders guten Ruf hatte die Königsberger Inspektionsschule. Sie wurde auch „Ecole militaire" genannt. Zu ihr wurden von allen in Ost- und Westpreußen stehenden Regimentern zwei Jahre hindurch je zehn Monate lang Offiziere kommandiert. Auch Boyen genoß den Unterricht dieser Schule. Indes, es scheint, als sei der Unterricht doch nur mangelhaft gewesen. Denn den strebsamen späteren Feldmarschall befriedigte er nicht. Mit mehreren seiner Kameraden

zog er es vor, die Vorlesungen des Philosophen Kant, der Historiker Mangelsdorff und Schmalz und anderer Professoren zu besuchen. Aber die weniger Strebsamen? Sie gingen gewiß nach Beendigung des zweijährigen Kursus nicht viel klüger, als sie gekommen waren, heim. Und in keiner anderen Garnison eines General-Inspekteurs gab es eine Universität, und nirgends außer in Königsberg einen Kant. Die große Menge der Offiziere konnte auch durch eine an sich gewiß zweckmäßige Maßregel nicht der Unwissenheit entrissen werden. Aber die Einrichtung zeigt, daß man doch an maßgebender Stelle wissenschaftlichen Bestrebungen freundlich gegenüberstand.

Das zeigen uns auch die Verhältnisse in Wesel, wo aufs Eifrigste, besonders als der geistvolle, sprachkundige General v. Schlieffen Gouverneur war, die Wissenschaft gepflegt wurde. Schlieffen war Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Sein Name war über Deutschland hinaus als der eines tüchtigen Generals und Gelehrten bekannt. Bezeichnend dafür und überhaupt für die damaligen Verhältnisse ist es, daß die französische Republik ihm durch Dumouriez den Oberbefehl über die französische Armee in den Niederlanden anbieten ließ. Natürlich schlug Schlieffen dieses Anerbieten aus. Wesel verdankte ihm als Gouverneur viel. Die von ihm ins Leben gerufene „Patriotische Gesellschaft der Kriegskunstverehrer" hat viel dazu beigetragen, manchen für geistige Interessen empfänglichen jungen Offizier in dem geisttötenden Einerlei des damaligen Dienstes nicht zugrunde gehen zu lassen.

Aehnliches Streben wie in Wesel herrschte auch in anderen Garnisonen, sogar in zahlreichen kleineren, wie z. B. in Glatz, wo General Grawert die Ausbildung der jungen Offiziere anstrebte, in Löwenberg, wo 1786 bis 1793 Gneisenau in Garnison lag.

Spöttelnd nannten ihn die Kameraden den kleinen Magister. Alle Zeit, die nicht der Dienst in Anspruch nahm, gehörte bei ihm der wissenschaftlichen Fortbildung. Er wußte wohl, daß der König den Nutzen wissenschaftlicher Studien für den Krieger außerordentlich hoch gestellt hatte. Darum der eiserne Fleiß Gneisenaus. Noch der 42jährige lernt eifrig die italienische Sprache. Seine hohe Geistesbildung bleibt nicht unbemerkt. Als König Friedrich Wilhelm II. nach der Revue von 1788 den Kommandeur des Füsilierbataillons anweist, im nächsten Winter diejenigen seiner Offiziere, denen es an Kenntnissen in der Mathematik und im Planzeichnen mangele, nach Schweidnitz zu schicken, damit sie dort sich das Fehlende aneignen, nennt der Kommandeur Gneisenau als denjenigen unter seinen Offizieren, der solchen Unterricht auch in Löwenberg erteilen könne. In der That wurde dieser Unterricht auch an Gneisenau übertragen. Irgend welchen fördernden Einfluß auf seine dienstliche Stellung hatte freilich solcher Eifer für Gneisenau damals nicht. Aber ob wohl 25 Jahre später Blücher in Gneisenau einen so tüchtigen Chef des Stabes gefunden hätte, wenn die Löwenberger Zeit für die wissenschaftliche Fortbildung ungenutzt geblieben wäre!?

Die vornehmste und einflußreichste gelehrte Vereinigung in Preußen war damals die 1801 von Scharnhorst gestiftete Militärische Gesellschaft in Berlin. Jeder eintretende Offizier, ausgenommmen die Generale und Stabsoffiziere, erwarb das Mitgliederrecht erst durch Lieferung einer selbstständigen wissenschaftlichen Abhandlung. Trotzdem brachte es die Gesellschaft in den ersten vier Jahren ihres

Bestehens auf 188 Mitglieder. „Die Betriebsamkeit und Thätigkeit, welche sie bewiesen hat, geben einen vorteilhaften Begriff von dem Geist, welcher in unserer Armee herrscht" — äußert kein Geringerer als Scharnhorst gelegentlich der Stiftungsfeier von 1804.

Indes die Militärische Gesellschaft kennzeichnet sich noch als ein Wesen, das nicht hineinpaßt in das Alt-Preußentum. Sie mag ein edles Pfropfreis sein; aber der alte Stamm will mit ihm nicht verwachsen. Das geht aus Yorcks Verhältnis zu dieser Gesellschaft hervor. „Man hatte ihn," so erzählt Droysen, „zum Mitglied jener militär-wissenschaftlichen Gesellschaft ernannt, die, von Scharnhorst angeregt, die tiefe Umgestaltung in der Bildung der Offiziere einleitete, die später die Kriegsschule in größerem Maßstabe ausgeführt hat. Es ist wohl erklärbar, daß in jenen Anfängen noch ein starker Beigeschmack des Dilettantischen war, und daß die Mode, wissenschaftlich zu sein, auch auf Trivialitäten oder rein praktische Dinge übertragen wurde. Yorck gefiel sich darin, sich den „gelehrten" Offizieren gegenüber als den bloßen Praktiker und Autodidakten, als Soldaten nach dem natürlichen gesunden Menschenverstand zu bezeichnen. Ihm sei, erzählt Yorck, ganz unheimlich geworden, als er zum ersten Male dieser Gesellschaft beigewohnt; auf gepolsterten Stuhl gebannt, in schwüler Gelehrtenluft, in allgemeinem gespannten Zuhören, habe er die langweiligsten Reden und Betrachtungen anhören müssen über Dinge, die sich in der Regel von selbst verstanden hätten. Und dann zum Beweise, wie die unglückliche Wissenschaft sich in alles zu mengen beginne, erzählte er, wie ein Beisitzer der Schießgewehrkommission, auch ein Mitglied dieser militärisch-wissenschaftlichen Gesellschaft, und übrigens ein alter verständiger Zeughauptmann, in jener Kommission einen Vortrag gehalten habe; er habe sich verpflichtet gehalten, wissenschaftlich von den Griechen und Römern anzufangen und zu beweisen, daß sie keine Büchsen gehabt, weil sie das Pulver nicht erfunden hätten, sei dann durch das Mittelalter hinabgestiegen und endlich herzlich froh gewesen, mit dem wissenschaftlichen Eingang fertig zu sein, wobei er, sich zu seinem Nachbar wendend, die halblaute Bemerkung gemacht habe: man müsse doch auch ein wenig platonisieren."

Es ist ganz natürlich, daß in jener Zeit des Ueberganges zu einer neuen Kriegführung auch in der Militärischen Gesellschaft nicht selten scharfe Gegensätze hervortraten. Wir lesen hierüber bei Lehmann*): „Die einen hielten für möglich, ohne Schlacht den glänzendsten Sieg zu erfechten; die anderen bewunderten Bonaparte. Die einen schätzten die Franzosen gering: ihre Evolutionen entsprächen nicht „den Erwartungen eines Preußen", ihre Kavallerie stehe auf der untersten Stufe der Kunst, ihre Pontonniere ließen sich große Fehler zu Schulden kommen, ihre Artillerie sei in Hinsicht der Bedienung sehr zurück; die anderen empfehlen ihre Einrichtungen zur Nachahmung. Die einen bezweifelten, daß noch Fortschritte in der Kriegskunst stattfänden; die andern behaupteten, dies sei gar sehr der Fall. Die einen wollten die Errichtung von Armee-Divisionen; die andern meinten, daß man sehr oft genötigt sein werde, von dieser Institution wieder abzugehen. Die einen legten auf das zerstreute Gefecht so hohen Wert, daß sie das gesamte dritte Glied der Linien-Infanterie in demselben üben wollten; die andern fürchteten,

*) Lehmann, Scharnhorst I, S. 322 f.

daß eine solche Einrichtung doppeltes Exerzieren erfordere und der gewohnten Ordnung des Liniendienstes nachteilig sein werde: sie gaben zu verstehen, daß das Tiraillieren in politischer Beziehung anrüchig, in militärischer überflüssig sei: denn es wäre in der französischen Armee erst durch den Aufstand der Nation en masse bewirkt worden, es käme bei zunehmender Dressur auch dort wieder ab und werde bei den gegenwärtigen Uebungen nicht mehr bemerkt."

„Merkwürdig überhaupt, wie feine und thörichte Gedanken in den Verhandlungen der Gesellschaft einander ablösen. Es begegnet der Vorschlag, dessen Ausführung nach einem halben Jahrhundert Epoche machen sollte, in der Geschichte der Bewaffnung: die Feuerwaffen von hinten zu laden. Es wird bemerkt, daß die Einrichtung der Cantons in manchen Staaten der Revision bedürfe; daß die Zahl der Eximierten gewöhnlich zu groß sei; daß Soldaten, die erst für den Krieg geworben würden, weniger zuverlässig als die „regulären" seien: von Freikorps, wie sie noch im siebenjährigen Kriege bestanden, sei bei Unglücksfällen wenig zu erwarten. Einer — man erfährt leider nicht wer — spricht bereits das große Wort aus, daß der Militär-Stand sehr gewinnen würde, wenn jeder Waffenfähige verbunden wäre, einige Zeit zu dienen. Es klingt wie eine Vorausverkündigung der gräßlichen Katastrophe, welche binnen kurzem über den Staat hereinbrechen sollte, wenn die Gesellschaft die Preisaufgabe stellt: „Worin liegen die Ursachen des geringen Widerstandes der Festungen in neueren Zeiten?" und wenn derjenige, der sie löste (es war der Ingenieur-Leutnant Reiche), erklärte: die gewöhnlichen Kommandanten seien ihrem Posten nicht gewachsen, die Besatzung dürfe nicht aus geringwertigen Truppen bestehen, die Festung müsse im Frieden gehörig dotiert, und die Einwohnerschaft für die Verteidigung interessiert werden."

Mag nun auch die Militärische Gesellschaft in Berlin damals nicht von so großem Einfluß gewesen sein, daß durch sie etwa das gesamte Offizierkorps, auf einen höheren wissenschaftlichen Standpunkt gehoben worden wäre: jedenfalls giebt sie doch ein Zeugnis ab für das Vorhandensein geistiger Regsamkeit innerhalb des Offizierkorps, das bei Jena unterlag.

Ein anderes Zeugnis für solche Regsamkeit ist auch das Vorhandensein zahlreicher militärischer Zeitschriften mit vielen Beiträgen aus den Federn von Offizieren. Viele freilich trieb zu solchen Arbeiten die Eitelkeit. Es war mehr ein Kokettieren mit der Wissenschaft, als ein wirkliches Studium, was da vielfach getrieben wurde. Trug doch dieses Treiben der Offiziere von damals manchem auch gelegentlich beißenden Spott ein. Eine oft gehörte, das moderne Wesen geißelnde Phrase war es, wenn gesagt wurde, daß ein richtiger Stratege seine Leute — und seien es ihrer auch nur drei — nur unter Anwendung von Logarithmen über die Gosse führen könne.

Das Urteil über die Stellung und Pflege der Wissenschaft im Offizierkorps jener Tage muß ein ungünstiges sein, denn die Offiziere von damals sind eben Kinder einer Zeit, in der das Wissen allgemein viel weniger verbreitet war als heute. Auch der Gutsbesitzer, der Kaufmann und Bürger in der Stadt war damals im allgemeinen unwissend. Die Wissenschaft war Eigentum einer nur kleinen Zunft. Das bestätigt uns auch das Urteil unseres trefflichen Boyen; er sagt: „Die Zahl der Offiziere, die eine wissenschaftliche Grundlage bei ihrem

Eintritt in den Dienst mitbrachten oder späterhin sich Kenntnisse zu erwerben bemühten, war in der That sehr gering; das Bestreben nach dem Erwerb militärischer Kenntnisse war unter den jungen Offizieren allerdings wahrzunehmen, doch wurde es entweder nur einseitig betrieben oder durch unwissende Vorgesetzte bei jeder Gelegenheit lächerlich gemacht."

Daß nach der Katastrophe von 1806 auch der Unwissenheit der Offiziere die Schuld an dem Unglück beigemessen wurde, ist ganz natürlich.

Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß vor der Katastrophe von Jena sogar behauptet wurde, die preußischen Offiziere beschäftigten sich zu viel mit den Wissenschaften. In der „Minerva" von 1806 II. Seite 405 heißt es in einem Aufsatz „Untersuchung und Beantwortung der wichtigen Frage: „Sind die Franzosen in den neuesten Zeiten in der Kriegskunst weiter gekommen, als die Deutschen?" wörtlich: „Es läßt sich mit aller Evidenz beweisen, daß bei dem allgemeinen Fortschreiten der Wissenschaften das Militär in Norddeutschland nicht zurückgeblieben ist; wenngleich bei einer strengen Untersuchung sich wohl ergeben möchte, daß ein großer Teil dessen, was in diesem Fache ans Licht getreten ist, besser ungedruckt geblieben wäre, indem seit einiger Zeit, so wie in anderen Zweigen der wissenschaftlichen Kultur, ebenso auch in den militärischen Wissenschaften die Schreibsucht, besonders unter den jüngern Offizieren, gleich einer Seuche eingerissen ist. Diese Schreibsucht, als Folge eines nicht aus Liebe zur Wissenschaft, sondern aus Eitelkeit unternommenen Studiums, kann den Armeen nur sehr nachteilig werden. Es bleibt überhaupt noch sehr problematisch, ob es nicht ratsam wäre, jedem Offizier einer ansehnlichen Armee die Herausgabe eines Buches über Kriegswissenschaften durchaus zu verbieten. Denn schreibt er schlecht, so wirft sein Machwerk ein nachteiliges Licht auf die wissenschaftliche Bildung der Truppen, unter denen er dient; schreibt er aber gut, so unterrichtet er auch die Feinde des Staats und wird darum seinem Vaterlande mittelbar nachteilig.

Diese Betrachtungen mögen vielleicht den großen Friedrich bewogen haben, es nicht zu gestatten, daß von einem Offizier seiner Armee etwas Bedeutendes über die Kriegswissenschaften öffentlich bekannt gemacht werden durfte. Ein solcher Befehl könnte auch jetzt noch bei einigen Armeen von Nutzen sein; wenigstens würde manche kurzsichtige Beurteilung eines Operationsplans weniger gedruckt werden, und viele durch die Hitze eines Treibhauses hervorgelockte unzeitige Feldmarschälle würden den ehrwürdigen Stamm Deutscher Heere nicht sichtbar verunzieren.

Wenn daher, nach meiner Meinung, bei einigen Deutschen Armeen von den Subalternoffizieren für die Theorie der Kriegskunst beinahe zuviel geschieht, so kann man diesen Vorwurf den französischen Subalternoffizieren nicht machen. Sie sind, wie jeder weiß, der sie hinreichend kennen gelernt hat, größtenteils sehr unwissend, und nur der Generalsstab, als die Pflanzschule ihrer Feldherren, macht hiervon eine Ausnahme."

Jedenfalls bestätigt unser Blick auf die Wissenschaft im altpreußischen Offizierkorps das, was wir auch in anderen Beziehungen bei ihm wie überhaupt an dem altpreußischen Heere bemerken. Auch hier mangelt ihm die Homogenität. Neben dem geworbenen Ausländer, der in langem Dienen

vielleicht längst ergraut war, stand der Inländer von oft erst 20 Jahren; neben dem armen Leutnant und Stabskapitän der wohlgestellte Kompaniechef und der im Ueberfluß lebende General, ein König in seinem Machtbereich, neben dem Offizier aus den Familien, deren Vorfahren schon unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I. gedient hatten, der abenteuernde Fremde, neben dem eifrig die Wissenschaften pflegenden lernbegierigen jungen Theoretiker der alles wissenschaftliche Streben verachtende Stabskapitän alter Art.

Aber in Allen wohnte doch ein Gefühl, für den Soldaten auch noch heute mehr wert als alles Wissen: der Stolz, preußischer Offizier zu sein, die Freudigkeit, dem Heere anzugehören, dem nichts zu schwer ist, das jeden Feind überwindet, gilt es zu kämpfen und zu bluten für König und Vaterland.

VII.

Landeskind und Ausländer.

Das Heer der preußischen Könige in der Zeit von seiner eigentlichen Gründung durch Friedrich Wilhelm I. bis zum Frieden von Tilsit trägt in ganz besonderem Maße das Gepräge des Uebergangs vom Söldnerwesen zur allgemeinen Wehrpflicht. Zwei von einander wohl zu unterscheidende Bestandteile bilden die Elemente dieses Heeres, vornehmlich in den Reihen der Unteroffiziere und gemeinen Soldaten, aber auch — wenn auch nicht so augenfällig — in denen der Offiziere hoher und niederer Grade. Landeskind und Ausländer stehen hier als Kameraden neben einander. Beide leisten denselben Eid, dienen unter einer Fahne, tragen eine Uniform. Doch aber ist ein großer Unterschied zwischen beider Leben unter dieser Fahne vorhanden, im Hinblick besonders auf die Gemeinen.

Zahlreich haben die Ausländer von jeher in den Reihen der Offiziere Seiner Majestät von Preußen gestanden. Es entsprang dieses Heranziehen fremder Elemente, nicht etwa blos für das Heer sondern auch für die Verwaltung, der richtigen Erkenntnis, daß die eignen Unterthanen vieles von den Fremden lernen könnten. Viel größere Weisheit verrät das Verhalten des Großen Kurfürsten doch ganz gewiß, wenn er die Pforten zu seinem Lande den Refugiés recht weit aufmachte, damit dieses Land von ihnen mit neuen Kulturpflanzen bebaut werde, das Handwerk neue Fertigkeiten lerne, die kaum schon bei den eignen Unterthanen zu findende Kunst neue Bahnen und Ziele angewiesen erhalte, als wenn der bigotte König jenseits des Wasgenwaldes sich seiner besten Unterthanen entledigte, nur weil sie nach ihrer Façon ihren Gottesdienst halten und selig werden wollten. Das Volk, an deren Spitze das gottbegnadigte Herrschergeschlecht der Hohenzollern stand, ist durch die Weisheit seiner Herrscher immer wieder mit frischem Blut durchsetzt worden; gewiß ein nicht zu unterschätzender Faktor, wenn wir, auf das letzte Vierteljahrtausend deutscher Geschichte schauend, voll Staunen erwägen, wie es doch kam, daß gerade von der sandigen armen Mark Brandenburg aus die Einigung der deutschen Stämme ihren Ausgangspunkt nahm.

Wie klangvoll sind viele Namen in der preußischen Geschichte, die nicht den landeingesessenen Geschlechtern höhern und niedern Adels, sondern der Fremde angehören. Derfflinger, der alte Dessauer, Ferdinand von Braunschweig, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst u. a. — sie stammen nicht aus Preußen. Und wie im Heere, so auch in der Civilverwaltung; es seien hier nur die Namen Cocceji, Carmer, Hardenberg und Stein genannt.

Die Hohenzollern verstanden es eben, zur Arbeit nicht blos die eigenen Landeskinder, sondern auch die Fremden heranzuziehen. Das tritt besonders deutlich hervor, wenn wir einen Blick ins Heer jener alten Zeit werfen, zunächst auf die Offiziere. Es ist ganz natürlich, daß das fremde Element unter den Offizieren des preußischen Heeres nicht in allen Perioden seiner Geschichte in gleicher Weise zahlreich vorkam. Besonders viele Fremde finden wir in den Reihen der preußischen Offiziere in den Zeiten während und nach dem siebenjährigen Kriege. Das war auch ganz natürlich, denn durch die blutigen Schlachten dieses Krieges waren die Reihen der preußischen Offiziere gar zu sehr gelichtet worden. In den letzten Jahren des Krieges hatte der König, von der Not gedrungen, Offiziere nehmen müssen, wo er sie eben fand. Und der von altersher dem Deutschen innewohnende Zug nach Abenteuern und die Wanderlust zeigen sich auch hier. Denn aus allen Gegenden unseres damals ja in noch viel höherem Maße als heut in staatliche Einzelgebiete geteilten Vaterlandes stand der Adel in den Reihen der Offiziere Seiner Majestät von Preußen. Aber auch nichtdeutsche Gebiete hatten hier ihre Vertreter. Die Schweiz, Savoyen, Holland, Polen, Ungarn u. s. w., besonders auch die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, Skandinavien und England sandten dem preußischen Heere Offiziersersatz. So war es aber damals allgemein, nicht etwa blos in Preußen; ja hier war sogar das Einstellen von Ausländern in die Reihe der Offiziere eher seltener als das entsprechende Verfahren in anderen Heeren, z. B. im russischen. Ingenieure nahm Friedrich II. gern aus Frankreich, Husaren aus Ungarn. Feldmarschall Keith kam aus russischen, Generalmajor von Nassau aus sächsischen, Obrist Graf Rothenburg aus französischen, Generalmajor von Lengefeld aus württembergischen, Obrist Prinz von Hessen-Philippsthal aus holländischen, Obrist von Rossière aus sardinischen Diensten.

Die hier Genannten nahm der große König schon in bedeutender Anciennetät in sein Heer auf; sie waren ihm als vorzügliche Offiziere bekannt, nur solcher Grund war in diesen Fällen für ihn maßgebend. Im allgemeinen muß es eben doch als Ausnahme bezeichnet werden, wenn der König ältere Offiziere aus fremden Diensten anstellte.

Bei jungen Leuten aus der Fremde war das anders. Sie fanden eher Anstellung, denn sie waren noch bildungsfähig und wuchsen in die Verhältnisse hinein, sodaß sie erwarten ließen, einst gute Preußen und tüchtige Offiziere zu werden. Immer freilich ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung, denn unter Friedrich Wilhelm II. sehen wir eine Anzahl Ausländer unter den Offizieren, die nicht einmal die deutsche Sprache vollkommen erlernt haben. Es kam sogar vor, daß ein preußischer General seine Befehle in französischer Sprache abfaßte; die Adjutanten mußten sie erst übersetzen. Am schlimmsten für den damaligen Dienst, bei dem es doch gerade auf besondere Genauigkeit in der geringsten Kleinigkeit ankam, war es, wenn dann die Kommandos gelegentlich falsch oder

unverständlich herauskamen. Was mag es für eine Verwirrung gegeben haben, wenn General Favrat, der aus Savoyen stammte, kommandierte „richt euch rechts, c'est à dire links zu". Da mag es zuweilen Schwierigkeiten gegeben haben, besonders wenn das Kommando einer Truppe galt, in deren Reihen neben Deutschen zum großen Teil polnischer Ersatz stand.

Zahlenmäßig wird es sich schwer nachweisen lassen, wie viel preußische Offiziere, damals Fremde waren. Unter den 50 Offizieren des Regiments Alt-Stutterheim waren im Mai 1777 16 Ausländer, aber wahrscheilich waren diese 16 sogenannten Ausländer großenteils Preußen, nur waren sie nicht innerhalb des Regiments-Kantons geboren. Die Rangliste von 1797 zählt unter den 934 Generälen und Stabsoffizieren des Heeres 252 Ausländer; aber die meisten von diesen Ausländern entstammen deutschen Staaten wie Mecklenburg, Sachsen, Braunschweig; nur 50 sind eigentliche Ausländer aus der Schweiz, Kurland u. s. w. Viele aber auch von diesen haben deutsche Namen. Ueber das Zahlenverhältnis zwischen Landeskindern und Ausländern in den Reihen der Subalternen ist es schwer, Auskunft zu geben, da eben die Quellen fehlen.

Leichter ist das im Hinblick auf die Gemeinen, die ja bekanntlich damals aus einer ganz bestimmten Zahl beider Arten von Soldaten bestanden.

Fassen wir erst den Inländer ins Auge. Dieser war ein gesetzmäßig zur Ableistung seiner Dienstpflicht ausgehobener preußischer Unterthan. Jedes Regiment nämlich hatte ein bestimmtes Gebiet, einen Kanton — für jedes Infanterie-Regiment 5000, für jedes Kavallerie-Regiment 1800 Feuerstellen —, in dem es berechtigt war, jedes Jahr die zum Dienst brauchbaren jungen Männer auszuheben, soweit sie zum Ersatz nötig waren; indes wurde die zu entnehmende Anzahl im Frieden auf 30, im Kriege auf 100 Mann für das Regiment jährlich als Höchstzahl begrenzt. Bei der ganzen Einrichtung wurde durchaus das Interesse des Landes im Auge behalten; denn Landwirtschaft, Handel und Industrie durften ja nicht leiden, das war Grundsatz in Preußen bei aller sorgfältigen Pflege der Wehrkraft. Darum gab es mancherlei Ursachen für die Befreiung von der Aushebung. Zudem war jährlich keineswegs eine besonders große Zahl Kantonisten erforderlich; denn nur 93 Inländer oder Kantonisten zählte unter Friedrich Wilhelm II. die Infanterie in jeder Kompanie, und die Dienstzeit war auf 20 Jahre bemessen. Da kann die Last für das Land nicht groß gewesen sein; besonders auch weil der Inländer im ganzen nicht einmal zwei Jahre wirklich bei der Fahne war. Schon zu Friedrichs II. Zeiten umfaßte die Dienstzeit nach der Einstellung, also die Zeit des eigentlichen Abrichtens und Drillens, für den Inländer nicht ein ganzes Jahr. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde sie noch mehr abgekürzt, zuweilen sogar bis auf 3 Monate herabgedrückt. In den folgenden Jahren wurden die so eingeübten Kantonisten zwar wieder zur Exerzierzeit eingezogen, aber jedesmal nur auf 1 bis 2 Monate und keineswegs jedes Jahr. Die Dienstzeit des Inländers bemaß sich demzufolge im ganzen auf etwa soviel Zeit, als heutzutage der Einjährig-Freiwillige einschließlich aller späteren Uebungen Soldat ist. Das konnte auf das Heer nicht günstig einwirken. Die Dienstzeit war nicht lang genug bemessen, als daß die strenge Disziplin dem Inländer völlig hätte in Fleisch und Blut übergehen können. Es ist darum eigentlich nicht wunderbar, wenn die Urteile über die Inländer oft gerade nicht günstig lauten. Kein Geringerer als Blücher giebt ohne weiteres den Ausländern vor den

Inländern den Vorzug. Bei seinem Husaren-Regiment wollte der nachmalige Marschall Vorwärts am liebsten nur Ausländer haben; denn — so sagte er — „es sind fixe Kerls, mit denen was zu machen ist".

Wie anders ist das Urteil, das eigentlich allgemein ausgesprochen, geglaubt und wiederholt wird! Nach diesem allgemeinen Urteil krankte das altpreußische Heer doch hauptsächlich daran, daß es aus „zusammengelaufenem Gesindel" bestand, wie wohl der landläufige Ausdruck lautet, mit dem man den angeworbenen Soldaten bezeichnet, also aus Leuten, die zu nichts anderem mehr tauglich waren, als dem verachteten Soldatenstand, die nur durch schärfste Disziplin, d. h. durch Stock- und Spießruten, in Zucht und Ordnung zu halten waren. So urteilt man schließlich noch heut fast allgemein vom damaligen Soldaten und vergißt dabei den Inländer ganz und gar. Aber gerade was diesen anbetrifft, so ist ein hartes Urteil nicht ungerecht. Denn ganz gewiß war in der kurzen Dienstzeit die Erziehung des Inländers zum Soldaten nur mangelhaft. Gerade diese Miliz — denn anderes sind die Inländer damals nicht gewesen — war ein Krebsschaden des altpreußischen Heeres. Im Gegensatz zu ihnen sind die Ausländer, die eben meistens ihr Leben lang Soldaten waren, das Stück des Heeres, das am festesten zusammenhielt, sein eigentlich guter Kern; denn die an Strapazen gewöhnten Ausländer waren es, die bei den Fahnen aushielten, während die Inländer, anstatt für das Vaterland zu sterben, lieber für Weib und Kind und Haus und Herd das Leben zu erhalten strebten. So urteilt der große König, so neben ihm eine große Zahl unverdächtigter Zeugen. Und dieses Urteil gilt nicht nur für die Verhältnisse des siebenjährigen Krieges, sondern — wenn auch nicht gänzlich uneingeschränkt — auch für die der traurigen Zeit von 1806/7.

Freilich dieses günstige Urteil steht nicht unwidersprochen da. Wir wollen nur daran erinnern, daß ein Mann, wie Scharnhorst, hart über die Ausländer geurteilt hat. Er spricht von ihnen als den „Vagabunden, Trunkenbolden, Dieben, Taugenichtsen und anderen Verbrechern aus ganz Deutschland". Aber sein Urteil betrifft die Ausländer gerade der letzten Jahre vor dem Untergange des alten Heeres. Vielleicht haben da eben doch die Zeitverhältnisse eine Aenderung zum Schlimmeren im Gefolge gehabt. Schlimm genug freilich hat es auch schon vorher gestanden; denn das Desertieren war ein Uebel, das den Ausländern von jeher und unter König Friedrich nur zu sehr im Blute lag. Im Jahre 1715 hatte das auch preußische Heer 680 Soldaten vor dem Feinde, aber 2497 durch Desertion eingebüßt. Von den 19 Bataillonen, die Generalleutnant Forcade 1763 nach Berlin zurückführte, waren in der Zeit vom 17. Februar bis zum 8. März 283 Mann desertiert, d. h. täglich etwa 14!

An Zahl waren die Ausländer geringer als die Kantonisten; aber da diese nur zeitweise unter den Fahnen standen, waren den weitaus größten Teil des Jahres die Ausländer die zahlreicheren in den Kompanien. Unter 118 Unteroffizieren, 41 Spielleuten und 1600 Gemeinen des Regiments Alt-Stutterheim befanden sich im Jahre 1777 29 Unteroffiziere, 5 Spielleute und 746 Gemeine, die Ausländer waren. Unter diesen „Ausländern" aber waren 21 Bayern, 9 Böhmen, 13 Elsasser, 20 Franzosen, 15 Kurländer, 5 Lothringer, 17 Oesterreicher, 281 Polen, 28 Sachsen, 40 Schwaben, 4 Schweden, 10 Schweizer, 2 Siebenbürger, 3 Tiroler, 7 Ungarn. Das sind zusamen 475, die anderen waren jedenfalls gute preußische Unterthanen; denn „das Ausland" begann für ein Regiment jenseits

der Linie, die seinen Kanton begrenzte. Schrieb doch das Reglement vor: „auch Leute, die in enrollierungsfreien Städten oder Gegenden des Landes (als in Berlin, Breslau u. s. w.) geboren sind und welche sich solchemnach gegen Handgeld anwerben lassen, ferner solche Leute, deren Väter gar nichts eigenes besitzen, (als z. B. Schäfer), die bald im Lande sind, bald wieder über die Grenze gehen, alle diese werden, obwohl sie im Lande geboren, dennoch als Ausländer in Listen mit aufgeführt."

Ja, in allererster Linie, so eigentümlich es klingt, war dieses sogenannte Ausland die allernächste Umgebung des Regiments; die Söhne der verheirateten geworbenen Soldaten im Regiment nämlich galten als Ausländer. Und sie bildeten ein nicht zu unterschätzendes Gebiet für die Anwerbung ins Regiment; denn überaus zahlreich waren damals die verheirateten Soldaten. Friedrich der Große hatte den Ausländern das Heiraten erleichtert; Weib und Kind fesselten ja den Mann an die Garnison; der verheiratete Ausländer desertierte erfahrungsmäßig fast nie. In Berlin zählte 1776 die 18000 Mann betragende Garnison 5500 Frauen und 6600 Kinder, und zwar zur Zeit, da die Urlauber nicht eingezogen waren. Vier Jahre später findet sich für die 16698 an Unteroffizieren und nicht beurlaubten Gemeinen starke Berliner Garnison eine Anzahl von 5929 Frauen und 7282 Kindern der nicht beurlaubten Mannschaften vom Unteroffizier abwärts angegeben.

Mindestens immer der dritte Ausländer mag mithin damals verheiratet gewesen sein. Da nun also die Soldatensöhne sich als Ausländer anwerben lassen konnten, war es wohl auch ganz natürlich, daß sie es vielfach thaten, war doch ein anderer Erwerb schwer zugänglich für sie; denn für ihren Unterricht war nur sehr mäßig gesorgt, und auch sonst mögen ihre Lebensverhältnisse nicht günstig gewesen sein. Eine erschreckende Sterblichkeit herrschte unter den Soldatenkindern. Nichtsdestoweniger waren sie, wie wir eben sahen, zahlreich. Wenn im Regiment Alt-Stutterheim z. B. 1777 918 Soldatenkinder vorhanden waren, so stellten diese natürlich einen beträchtlichen Teil des jährlich nötigen Ersatzes an Ausländern. Da mancher von diesen 40 Jahre und länger diente — gab es doch in allen Regimentern, „weiße Grenadiere", deren Haar keines Puders mehr bedurfte, — kam es wohl vor, daß drei Generationen nebeneinander im Gliede standen, Großvater, Sohn und Enkel, und alle drei vielleicht noch als Gemeine; denn nur ausnahmsweise brachte auch sehr langes Dienen für den Ausländer Beförderung. Veteranen aus den letzten Kämpfen des siebenjährigen Krieges standen noch 1806 unter den Fahnen, keineswegs etwa bloß als Offiziere, sondern auch als Unteroffiziere oder „weiße Grenadiere". Von 1572 Gemeinen des Infanterie-Regiments Winning waren im Jahre 1805 nur 30 unter 20 Jahren, 751 zwischen 20 und 30, 557 zwischen 30 und 40, 193 zwischen 40 und 50, 30 zwischen 50 und 60, zwei sogar zwischen 60 und 70 Jahren. Und gerade diese alten Soldaten waren ein vorzügliches Element in der Truppe. Der junge Soldat ehrte in ihm das Alter, und der Offizier wußte, wie wertvoll das Stück Dressur und Ordnung war, das mit solchem alten Soldaten, der vielleicht schon fünfzig Mal die Revue mitgemacht, der Kompanie gehörte. Das so fleißig geübte Exerzieren erhielt durch diese Exerziermaschienen, wie man die alten Soldaten wohl nennen kann, die nie auch nur um den zehnten Teil einer Sekunde mit einem Griff zu spät oder zu früh kamen, eine sichere Grundlage. Die alten Grena-

diere machten diese Dinge zweifelsohne absolut richtig; sie waren darum von unschätzbarem Wert für die Kompanie. Deshalb ehrte sie auch der Kapitän. Der alte Sergeant, der sein 50jähriges Jubiläum feiert, veranlaßt sogar den Herrn Major dazu, den Pegasus zu besteigen, und er feiert in einem Gedicht den Alten, der solange schon treu seinem Könige gedient*). Und wie der große König über die alten Soldaten dachte, sagt er uns im vierten Teile der „Histoire de mon temps", wo es heißt:

„Diese alten braven Soldaten existierten nicht mehr, und die neuen, aus denen die Armee zusammengesetzt war, bestanden größtenteils aus Deserteuren oder aus schwachen jungen Leuten unter 18 Jahren, die unfähig waren, die schweren Strapazen einer Kampagne auszuhalten".

Das klingt ganz anders als das landläufige Urteil über die Ausländer! Im siebenjährigen Kriege war gerade im Anfang der große König seinen Gegnern so furchtbar, weil sein zum größeren Teil aus Ausländern bestehendes Heer die schneidige Waffe der Disziplin führte; und diese Disziplin steckte in erster Linie in den Ausländern. Zuletzt bestand Friedrichs Heer zu drei Vierteilen aus Inländern. Die geringe Zahl war nicht allein die Schwäche dieses Heeres, die den König dazu nötigte, sich im Lager von Bunzelwitz auf die Defensive zu beschränken, sondern auch das mindere Maß von Disziplin in den Landeskindern. Die Desertion nämlich, dieses große Uebel der Heere jener Zeit, war ganz besonders bei den Inländern eingerissen. Die Ostpreußen z. B. waren massenhaft nach der Heimat geeilt; nur selten hat darum Friedrich II. nach 1763 Ostpreußen besucht; er hatte einen Widerwillen gegen die Provinz, die doch 1813 den glühendsten Patriotismus zeigte.

Das waren Uebelstände. Manches Mal werden sie den Herren Chefs und Kommandeuren schwer auf der Seele gelastet haben, wenn sie an ihre „Kantonisten" dachten.

Und nicht geringere waren für sie vorhanden im Hinblick auf die Ausländer, die doch immer erst durch irgend welche Mittel zum „freiwilligen" Eintritt in die Truppe veranlaßt werden mußten.

Ein wichtiges Stück im Leben des alten Heeres war die Werbung der Ausländer. Alte Ranglisten durchblätternd, finden wir bei manchem Namen einen kurzen Zusatz, der aber doch für seinen Träger recht viel besagt. Da hat z. B. nach der Rangliste für 1797 ein Stabskapitän v. S. aus dem Regiment von Favrat in Glatz ein Kommando erhalten, das ihn gewiß auf lange Zeit von seiner Garnison fern hielt. Stabskapitän v. S. nämlich weilte „auf Werbung zu Lauterbach am Vogelsberge". Wie es ihm hier ging, ist uns leider nicht bekannt. Vielleicht waren es freundliche Verhältnisse, die das freundliche Städtchen bot, und der Kamerad, inzwischen grau geworden und endlich zum Kompaniekapitän heran, kam vielleicht noch kurz vor den verhängnisvollen Ereignissen von 1806, glücklich wieder heim nach Glatz, um hier die so lange schon ersehnte Kompanie zu übernehmen. Die jungen Kameraden freilich fand er nicht mehr vor; sie waren, wie er selbst, alt geworden, und die in der Fremde angenommenen Sitten und Gewohnheiten, das so lange Entbehren des Umgangs mit den Kameraden

*) Bellona von 1772, S. 92.

mochte es auch dem v. S. nicht leicht machen, nun in die für ihn wieder ganz neuen Verhältnisse sich einzuleben.

Es war ein gefährliches Kommando „auf Werbung im Reich". Nicht jeder eignete sich dazu. Es hing dem Geschäft des Werbens etwas an, das der Ehre des Beauftragten nicht förderlich war. Manches Haus, das wohl sonst gern dem Offizier sich öffnete, mochte doch vom Werbeoffizier nichts wissen. Waren doch meistens lockere Gesellen sein Umgang, war es doch notwendig, daß er vielfach Berührung hatte mit Leuten, die um Geld für alles zu gewinnen waren. Die Werbekasse mußte, anders ging es nicht, eigentlich ohne Kontrolle vom Kapitän dem Werbeoffizier überwiesen werden. Wie vielerlei Ausgaben waren aber zu machen, über die eine Rechnungslegung nicht möglich war. Wie schwierig war es auch für den in solchen Dingen Peinlichsten, die sachlichen Ausgaben von denen zu trennen, die der eigenen Person galten! Da mußten Chef und Kommandeur vorsichtig sein, wenn es galt, einen ihrer Premierleutnants auf Werbung ins Reich zu senden. Ob etwa die Schulden gar zu drückend waren, galt es, vorher zu erkunden. Denn in diesem Falle sollte man doch lieber einen anderen ins Auge fassen, für den die Versuchung nicht gar zu schwer war. Aber freilich, nur wenige, auch wenn sie sonst tüchtige Offiziere waren, eigneten sich für den Dienst des Werbeoffiziers. Gar zu genau durfte es nämlich mit der Moral nicht genommen werden. Rekruten mußten nun einmal geworben werden; kamen sie nicht gutwillig, so mußte List oder Gewalt Anwendung finden. Lug und Trug aber sind gefährliche Dinge; mancher, wenn erst gegen sie abgestumpft, geht durch sie zu Grunde.

Ein eigentümliches Licht oder richtiger vielmehr recht dunkle Schatten wirft es auf diesen Dienst, wenn die Abgangslisten der Regimenter nicht gar zu selten verzeichnen: „kehrte von Werbung nicht wieder zurück". Was mochte der Grund sein? Seltener wohl, daß ein Werbeoffizier in Verkleidung die Grenze überschritten hatte und erschlagen worden war, wenn die erbitterten Bewohner ihn erkannt hatten; wovon dann in der fernen Garnison vielleicht gar nichts bekannt geworden war. Viel häufiger werden ganz andere Gründe dafür vorhanden gewesen sein, daß der Herr Premierleutnant seine alte Garnison nicht mehr wiedersah und überhaupt das Band zerriß, das ihn mit dem Heere verband. Vielleicht war eines Tages die Kasse nicht mehr in Ordnung, vielleicht hatte die fortgesetzte Notwendigkeit, mit allen möglichen Leuten zu trinken und zu spielen, den Offizier moralisch sinken lassen, vielleicht hatte er an einer schmucken Bürgerstochter der Stadt, der Tochter des Quartierwirts, nur zu sehr Gefallen gefunden — man ließ ihn nicht mehr fort, kurz, er fand es für besser, nicht wieder heimzukehren, und an Ungesetzlichkeiten immer mehr gewöhnt, ward ein geordneter Abschied nicht verlangt. Er kam nicht wieder heim von Werbung.

Und auch wenn der 10 Jahre und länger auf Werbung gewesene Offizier wieder heimkam, so war doch der Körper nur zu oft ruiniert. Mancher der alten Herren, der nur mit Mühe aufs Pferd kam, schob seine Gebrechlichkeit auf die Zeit, in der er auf Werbung im Reich gestanden. Einer wollte sich in Hamburg das Podagra, ein anderer die bedenklich in Rot oder Blau schillernde Nase als Folge einer beim Fürsten von Thurn und Taxis erlittenen Erkältung geholt haben. Das wüste Leben, das der Werbeoffizier oft zu führen gezwungen war, hat gewiß dem Heere manchen tüchtigen Offizier gekostet.

Es war vor allem die landesväterliche Fürsorge für das Staatsgebiet, die Preußens Könige darauf bedacht sein ließ, zum Waffendienst Fremde durch Werbung heranzuziehen. An Männern tauglich zum Dienst hätte es nicht gemangelt. Aber die Bauern hatten vollauf zu thun, dem Lande seine Erzeugnisse abzuringen; denn manches Stück Land lag noch brach! Der Bürger waren immer noch viel zu wenige vorhanden, man strebte, solche aus der Ferne heranzuziehen; das „Kommerzium" sollte blühen — das war ja heißes Bemühen Friedrich Wilhelms I. und nicht minder Friedrichs des Großen. Wie wäre es da denkbar gewesen, daß die Könige leichten Herzens hätten ansehen können, wie aus allen diesen für das Blühen des Staatswesens so wichtigen Teilen des Volkes die besten Kräfte für den Waffendienst herangezogen wurden! Bei aller Liebe für ihr Heer wäre das doch nicht in Einklang zu bringen gewesen mit ihren landesväterlichen Absichten.

Nur große Leute schienen unter Friedrich Wilhelm I. zum Dienst tauglich. Des Königs Leidenschaft für sein Riesenregiment ist bekannt; seine Sparsamkeit wich hier dem größten Luxus. Da blühte das Geschäft der Werber, denn fast unbeschränkte Mittel standen ihnen zu Gebote, wenn sie große Leute gewinnen konnten. Aber es ist begreiflich, daß die Leute nicht immer gutwillig sich werben ließen. Da mußte Gewalt angewendet werden. So brachte es die Leidenschaft des Preußenkönigs zuwege, daß allerwärts dem Werbeoffizier Widerstand entgegengebracht wurde. Man sah in ihm einen Feind. Die Werber lebten thatsächlich in einem Kriegszustande mit der Bevölkerung. Ihre vielen Gewaltthaten zu Zeiten Friedrich Wilhelms I. sind allgemein bekannt. Kein Stand, selbst der des Geistlichen nicht, sicherte vor gewaltsamer Werbung. Fast mit allen seinen fürstlichen Nachbarn ward das Einvernehmen gestört wegen zu großer Frechheit der preußischen Werber; denn die achteten keine Grenze, ehrten kein Recht und scheuten vor keinem Mittel zurück, wenn es galt, die Potsdamer Riesengarde mit langen Kerlen zu versorgen. Als 1736 Kurhessen die Post zwischen Kassel und Minden verdoppeln will und die Genehmigung zu zweimaliger Einfahrt in das preußische Minden nachsucht, schreibt der König auf das ihm vorgelegte Gesuch: „Die Hessen plat abweisen sie tun mir kein plesir also sollen sie auch von mir kein plesir haben". Das Mißvergnügen des Königs hatte seinen Grund darin, daß preußische Werber auf hessischem Grund und Boden verhaftet worden waren und daß die hessische Regierung wegen gewaltsamer Anwerbung großer Leute beim Reichshofrat in Wien Beschwerde geführt hatte. Obgleich durch Edikt vom 14. Oktober 1737 der König alle „Priestersöhne" und bald darauf auch alle Studierenden der Theologie von dem Enrollement d. h. der Eintragung in die Liste der Kantonpflichtigen befreit hatte, war doch auch für den wohlehrwürdigen Herrn Kandidaten kein Entfliehen vor der blauen Jacke, sobald ihm der liebe Gott eine das gewöhnliche Maß überschreitende Größe geschenkt hatte. Berliner Geistliche ließen ihre Söhne lieber in Jena als in Halle studieren; denn hier wurden von Zeit zu Zeit große Studenten ohne weiteres zu Soldaten gemacht. Bekannt ist das Geschick des Generalsuperintendenten Vollhagen von Pommern. Er war als Kanditat gewaltsam zum Potsdamer Grenadier gemacht worden und hat zwei Jahre dienen müssen. Erst das Eingreifen der Königin, die den König aufmerksam machte auf das geschehene Unrecht, gab den tüchtigen Theologen seinem Beruf zurück. Friedrich Wilhelm I. machte ihn unmittelbar vom Grenadier zum Generalsuperintendenten!

Nach Auflösung der Riesengarde im Jahre 1740 hörten keineswegs etwa die vielen Ungesetzlichkeiten und Gewaltthätigkeiten bei der Werbung auf — im Gegenteil, es wurde damit eher noch schlimmer. Denn die zahlreichen Kriege in der Mitte und zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts diesseits und jenseits des Oceans, mußten naturgemäß den Wert der Waffen tragenden Menschen erhöhen. Immer schwieriger wurde die Werbung; immer gewaltthätiger gingen die Werber darum vor. Sie wußten nur zu gut, daß der König und seine Beauftragten nicht bloß ein Auge, sondern gewiß beide Augen zudrückten, wenn nur genug Menschen für den Dienst beschafft wurden. Namentlich im siebenjährigen Kriege mußten alle Mittel recht sein, Soldaten zu beschaffen. Weil nun von Westen her die Franzosen, von Osten her die Russen beträchtliche Teile gerade derjenigen Gebiete in ihrer Gewalt hatten, aus denen die Werber die zahlreichsten Rekruten bezogen hatten, mußten um so schärfere Maßnahmen herhalten, um anderswo Rekruten in ausreichender Zahl zu finden. Mecklenburg war wegen seines kräftigen Menschenschlages von preußischen Werbern besonders oft heimgesucht. „Alles wurde genommen", so heißt es in der Darstellung eines braven Mecklenburgers*), „was Arme und Beine hatte; vor allem waren es die alten braven Schäferknechte, auf die es abgesehen war. Wenn so ein altes armes Blut draußen auf dem Felde einsam stand mit seinem Strickzeug und an alles mögliche dachte, nur nicht ans Soldatwerden, hatten sie ihn beim Wickel, schnürten ihm die Arme auf den Rücken zusammen und zogen mit ihm ab; oder wenn er des Nachts in seiner Hütte lag und noch so süß von seinem Sophiechen oder Dorchen träumte, dann nagelten sie ihm die Hütte zu und fuhren ihn in aller Gemächlichkeit über die preußische Grenze und zogen ihm den bunten Rock an. — Viele griffen sie auch mit List, wie es jenem Schäferknecht ging, der dafür bekannt war, daß er von ungeheurer Körperkraft sein sollte. Der steht eines Tags hinter seinen Schafen, da kommt ein verkleideter preußischer Werber heran und sagt so recht christlich zu ihm: „Christian, du sollst ja so grausam stark sein; ich wette mit dir ein paar Buddeln Bier, wenn ich dir deinen Schäferstock durch die beiden Rockärmel quer über den Rücken stecke, dann kannst du ihn nicht entzwei brechen". — „Das wäre der Teufel!" sagt Christian; und der Werber steckt ihm den Stock durch die Aermel; und als er das fertig hat, pfeift er auf einem Finger und sein Kollege kommt eiligst heran, und nun kriegen sie meinen lieben langen Christian an den ausgereckten Armen zu fassen und ziehen mit ihm in aller Gemütlichkeit ab."

Das ist ein Fall. Tausend ähnliche kamen damals immer und immer wieder vor. Wenn die arabischen Sklavenjäger in Afrika heut unser Entsetzen erregen, so wird mancher kaum glauben wollen, daß ganz ähnliche Skavenjagden noch vor 100 Jahren in Deutschland durchaus nicht unerhört waren!

Daß alle angeworbenen Soldaten etwa Taugenichtse gewesen wären, ist falsch. Viele waren tüchtige und zuverlässige Leute. Aber es gab natürlich unter ihnen eine verhältnismäßig große Zahl verkommener Subjekte, Trunkenbolde und Herumstreicher, die nur aus Not Handgeld genommen hatten. Viele hatten wohl schon unter französischen, englischen oder holländischen Feldzeichen gedient — nun schwuren sie dem Preußenkönig! Da war wohl kaum auf Treue zu rechnen;

*) Fritz Reuter in „Dörchläuchting".

man nahm es wohl auch als selbstverständlich an, daß es damit den Geworbenen nicht Ernst war; wenn sie nur körperlich tüchtig waren. Die Disziplin sorgte schon dafür, daß sie brauchbare Soldaten wurden. 1780 schreibt König Friedrich II. an Generalleutnant Rammin: „Wenn man bei Basel und der Gegend eine Werbung anlegen kann und suchet da französische Deserteurs, die Deutsche sind, oder aus dem Elsässischen und daher zu engagieren, so kriegt man gute Leute, und sie sind, besonders wenn sie Evangelische, so gut wie unsere Landeskinder".

Man sieht, schon zu Zeiten des großen Königs muß das Werben auch im Frieden schwierig gewesen sein. Und die Schwierigkeiten wurden immer größer, als das linke Rheinufer mit einigen sehr ergiebigen Werbeplätzen an Frankreich abgetreten, als Ansbach und Baireuth — bisher für Preußen Ausland — mit Preußen verbunden wurden, als Polen zu bestehen aufgehört hatte. Noch vor Ende des Jahrhunderts fehlten nicht weniger als 10000 Ausländer am Soll-Bestande. Der Reichsdeputationshauptschluß machte 1803 fast völlig der ausländischen Werbung ein Ende; denn die geistlichen Gebiete des Reiches, bisher immer noch ausgiebigste Quelle für die Werber, hatten als solche zu bestehen aufgehört. Und als der Rheinbund ins Leben trat, war für preußische Werber natürlicherweise der deutsche Süden völlig verschlossen. Diese Verhältnisse drängten immer mehr dazu, auf andere Art als durch Werbung den notwendigen Ersatz zu schaffen. Auch ohne die Katastrophe von 1806 wäre wohl die Werbung nicht mehr aufrecht zu erhalten gewesen.

Ein königliches Rundschreiben an die Generalinspekteure aus dem Jahre 1787 verbot bei Strafe der Kassation und des Festungsarrestes, Leute, die als Bediente angenommen, nachträglich zum Soldatenstande zu zwingen, oder ihnen falsche Kapitulationen zu geben, sie trunken zu machen, und in der Trunkenheit wohl gar durch gewaltsame Mittel anzuwerben. Aus dieser Ordre geht wohl deutlich hervor, welche Mittel damals am häufigsten bei der Werbung zur Anwendung gekommen sein mögen. Der menschenfreundliche König konnte immerhin verbieten; wenn aber die Werbung Erfolg haben sollte, mußten eben solche fluchwürdigen Mittel angewendet werden. Und sie wurden angewendet; und zwar bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein.

Friedrich II. hinterließ 1786 ein Heer von 200000 Mann; bis 1806 wurde es noch um 50000 Mann vermehrt. Davon waren gewiß über 100000 Mann geworbene, sogenannte Ausländer. Freilich, diese Zahl bezeichnet nicht etwa auch den jährlich erforderlichen Ersatz; nimmermehr wäre ja so große Zahl anzuwerben denkbar gewesen, auch in den Zeiten, da die oben dargelegten Verhältnisse noch nicht die Werbung besonders schwierig machten. Die geworbenen Ausländer schlossen ihre Kapitulation meistens auf 10 Jahre ab, und schließlich hatten sie nach Ablauf dieser Zeit sich in solchem Maße an den Dienst gewöhnt, wohl auch vielfach seit Jahren ein Handwerk getrieben und eigenen Hausstand mit Weib und Kind begründet, so daß sie fest mit den Verhältnissen verwachsen waren; sie blieben dann Soldat, kapitulierten also von neuem auf 10 Jahre. Das brachte es zuwege, daß jährlich ein doch nicht gar zu großer Teil Rekruten anzuwerben war. Aber bei der großen Strenge und den harten Strafen, die damals üblich waren, hielt es doch oft schwer, in der Nähe geeigneten Ersatz zu finden. Die Regimenter oder Kompanieen entsandten darum ihre Werbeoffiziere, mit ihnen natürlich einige gewandte Unteroffiziere, „ins Reich", d. h. in die freien Städte oder

kleineren souverainen Fürstentümer, wenn diese es sich eben gefallen ließen, daß die Werber dort ihr Wesen trieben; denn die Landesregierungen mußten immer erst ihre Genehmigung dazu geben, daß ein Werbebureau errichtet wurde; oft gaben sie solche nicht. Freilich, es war auch wieder bedenklich, einem mächtigen Nachbar ohne weiteres solche Gunst abzuschlagen. Hamburg, Bremen, besonders auch Frankfurt a. M. waren beliebte Werbeorte. Die Preußen waren gegenüber den Oesterreichern aber im Nachteil; denn der Kaiser hatte das Recht, im Reiche zu werben. Auch die Kurfürsten nahmen dieses Recht in Anspruch; aber nicht ohne Widerspruch. Fruchtbare Gebiete waren für die Preußen die damals so zahlreichen Enklaven, nicht allzuweit von der holländischen und französischen Grenze. Hier gab es häufig Ueberläufer, die sich anwerben zu lassen geneigt waren.

Am beliebsten als Werbeort war Frankfurt a. M. Hier ging die große Straße durch, die den deutschen Süden mit dem Norden verband; hier waren die vielen kleinen Staatswesen nahe, aus denen in Frankfurt sich Werbungen abschließen ließen, auch wenn der Landesherr sie innerhalb seines Landes streng verboten hatte; nach Frankfurt strömte zu den großen Messen eine Menge Volk, das kein Vaterland hatte; unter ihnen manche, die am ehesten zu gewinnen waren. „Noch am Ende des Jahrhunderts", berichtet Freytag, „saßen dort Preußen, Oesterreicher und Dänen nebeneinander; die Oesterreicher harrten seit alter Zeit phlegmatisch im Wirtshaus „Zum roten Ochsen", die Dänen hatten ihre Fahne „Zum Tannenbaum" hinausgehängt, die unruhigen preußischen Werber wechselten. Es wurde ein diplomatischer Verkehr unter den verschiedenen Parteien unterhalten, sie waren zwar eifersüchtig aufeinander und suchten sich gegenseitig die Kunden wegzufangen, aber sie besuchten einander doch kameradschaftlich zu Wein und Tabak. Frankfurt aber war schon seit dem 17. Jahrhundert der Mittelpunkt für einen besonderen Zweig des Geschäftes, für das Fangen der Reichstruppen. Denn nicht nur Neulinge wurden von den Werbern gesucht, auch Desserteure; und die schlechte Zucht und der Mangel an militärischem Stolz, der in den kleinen süddeutschen Ländern zu beklagen war, sowie die Leichtigkeit, zu entrinnen, machten jedem Taugenichts lockend, ein neues Handgeld zu erhaschen. In den Werbestuben der Preußen und im „Roten Ochsen" hing deshalb eine völlige Maskengarderobe von reichsständischen Uniformen, welche die Ueberläufer zurückgelassen hatten. Außer dem Wunsche, neues Handgeld zu erhalten, gab es aber noch einen Grund, welcher auch bessere Soldaten zur Desertion trieb, der Wunsch, zu heiraten. Es wurde allerdings von keiner Regierung gern gesehen, wenn ihre Soldaten sich in der Garnison mit einer Frau belasteten, aber die so rücksichtslose Gewalt der Kriegsherren war in diesem Punkt doch ohnmächtig. Denn es gab eigentlich kein besseres Mittel, den geworbenen Mann wenigstens für einige Zeit zu fesseln, als durch die Heirat. Wurde sie verweigert, so war bei Garnisonen unweit der Grenze sicher, daß der Soldat mit seinem Mädchen zum nächsten Wirtshaus fremder Werber fliehen werde. Und ebenso sicher war, daß er dort auf der Stelle kopuliert wurde, denn jedes Werbegeschäft hielt für solche Fälle einen Geistlichen bei der Hand."

Bei ihrer Anwerbung bekamen die Rekruten ein Handgeld, das auf Grund freier Vereinbarung festgesetzt wurde. Die Leidenschaft Friedrich Wilhelms I. für hochgewachsene Leute hatte es mit sich gebracht, daß damals auch das Handgeld oft ein sehr bedeutendes war. Je größer der Mann war, um so höheres Hand-

geld mußte ihm bewilligt werden. Der lange Irländer Kirkland hatte dem König eine Ausgabe von 8000 Thalern verursacht. Das Handgeld wird hiervon freilich das wenigste gewesen sein; denn der Mann, der mit Gefahr für Leib und Leben den Riesen beschafft hatte, erhielt allein 5841 Tahler. Unter Friedrich II. wurde die Größe eines Rekruten nicht mehr so hoch bewertet, war aber immer noch von Wichtigkeit. Das Handgeld hatte eine erhebliche Herabsetzung erfahren. Nach dem Regulativ vom 29. Januar 1744 galt ein Mann von 6 Fuß 500 Thaler, ein solcher von 5 Fuß 11 Zoll nur noch 200 Thaler u. s. w. Ein nur 5 Fuß 6 Zoll Großer erhielt nur noch 16 Thaler. Man sieht, ein einziger Zoll erhöhte den Wert erheblich. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde für das Handgeld ein Höchstbetrag festgesetzt, indem für jeden Mann soviel Dukaten und einer darüber zu zahlen waren, als er Zoll über 5 Fuß maß. Ein Mann also, der 5 Fuß 6 Zoll groß war, erhielt 7 Dukaten Handgeld. Natürlich suchten die Werber möglichst wenig Handgeld zu geben, und oft genug gelang es ihnen, billiger zu werben. Dazu freilich mußten vielfach unlautere Mittel herhalten. Der am häufigsten geübte Kunstgriff bestand darin, daß der Anzuwerbende trunken gemacht wurde, um so möglichst vorteilhaft mit ihm abschließen zu können. Oft fand der Unglückliche sein jämmerlich bemessenes Handgeld zu seinem Entsetzen in der Tasche, wenn er mit schwerem Kopf aus tiefem Schlaf erwachte. Der bei ihm verbliebene Unteroffizier, der oft jetzt erst durch seine Uniform sich als solchen verriet, klärte den neuen Rekruten alsbald darüber auf, daß er nun Soldat sei. Der Unglückliche hatte durch die Annahme des Handgeldes, wovon er natürlich nichts wußte, über sein ferneres Leben bestimmt. Die Garnison war nun sein Gefängnis.

Schon weil die Desertion eines Mannes für die Werbekasse den Verlust des Handgeldes bedeutete, war natürlich der Kapitän aufs Höchste dafür interessiert, daß ein Deserteur wieder eingefangen wurde. Sechs bis zwölf Thaler betrug der Lohn für das Einfangen. Diese Summe war also auf jeden Fall für den Hauptmann verloren, wenn es einem Soldaten gelang, zu entkommen; Grund genug, aufs Schärfste aufzupassen, daß ja so wenig wie möglich Desertionen vorfielen. Der Hauptmann nämlich hatte Vorteil davon, wenn die Werbungen wenig Kosten erforderten. 500 Thaler erhielt die Kompanie jährlich an Werbegeldern. Erübrigungen aus dieser Kasse flossen in die Tasche des Kompaniechefs. Häufig freilich besorgte das Regiment die Werbung; es bekam zu diesem Zwecke jährlich 6000 Thaler. Natürlich mußte man damit auskommen; denn Nachschüsse wurden unter keinen Umständen bewilligt. Zu Kriegszeiten übernahm der König die Gesamtwerbung auf seine Kasse, denn es war ja nicht daran zu denken, daß im Kriege die Regimenter mit derselben Summe nur entfernt auskommen konnten, die für Friedensverhältnisse vielleicht recht reichlich bemessen war.

Die vielen Desertionen hatten Veranlassung gegeben, daß man mit den schärfsten Bestimmungen gegen dieses Uebel vorging. 1788 wurde ein „Edikt wegen Anhaltung und Verfolgung der Deserteurs" erlassen. Jedermann hatte das Recht, einen auf der Landstraße gehenden Soldaten (auch die Unteroffiziere waren davon nicht ausgenommen) anzuhalten und nach seinem Paß zu fragen. Wenn der Frager den Paß nicht lesen konnte, so mußte der Soldat mit ins nächste Dorf gehen, wo der Schulze die Sache näher untersuchte. Weigerte

sich dessen der Soldat, so wurde er als der Desertion verdächtig der nächsten Garnison abgeliefert. War wirklich ein Soldat aus der Garnison desertiert, so mußten die Gemeinden der Nachbarschaft Reiter entsenden, die alle Uebergänge und Wege drei Nächte hindurch besetzten. Die Boote auf den Flüssen durften bei Nacht nur auf der Seite vorhanden sein, wo Deserteure nicht zu erwarten waren. Offiziere, denen vom Lande Pferde gestellt waren, ritten von Dorf zu Dorf, um nachzusehen, ob auch alle Vorschriften befolgt waren. Aber oft fand doch ein unglücklicher Deserteur barmherzige Bauern, die ihm forthalfen, wenn ihnen auch das Fanggeld entging und sie harter Bestrafung gewärtig sein mußten.

Uebrigens kam es oft genug vor, daß bei verständiger Behandlung Desertionen selten waren. Yorck z. B. erreichte es, daß seine Leute ohne Gefahr Thorpässe erhalten konnten, und das trotz der für ein Entkommen so günstigen Umgebung der Garnison Johannesburg in Ostpreußen. Mancher Kommandeur half sich gegen die Deserteure auf dem Marsche zur Revue, indem er abends jedesmal den Soldaten die Schuhe abnehmen ließ.

Wir staunen wohl, daß bei so offen zu Tage liegenden Schäden nicht längst mit dem Werbesystem gebrochen war, als das neue Jahrhundert herankam; aber so einschneidender Maßregel stand die bestehende Gliederung der Stände entgegen und die Abneigung, die Exemtionen einzuschränken. Auch wollte man nun einmal der Landwirtschaft und der Industrie möglichst wenig Kräfte entziehen. Es waren erst die bitteren Erfahrungen von 1806 erforderlich, um der Erkenntnis Bahn zu brechen, daß jeder preußische Unterthan verpflichtet ist, seine Kräfte vor allem in den Heeresdienst zu stellen. Wir verstehen es darum auch, daß die Regimenter, die nahe der Grenze lagen, noch am besten Rekruten bekamen. Die Angeworbenen hatten hier nämlich am ehesten Aussicht, durch eine erfolgreiche Desertion ihre Lage zu verbessern. Denn das war oft der Zweck des Davonlaufens, keineswegs aber etwa, um überhaupt dem Soldatenstand zu entsagen. Hatte nämlich solcher Deserteur die Grenze überschritten; so war er außerhalb des Machtbereichs seiner bisherigen Herren. Noch aber gab man den Mann nicht verloren. Ein Offizier ritt in das nahe der Grenze gelegene Wirtshaus, wo bekanntermaßen die Deserteure sich einfanden, und nun begann ein Feilschen und Handeln. Der Deserteur stellte seine Bedingungen. Er wollte vielleicht heiraten oder wünschte einen Thorpaß. Meistens mußte ihm auch seine Forderung bewilligt werden; oft auch gab es neues Handgeld und eine neue vorteilhaftere Kapitulation auf 10 Jahre. Die Kompanie hatte ihren im Dienst besonders tüchtigen Soldaten wieder, bis neue Gelegenheit neue Desertion brachte, die dann vielleicht weniger glücklich ausfiel. Dann aber waren Spießruten die blutige Sühne, wenn nicht noch Schlimmeres.

Gewissensbisse fühlte damals ein Deserteur gewiß in den seltensten Fällen. Es war ja ein Eidbruch, den er durch die Desertion beging, aber sein Fahneneid war in vielen Fällen erzwungen; man sagte sich, er könne nicht gelten, da er ja erzwungen sei. Die Feldprediger, denen die Aufgabe übertragen war, die neu geworbenen Rekruten auf den Eid vorzubereiten, waren, wenn sie es ernst nahmen, in schwieriger Lage; sie wußten, daß es bei den aus Zwang Soldat Gewordenen üblich war, allerlei Mentalreservationen zu machen. „So lange wie's dauert" oder „von heut bis morgen" und dergl. setzten viele leise der Eidesformel hinzu.

Und diese laxe Auffassung war nur zu natürlich, stellte man doch ohne jedes Bedenken eidbrüchige fremde Deserteure ein.

In zahlreichen Fällen hat noch im achtzehnten Jahrhundert das Werbesystem das Lebensglück zerstört. Kein Stand blieb von den Uebergriffen der Werber verschont. Bekannt ist das Geschick des Dichters Seume. In Leipzig studierend, wandelt ihn die Lust an, nach Paris zu wandern. Aber im ersten hessischen Orte fällt er Werbern in die Hände, und bald ist er auf der Reise nach Amerika, um dort für die Engländer zu kämpfen. Zurückgekehrt, entspringt Seume in Bremen und rettet sich ins Oldenburgische; aber nur, um bald preußischen Werbern in die Hände zu fallen. In Emden muß Seume als gemeiner Soldat dienen. Seume sinnt nur auf Desertion. In einer sternhellen Nacht führt er seinen Plan aus; aber die Lärmkanone bringt seine Verfolger alsbald auf die Beine. Im Nebel verirrt sich der Fliehende und sitzt bald in Emden im Arrest. Ein Vers aus Vergil, den der Arrestant an die Thür seiner Zelle schreibt, erweckt die Aufmerksamkeit des wachthabenden Offiziers. General Courbière macht nun Seume zum Erzieher seiner Kinder. Aber die Freiheit hatte damit Seume doch nicht erlangt. Er desertiert noch einmal. Fast hat er die Grenze erreicht, da verlassen ihn die Kräfte. Er fällt Leuten in die Hände, die ihn zwar gut behandeln, aber doch sogleich wieder nach Emden bringen. Nun sind Seume die Spießruten sicher. Angesehene Bürger verwenden sich für ihn, doch der General will Gerechtigkeit walten lassen. Aber dem Bitten seiner Kinder kann er nicht widerstehen. Zu 6 Wochen Arrest bei Wasser und Brot wird Seume begnadigt. Der General indes läßt es zu, daß die Emdener Bürger des Gefangenen sich annehmen. Seume schmauste während der sechs Wochen seines Arrestes besser als der General und konnte von seinem Ueberfluß den Kameraden mitteilen. Die Erlösung aus seinem Dienstverhältnis erlangte der Vielgeprüfte endlich dadurch, daß ein Bürger für ihn 80 Thaler Kaution niederlegte, sodaß Seume Urlaub nach der Heimat erhielt. Natürlicherweise kam er niemals wieder. Auch bei ihm finden wir nicht den leisesten Hinweis darauf, daß seine Fahnenflucht Skrupeln hervorgerufen hätte. Ein Unrecht wurde eben im Desertieren damals allgemein nicht gesehen, wohl aber ein Unglück, wenn solches Unternehmen fehlging.

So war das Schicksal eines Mannes, der noch heute in der Litteratur immerhin mit Achtung genannt wird. Seume war offenbar eine zähe Natur; er hielt viel aus, darum ging er an seinem Soldatsein nicht zu Grunde. Seine wissenschaftliche Bildung war es doch schließlich, die ihn rettete.

Anderen ward es nicht so gut. Eines Angeworbenen trauriges Geschick erzählt uns Eylert. Es handelt sich um den Schweizer Ulrich Hatzinger aus Amsteg im Reußthal. In einer Dorfschänke nicht weit von Bruchsal kehrt er als wandernder Tischlergeselle ein. Es entwickelt sich das alte Spiel: Werber, natürlicherweise verkleidet, machen ihn trunken; der große kräftige Mensch findet, nüchtern geworden, das Handgeld in seiner Tasche und hört mit Entsetzen, daß er nach Hamm ins Regiment von Wolfersdorff als Rekrut angeworben ist. Dem Schweizer kann der preußische Dienst natürlich nicht gefallen, besonders auch weil er daheim eine Braut hat. Er desertiert, wird eingefangen, desertiert ein zweites, ja ein drittes Mal, aber wieder vergeblich. Ein Unrecht in seiner Handlungsweise sah auch dieser Deserteur nicht, bekannte vielmehr ganz offen, er hätte nicht anders gekonnt, würde auch denselben Versuch bei nächster sich bietender

Gelegenheit wieder machen. Als beurlaubter Ausländer hatte nun Hatzinger mehrfach in der Stadt als Gehülfe eines Zimmermanns gearbeitet, auch im Pfarrhause. Sein offenes ehrliches Wesen hatte ihm Freunde gewonnen, und sein trauriges Geschick fand aufrichtige Teilnahme. Drei Tage hintereinander sollte er Spießruten laufen; das war so gut wie ein Todesurteil. Am ersten Tage hielt Hatzinger das Spießrutenlaufen aus, am zweiten nicht; er sank ohnmächtig um und mußte an den Pfahl gebunden werden. Der Regiments-Feldscheer stellte fest, daß der dritte Tag der Exekution dem Verurteilten den Tod bringen mußte. Darum versuchte die Geistlichkeit der Stadt, auf den General dahin einzuwirken, daß die Strafe erlassen würde. Vergeblich. Aber als die drei Geistlichen unmittelbar vor dem Beginn der Exekution nochmals bitten und das zahlreich versammelte Volk ebenfalls für den Unglücklichen eintritt, fühlt sich doch der General veranlaßt, dem armen Deserteur die Strafe zu schenken. Reichlich wird Hatzinger von vielen Zeugen dieses Ereignisses beschenkt. Aber sein Heimweh konnten sie ihm damit doch nicht nehmen. Beim Regiment von Gaudy in Wesel, wohin man — wahrscheinlich weil die Festung größere Sicherheit gegen Desertionsgelüste bot — Hatzinger gebracht hatte, starb der arme Schweizer.

Doch genug von diesem traurigen Kapitel. Suchen wir uns vielmehr ein Bild von dem Leben zu machen, wie es „die Gemeinen" — Landeskinder und Ausländer — vor 100 Jahren sich gestalteten, oder vielmehr, wie es ihnen gestaltet wurde.

Wie lebte vor 100 Jahren der gemeine Soldat?

Der Inländer fordert hier eine besondere Betrachtung. Da sein Dienst, wie wir oben sahen, nur auf kurze Zeit sich bemaß, mußten diese wenigen Wochen fleißig benutzt werden, wenn ein brauchbarer Soldat aus dem jungen Bauern oder Handwerksgesellen gemacht werden sollte. Die Eigentümlichkeit des damaligen Dienstes, den wir ja früher schon ins Auge gefaßt haben, forderte es, daß die höchsten Ansprüche an die Dressur des Mannes gestellt werden mußten. Welch eine Arbeit, bis nur die 108 Griffe mit dem Gewehr richtig saßen, bis absolute Sicherheit im Marschieren, wie es die Linear- und Revue-Taktik forderte, erlangt war! Wenn nach allgemeinem Urteil gerade hierin das altpreußische Heer Großes leistete, so läßt das einen Rückschluß auf das hohe Maß der Mühe und des Fleißes zu, das auf das Einexerzieren gerade der Inländer gewendet wurde. Darum verstehen wir es auch, wenn uns erzählt wird, daß, auch wenn nur 3 oder 4 Rekruten auszubilden waren, doch am Vor- und Nachmittage sämtliche Offiziere, auch die Junker, dabei anwesend sein mußten, und daß oft mehr Exerziermeister als Rekruten bei diesem wichtigen Dienst zugegen waren. Diese erste Dienstzeit mag für den Rekruten nicht leicht gewesen sein, wie eben auch heute die Rekrutenzeit Manchem nicht gefällt. Die hohen Ansprüche, die Oberst und Kommandeur, Major und Kapitän stellten, machten sich in unausgesetztem Drillen geltend, und manches rauhe Wort und mancher Schlag mag gefallen sein, ehe eine Leistung nur einigermaßen zufriedenstellte. Die Strenge der eisernen Disziplin schwebte über dem Haupte des jungen Soldaten, dem schwere Strafe auch für ein geringes Versehen drohte. Da wird manch Einer mit seinen Gedanken wehmütig an die Heimat gedacht und das Ende des Quälens herbeigesehnt haben.

Im wesentlichen ist aber gerade in dieser Beziehung heutzutage alles ganz

ähnlich. Zarter freilich muß mit den Rekruten umgegangen werden; aber unsere Zeit ist eben auch im ganzen weniger rauh als jene. Ein derbes Wort wird heut gewiß von manchem schmerzlicher empfunden, als damas eine Tracht Prügel. Noch gab es damals nicht eine übelwollende Presse, die Heereseinrichtungen gern bemängelt. Heut führt das gar manchen Unteroffizier dazu, auf öffentlichem Exerzierplatz vielleicht auch dann zu schweigen, wenn eine scharfe Rüge recht angebracht wäre; gewiß nicht zum Nutzen der Ausbildung des Soldaten.

Auch heut geht der zu einer Reserve- oder Landwehrübung eingezogene Vaterlandsverteidiger gern in die Garnison. Es freut ihn, wieder einmal Soldat zu sein. Und so war auch vor 100 Jahren die Exerzierzeit meist nicht gerade ungern begrüßt. Der Bauernsohn kam, reich ausgestattet mit Brot und Speck, Wurst und Schinken, wohl auch mit Geld versehen, in die Stadt. Mit einem gewissen Gefühl des Neides sah der arme Ausländer auf solchen besser gestellten Kameraden. Der Spitzname „Speckmichel", den die Inländer in Wesel trugen, ließ wohl erkennen, daß die, die diesen Namen spöttisch gebrauchten, ihn gern selbst getragen hätten; wenn freilich auch der altgediente Ausländer sich dessen gar wohl bewußt war, daß ihm die Geheimnisse des Exerzierens viel mehr eigen waren, als jenen Inländern, die doch nur kurze Zeit im Regiment anwesend waren. Der junge Speckmichel konnte sich manches leichter machen während seiner Dienstzeit; der ältere Ausländer konnte das nicht, hatte es auch nicht so nötig, da eben der Dienst ihm keine Schwierigkeiten mehr machte. Ein solcher Inländer klagte wohl gelegentlich: „Wenn meine Mutter der gnädigen Frau Hauptmannin Hühner und ein selbstgesponnenes Stück Leinewand, und dem Feldwebel und Unteroffizier Butter, Eier, Speck und Schinken mitbringt, dann ist alles gut; wird es aber mal unterlassen, dann taugt es nicht und giebt saure Gesichter." Der Inländer, der schon oft die Dienstzeit mitgemacht hatte, war natürlich mehr in den Dienst hineingewachsen als der Neuling. Es ist darum wohl begreiflich, daß die Kapitäns lieber die alten als die jungen Inländer in ihrem Kompanien sahen. Die in der späteren Zeit auf 20 Jahre beschränkte Dienstpflicht des Inländers brachte es mit sich, daß unmittelbar vor 1806 wenige Inländer älter als 40 Jahre waren.

Das war naturgemäß anders bei den Ausländern. Nur daß die Zeit der eigentlichen Ausbildung auch für sie nicht anders verlief, als für die Inländer. Aber, war der Dienst gelernt, der vielleicht gleichzeitig eingestellte und ausgebildete Inländer wieder daheim, dann begann für den Ausländer das für ihn besonders eigentümliche Soldatenleben, das in seinem Einerlei fortan das ganze Dasein dieses Mannes ausfüllte, so lange eben seine Kräfte reichten. Einen anderen Beruf nach geendeter, meist auf 10 Jahre abgeschlossener Kapitulation zu ergreifen, war selten möglich. Der alternde verbrauchte Mann fand kaum noch eine Arbeitsstätte; er mußte froh sein, wenn der Kapitän ihn noch brauchbar fand und von neuem mit ihm kapitulierte.

Versuchen wir es, uns von dem täglichen Leben des Ausländers nach den Mitteilungen von Zeugen aus jener Zeit ein Bild zu machen.

Das Nahen des Morgens ist eben erst durch ein mattes Grauen im Osten zu spüren, da wird dem Schlaf des Grenadiers oder Musketiers ein nicht gerade sanftes Ende bereitet. Der Unteroffizier du jour klopft energisch, den Knopf seines gewichtigen Rohrstockes dazu benutzend, an die Hausthür, die eiligst vom

Quartierwirt geöffnet wird, denn es ist nicht ratsam, den Gestrengen auch nur einen Augenblick länger, als unbedingt nötig, warten zu lassen. Darum ist auch der den Soldaten überlassene Raum nach der Straße hinaus gelegen. Der Quartierälteste, einer der ältesten Soldaten der Kompanie, der schon mehr als vier Jahrzehnte Dienens hinter sich hat, reißt, noch ehe der Unteroffizier das Haus betreten hat, das Fenster auf und meldet, daß alles anwesend und alles gesund sei. Der Meldende ist ein „Ganzvertrauter", d. h. ein Ausländer, der nicht erwarten läßt, daß er desertieren werde — hatte er darum doch sogar einen Thorpaß erhalten, der ihm möglich machte, täglich zwei Stunden vor die Thore der Stadt zu gehen. — Der Unteroffizier kennt den Alten, er weiß, daß er nicht nötig hat, nach dieser Meldung erst noch die hier Einquartierten einzeln aufzurufen oder die Stube zu betreten. Wenn hier auch noch mit zwei „Halbvertrauten" ein „Unsicherer" im Quartier liegt, so ist der Alte doch zu oft erprobt. Der Gestrenge ist darum seiner Sache sicher und geht eiligst weiter, denn das Gebiet, in welchem die Leute aus der Kompanie liegen, ist ein großes; noch 12 Häuser, in denen Soldaten untergebracht sind, müssen angerufen werden.

In unserem Quartier geht es nun bewegt zu. Tausend Kleinigkeiten sind zu erledigen. Sorge macht besonders der Zopf. Der Herr Kapitän ist gerade in diesem Punkte von großer Strenge. Wehe dem, der bei der Wachtparade nicht in allen Beziehungen seine Zufriedenheit zu gewinnen vermag. Unsere vier Grenadiere aber wissen Bescheid. Kaum ist es schon hell genug, um deutlich zu sehen, da treten sie in eine Reihe; der zweite bearbeitet den Zopf des ersten, der dritte den des zweiten und der vierte den des dritten; dann wird derselbe Prozeß vom 2. 3. und 4. an Nr. 1 erledigt und nach kaum einer Viertelstunde prangt das Haupt jedes einzelnen im schönsten Schmuck; Mehl ist als Puder in solchem Maße verwendet, daß auch eines hungrigen Soldaten Magen durch eine daraus bereitete Suppe Befriedigung gefunden hätte, wäre eben zu solchem Gebrauche der Inhalt des allen gemeinsam gehörenden Mehlsackes bestimmt. Gewehr und Montur, Gamaschen u. s. w. sind schon am Abend geputzt worden — nun geht es ans Frühstück. Es ist kein lukullisches. Nur eine Suppe aus Kommißbrot, spärlich geschmalzt, aber tüchtig mit Kümmel gewürzt, wird dem Magen geboten. Immer noch besser hier, wo der Hauswirt die Suppe an seinem Herd bereiten läßt, als in anderen Quartieren, wo der Soldat die Küche nicht betreten darf und darum zu einem Stück trockenen Kommißbrotes nur einen jämmerlichen Schluck Schnaps genießen kann.

Um $^1/_2$8 Uhr — der Spätherbst läßt den Kapitän diese späte Stunde wählen, weil es früher nicht hell genug ist — beginnt der Dienst. Da wird fleißig geübt. Immer und immer wieder werden die Griffe, das Einschwenken, das Marschieren und die Chargierung geübt. Um 10 Uhr ist das Exerzieren zu Ende, denn die Wache zieht um 11 Uhr auf; wieder müssen vorher Frisur und Anzug, auch das Gewehr und die kleinen Montierungsstücke besorgt werden. Das Mittagessen wird während des Putzens hastig eingenommen; es besteht in einer dicken Kartoffelsuppe mit einem Stück Kommißbrot. Schon eine Viertelstunde vor 11 Uhr steht alles bereit. Pünktlich um 11 Uhr kommen die Herren Offiziere, und die Wachtparade nimmt ihren Verlauf. Unser alter Grenadier hat mit zwei Unteroffizieren, einigen Halbvertrauten und zwei Unsicheren eine Thorwache zu beziehen, die mehrere Posten ausstellt und fortgesetzt Patrouillen zu ent-

senden hat. Verlockend ist das Wachtlokal gerade nicht; aber die Müdigkeit und lange Gewohnheit — bietet doch ihr tägliches Quartier nur mit einem groben Laken bedecktes Stroh als Lagerstatt — läßt unsere Soldaten doch Ruhe auf den harten Pritschen der Wachtstube finden, obgleich nebenan die Herren Offiziere, die den Kameraden auf Wache besuchen, laut und lärmend verfahren, während sie es sich bei Bier und Butterbrot wohl sein lassen. Das sind Genüsse, die der Soldat sich aus naheliegenden Gründen versagen muß. Der knurrende Magen wird mit einem Stück Kommißbrot befriedigt, wenn der durch das unausgesetzte Kommen und Gehen der Kameraden oder die schwarzen blutgierigen Bewohner der Pritsche gestörte Schlaf ihn von neuem sich regen läßt. Um Mitternacht ist es endlich stiller geworden; aber nun kommt die Ronde; es gilt eilends anzutreten, und bald muß wieder der ferne Posten bezogen oder ein Patrouillengang unternommen werden. So schwindet die Nacht und der Vormittag. Nach Rückkehr von Wache ist doch am Nachmittag wieder Dienst — am folgenden Tage früh und Nachmittag wieder Dienst — am folgenden Tage früh und Nachmittag wieder Dienst, immer derselbe Dienst — nur zwei Nächte sind wachtfrei*), dann tritt unsere Schilderung wieder an ihre Stelle — ein ewiges Einerlei.

Eigentlich war die Garnison das Gefängnis der geworbenen Soldaten. Mit Hilfe der eisernen Disziplin war ein System im Gange, demzufolge der Kamerad den Kameraden sorgfältig bewachte. In Wesel, und wie hier jedenfalls in allen Festungen, wurde dieses Bewachen, wie uns ein Gewährsmann berichtet in folgender Weise durchgeführt. „Auf dem Hauptwalle standen rund um die Festung von Entfernung zu Entfernung Schildwachen, die sich einander absehen und abrufen konnten. Des Nachts mußten sie alle halben Viertelstunden ein langgezogenes „Wer da!“ rufen, welches die nebenstehende Schildwache nach einer bestimmten Folgereihe ebenso wiederholen mußte, sodaß wie ein Lauffeuer ein ununterbrochenes Anrufen stattfand. Kam das Rufen ins Stocken, so wurde der unnachsichtig bestraft, an dem die Schuld lag. Desertierte eine Schildwache vom Posten, so wurden die nebenstehenden Schildwachen bestraft, wenn sie es nicht bemerkt und augenblicklich angezeigt hatten. Die außerhalb stehenden Nachtposten, solche, die erst bei Dunkelwerden aufgestellt wurden, hatten scharf geladen. Außerdem gingen vor und nach Mitternacht ununterbrochene Ronden und Patrouillen, die Wachen und Posten zu visitieren. Da war natürlich eine Desertion schwer durchzuführen.“

Wer nach und nach zur Maschine geworden, sich zu fügen gelernt und an den Gedanken gewöhnt hatte, zeitlebens Soldat zu sein, dem waren doch nur sehr bescheidene Genüsse ermöglicht, auch wenn einmal die Fessel des Dienstes auf Stunden von ihm genommen war; denn überaus spärlich war „das Traktament“. Nur „8 Groschen“ d. h. 1 Mk. gab es alle 5 Täge, dazu kam später noch ein sechspfündiges Brot**). Da war es schwer für die Kapitäne, nach der Forderung des Reglements „auf die Konservation der Soldaten jederzeit ein besonderes Augenmerk zu richten, welches durch Reinlichkeit, Menagemachen und

*) So unter Friedrich II. Unter seinem Nachfolger mußte jeder Soldat drei Nächte hintereinander wachtfrei sein.

**) Nach der Regimentsgeschichte im Beiheft zum M. W. B. 1887 S. 211 war es täglich $1^3/_4$ Pfund Brot; alle anderen Quellen nennen nur $1^1/_5$ Pfund. Regelmäßig wurde die Brotportion erst seit 1799 gewährt. Früher hatte sie der gemeine Soldat nur zu Zeiten großer Teuerung vorübergehend erhalten.

täglich warmes Essen geschieht" — mußte doch von der nach heutigem Gelde 20 Pfennig betragenden Tageslöhnung noch Puder, Schuhwachs, Seife, Schmirgel u. s. w. beschafft werden. Die Leute halfen sich, indem sie korporalschaftsweise kochten, denn an Menage-Einrichtungen, wie sie heut vorhanden sind, war damals nicht zu denken. Schwer litt darum der gemeine Soldat, wenn die Lebensmittel teuer waren. Und das war in jener Zeit schwieriger Verkehrswege nicht gar zu selten der Fall. Die Löhnung blieb dieselbe, aber kaum der vierte Teil dessen, was in normalen Teuerungsverhältnissen davon beschafft werden konnte, war dafür zur Zeit der Teuerung zu erwerben. Da hungerte der Soldat. Eine Denkschrift vom Jahre 1798, die mit der Löhnungsfrage des gemeinen Mannes sich befaßt, sagt darum auch unumwunden: „Gewiß ist es also, daß es Zeiten und Umstände giebt, unter welchen der Soldat genötigt ist, von seiner Löhnung zu leben, d. h. zu hungern".

Unter diesen Verhältnissen war es ganz natürlich, daß der Soldat suchen mußte, seine traurige Lage dadurch zu bessern, daß er für eine, wenn auch geringe Entschädigung jede sich ihm bietende Arbeit verrichtete. Und damit war auch dem Herrn Kompaniechef gedient. Dieser nämlich hatte ein Interesse daran, außer der Exerzierzeit die Kompanie so wenig zahlreich wie möglich zu sehen. Nur die zum Wacht- und sonstigen Garnisondienst nötigen Mannschaften brauchte er ja bereit zu halten. Da erhielt denn mancher arme Schlucker ungewünschten Urlaub auf 4 bis 8 Wochen, ja auf Monate hin; er mochte sehen, wie er sich durchschlug. Diese Verhältnisse schufen das Institut der Freiwächter. Das waren Ausländer, die von jedem Dienst befreit waren und demgemäß auch keine Löhnung erhielten. Ihre Löhnung — das war sein Recht — behielt der Kompaniechef; ebenso sparte er an ihrer Montur. „Darum glichen," so wird uns von den Verhältnissen in Brieg berichtet, „die Kasernen Fabriken; denn in jeder Stube standen große Räder und Hecheln, an welchen Soldaten, während sie im Dienste nicht beschäftigt waren, bis aufs Hemde ausgezogen und mit bloßen Füßen, vom Morgen bis in die Nacht hinein Wolle spannen und kratzten. An allen Straßenecken fand man einige dieser Bedürftigen, die Montur über die Schulter und die Axt in der Hand, um für einen geringen Tagelohn ein Klafter Holz zu spalten. Zu jeder schweren Arbeit waren sie bereit und wurden dazu gebraucht. So nahmen sie den Charakter privilegierter Tagelöhner und Lastträger an."

„Auch hierbei kam es sehr auf den Kompaniechef an. Mancher kümmerte sich wenig um das, was seine Leute außerhalb des Dienstes trieben, und erst garnicht um Frauen und Kinder der Verheirateten. Wohlwollende Kompaniechefs sorgten für Unteroffiziere und Mannschaften, als ständen sie an der Spitze einer Erwerbsgenossenschaft; sie ließen die Soldatensöhne ein Handwerk erlernen, unterstützten die Rekruten und Neuverheirateten durch Vorschüsse zur Anschaffung von Handwerkszeug, Betten u. s. w., auch sagten sie oft gut, wenn einträgliche, eine Art von Kaution erfordernde Arbeiten angeboten wurden."

Dem so wie so schon sehr geringen Ansehen, dessen sich der gemeine Soldat damals erfreute, thaten diese traurigen Verhältnisse gewiß noch Eintrag, da sie sogar zu unehrlichem Erwerb aus Not trieben. Hierzu wollen wir weniger rechnen, daß die Jäger Yorcks gelegentlich Wilddieberei trieben; denn diese Beschäftigung hatte immer noch etwas den Soldatenmut Bedingendes und Förderndes an sich — Yorck selbst nahm es im Grunde seinen Jägern nicht übel, nur wollte er, daß

sie sich nicht fassen ließen —, aber daß beurlaubte Soldaten, zur Zeit als Danzig noch polnisch war, vom preußischen Gebiet aus Schmuggel trieben, ist nicht zu entschuldigen. Verwunderung wird es auch erregen, daß ein Musketier vom Regiment Manstein in Hamm 1793 als Wunderdoktor auftrat und gelegentlich auch Diebe beschwor. Zur Ausübung solcher Thätigkeit war ihm bereitwilligst Urlaub gewährt worden. Die Rücksicht — man sieht es — ging weit. Für diese und gewiß zahllose ähnliche Fälle wäre es viel besser gewesen, wenn die Herren Kompaniechefs recht fleißig hätten exerzieren lassen. Wie ausgedehnt das Betreiben von lohnenden Nebenbeschäftigungen seitens der Berliner Soldaten war, läßt so mancher Parolebefehl erkennen, der auf die Beschwerden der durch die Konkurrenz geschädigten Handwerksmeister erlassen wurde. So lautet ein Befehl vom 14. März 1780: „Die Handschuhmacher haben sich beschwert, daß die Soldaten so viele neue Handschuhe und Hosen machen und damit sehr stark handeln. Ihre Excellenz der Herr Gouverneur lassen dieses auf das Schärfste verbieten." Bald indeß erfolgte eine Milderung dieses Verbots; denn es hieß: „Die Soldaten, so mit Handschuhen handeln, sollen sich nicht so öffentlich auf der langen Brück hinstellen". Als 1781 die Schuster sich beschweren, ergeht der Befehl: „Das Schustergewerk hat wieder Klage geführt, daß so viele Soldaten die Profession als Meister betreiben und noch dazu Gesellen halten, solches soll ihnen ernstlich verboten sein". Als 1783 die Posamentierer gar direkt an den König gehen, wird befohlen: „Das Posamentiergewerk hat immediate an den König geklagt, daß so viele Soldaten pfuscherten, sich sogar eigene Stühle (Webstühle) hielten, dieses wird hiermit aufs Schärfste verboten."

Auch in Berlin wurde zuweilen Schmuggel von den Soldaten getrieben. Obgleich am 24. Februar 1759 bekannt gegeben war: „Ihre Majestät der König lassen befehlen, daß die Kommandierten vom Kommando nichts Accisebares herein bringen sollen, sonst wird der Offizier mit Arrest und der Gemeine mit Spießruten bestraft" — wurde doch nicht lange danach ein großer Kaffeeschmuggel entdeckt. Der Kaffee wurde weggenommen, später aber gegen Erlegung der Accise beim Platzmajor den unglücklichen Soldaten wieder zurückgegeben.

Sie hatten eben nicht genug, um zu leben, sie mußten sehen, wie sie sich die Mittel zu ihrer Existenz erwarben.

Ein ungemein anschauliches Bild von dem Leben, oder richtiger wohl von dem Elend, in das die wider ihren Willen geratenen Ausländer damals kamen, giebt die Schilderung, die „der arme Mann im Tockenburg" in seiner Lebensgeschichte bietet. Unter diesem Namen nämlich birgt sich der Schweizer Ulrich Bräker, ein armer Weber, der in den Jahren 1789/92 seine Lebensbeschreibung herausgab. Er hatte das Unglück gehabt, im Frühling 1756 — also unmittelbar vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges — einem preußischem Werber in die Hände zu fallen, der ihn als Diener anwarb, aber natürlich nach Berlin bringen ließ, wo unser biederer Schweizer im Regiment Itzenplitz als Rekrut eingestellt wurde. Wenn nun auch Bräkers Friedensdienstzeit noch in die Zeit *vor* dem siebenjährigen Kriege fällt, so wird das, was er erzählt, wohl im wesentlichen auch für die Zeit *nach* dem großen Kriege gelten. Wir lassen dem armen Mann im Tockenburg selbst das Wort, wenn er von seinem Dienst unter des großen Königs Fahnen erzählt. „Es war am 8. April, als wir zu Berlin einmarschierten und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr,

schon acht Tage vor uns angelangt war. Labrot (ein Unteroffizier des Werbekommandos) wies mir ein Quartier an und verließ mich kurz mit den Worten: „Da, Mußier, bleib' er, bis auf fernere Ordre!" Der Henker! dacht' ich, was soll das? Ist ja nicht einmal ein Wirtshaus! Wie ich so staunte, kam ein Soldat, Christian Zittemann, und nahm mich mit auf seine Stube, wo sich schon zwei andre Martissöhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz, ich komme aus der Schweiz und sei Sr. Excellenz des Herrn Leutnant Markoni Lakai, die Sergeanten haben mich hierher gewiesen, ich möge aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin angekommen sei und wo er wohne. Hier fingen die Kerls ein Gelächter an, daß ich hätte weinen mögen; und keiner wollte das geringste von einer solchen Excellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsenkost auf. Ich aß mit wenigem Appetit. Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich doch bald ansah, daß er mehr als Gemeiner sein müsse. Es war ein Feldweibel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm, die er über den Tisch ausspreitete, legte ein Sechsgroschenstück dazu und sagte: „Das ist für Dich, mein Sohn! Gleich werd' ich Dir noch ein Commisbrot bringen". „Was? für mich?", versetzt' ich, „von wem, wozu?" „Ei, Deine Montierung und Traktement, Bursche! Was gilt's da Fragens? Bist ja ein Rekrute." „Wie, was? Rekrute?" erwiderte ich! „Behüte Gott! Da ist mir nie kein Sinn daran kommen. Nein, in meinem Leben nicht. Markoni's Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen und anders nicht. Das wird mir kein Mensch anders sagen können!" „Und ich sag' Dir, Du bist Soldat, Kerl! Ich steh' Dir dafür. Da hilft jetzt alles nichts." Ich: Ach, wenn nur mein Herr Markoni da wäre. Er: Den wirst Du sobald nicht zu sehen kriegen. Wirst doch lieber wollen unsers Königs Diener sein, als seines Leutnants?" Damit ging er weg. „Um Gottes Willen, Herr Zittemann!" fuhr ich fort, „was soll das werden?" „Nichts, Herr!" antwortete dieser, „als daß Er, wie ich und die andern Herren da, Soldat und wir folglich alle Brüder sind, und Ihm alles Widersetzen nichts hilft, als daß man Ihn auf Wasser und Brot nach der Hauptwache führt, kreuzweis schließt, und Ihn fuchtelt, daß Ihm die Rippen krachen, bis er content ist!" Ich: Das wär', beim Sacker! unverschämt, gottlos. Er: Glaub' Er mir's auf mein Wort, anders ist's nicht, und geht's nicht. Ich: So will ich's dem Herrn König klagen. Hier lachten Alle hoch auf. Er: Da kömmt Ihr sein Tage nicht hin. Ich: Oder wo muß ich mich sonst melden? Er: Bei unserm Major, wenn er will. Aber das ist alles umsonst. Ich: Nun so will ich's probieren, ob's so gelte? Die Burschen lachten wieder, ich aber entschloß mich wirklich, morgens zum Major zu gehen und meinem treulosen Herrn nachzufragen."

Natürlich richtet Bräker beim Major nichts aus; dieser jagt ihn schließlich mit den Worten: „Canaille! scheer' er sich zum Teufel", die Fuchtel ziehend aus dem Hause, und Bräker hat fortan, sehr erklärlich, eine große Angst vor dem strengen Herrn Major. Er erzählt weiter: „Des Nachmittags brachte mir der Herr Feldweibel mein Commisbrot nebst Unter- und Uebergewehr und fragte, ob ich mich nun eines Besseren bedacht. „Warum nicht?", antwortete Zittemann für mich, „er ist der beste Bursch' von der Welt." Jetzt führte man mich in die Montierungskammer, paßte mir Hosen, Schuh' und Stifeletten an und gab mir

einen Hut, Halsbinde und Strümpfe. Dann mußt' ich mit noch etwa zwanzig anderen Rekruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei und befahl jedem, einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her und sprach uns einige Worte vor, welche die mehrern nachmurmelten; ich regte mein Maul nicht, dachte dafür was ich gern wollte, ich glaube an Aennchen; er schwang dann die Fahne über unsre Köpfe und entließ uns. Hierauf ging ich in eine Garküche und ließ mir ein Mittagessen nebst einem Krug Bier geben. Dafür mußt' ich zwei Groschen zahlen. Nun blieben mir von jenen sechsen noch viere übrig; mit diesen sollt' ich vier Tage wirtschaften und sie reichten doch blos für zwei hin. Bei dieser Ueberrechnung fing ich gegen meine Kameraden schrecklich zu lamentieren an. Allein Cran, einer derselben, sagte mir mit Lachen: „Es wird Dich schon lehren. Jetzt thut es nichts, hast ja noch allerlei zu verkaufen! Per Exempel Deine ganze Dienermontur. Dann bist Du gar doppelt armiert, das läßt sich alles versilbern. Auch kriegen solche jungen Burschen oft noch eine Traktements-Zulage, und kannst Dich deswegen beim Obrist melden." „Oh, oh! Da geh' ich mein Tage nicht mehr hin", sagt' ich. „Potz Velten!", antwortete Cran, „Du mußt mal des Donners gewohnt werden, sei's ein wenig früher oder später. Und dann der Menage wegen nur fein aufmerksam zugesehen, wie's die andern machen. Da heben's drei, vier bis fünf miteinander an, kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirnen und kochen selbst. Des Morgens für einen Dreier Fusel und e'n Stück Kommisbrot. Mittags holen sie in der Garküche für e'n anderen Dreier Suppe und nehmen wieder e'n Stück Kommis. Des Abends für zwei Pfennig Konvent oder Dünnbier und abermals Kommis." „Aber das ist, beim Strehl, ein verdammtes Leben", versetzt' ich, und Er: „Ja! So kommt man aus und anders nicht. Ein Soldat muß das lernen, denn er braucht noch viel andre Ware: Kreide, Puder, Schuhwachs, Oel, Schmirgel, Seife und was der hundert Siebensachen mehr sind." Ich: „Und das muß einer alles von den sechs Groschen bezahlen?" Er: „Ja! und noch viel mehr, wie z. B. den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen und so fort, wenn er solche Dinge nicht selber kann." Damit gingen wir in unser Quartier und ich machte alles zurecht, so gut ich konnte und mochte. Die erste Woche hatt' ich noch Vakanz. Ich ging in der Stadt herum, auf alle Exerzierplätze, sah, wie die Offiziere ihre Soldaten musterten und prügelten, daß mir schon im Voraus der Angstschweiß von der Stirn tropfte. Ich bat daher Zittemann, mir zu Hause die Handgriffe zu zeigen. „Die wirst Du wohl lernen", sagte er, „aber auf die Geschwindigkeit kömmt's an. Da geht's Dir wie e'n Blitz!" Indessen war er so gut, mir wirklich alles zu weisen; wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpressen, mich auf Soldatenmanier frisieren sollte. Nach Cran's Rat verkaufte ich meine Stiefel und kaufte dafür ein hölzernes Kästchen für meine Wäsche. Im Quartier übte ich mich stets im Exerzieren, las im Halleschen Gesangbuch oder betete. Dann spaziert' ich etwa an der Spree und sah hundert Soldatenhände sich mit Aus- und Einladen der Kaufmannswaren beschäftigen, oder auf die Zimmerplätze, da steckte wieder alles voll arbeitender Kriegsmänner. Ein andermal in die Kasernen; da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterlei Handierungen trieben, von Kunstwerken an bis zum Spinnrocken. Kam ich auf die Hauptwache, so gab's deren, die spielten, soffen und haschierten; andere, welche ruhig ihr

Pfeifchen ſchmauchten und diskurierten; etwa auch einer, der in einem erbaulichen Buch las und's den Andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereien ging's eben ſo her. Kurz, in Berlin hat's unter dem Militär, wie, denk ich freilich, in den großen Staaten überall, Leute aus allen vier Weltteilen, von allen Nationen und Religionen, von allen Charaktern und von jedem Berufe, womit einer noch nebenzu ein Stücklein Brot gewinnen kann. Das dachte auch ich zu verdienen, wenn ich nur erſt recht exerzieren könnte; etwa an der Spree? Doch nein! Da lärmt's zu ſtark, aber z. B. auf einem Zimmerplatz, da ich mich ſo ziemlich auf die Axt verſtand. So war ich wieder fix und fertig, neue Pläne zu machen, ungeachtet ich mit meinem erſten ſo ſchändlich geſcheitert. Giebt's doch hier, damit ſchläferte ich mich immer ein, ſelbſt unter den gemeinen Soldaten, ganze Leute, die ihre hübſchen Kapitalien haben, Wirtſchaft, Kaufmannſchaft treiben, und anders. Aber dann erwog ich nicht, daß man vor Zeiten ganz andere Handgelder gekriegt als heut zu Tage oder dergleichen Burſchen bisweilen ein Namhaftes mochten erheiratet haben, beſonders aber, daß ſie ganz gewiß mit dem Schilling gut hausgehalten und nur darum den Gulden gewinnen konnten; ich hingegen weder mit dem Schilling noch mit dem Gulden umzugehen wiſſe. Und endlich, wenn Alles fehlen ſollte, fand ich auch einen elenden Troſt in dem Gedanken: Geht's einmal zu Felde, ſo ſchont das Blei jene Glückskinder ſo wenig, als dich armen Hudler! — Alſo biſt du ſo gut wie ſie."

Auf dem Paradeplatz findet unſer armer Schweizer zu ſeiner Freude drei Landsleute, die gleiches Geſchick zu tragen haben; das erleichtert ihm ſein Loos. Er erzählt: „Sobald das Exerzieren vorbei war, flogen wir miteinander in Schottmann's Keller, tranken einen Krug Ruhiner und Gottwitzer Bier, ſchmauchten ein Pfeifchen und trillerten ein Schweizer Lied. Immer horchten uns da die Brandenburger und Pommeraner mit Luſt zu. Etliche Herren ſogar ließen uns oft expreß in eine Garküche rufen, ihnen den Kuhreigen zu ſingen. Meiſt beſtand der Spielerlohn blos in einer ſchmutzigen (Schmutz im ſchweizeriſchen Dialekt = Fett, alſo ſchmutzig=fettig) Suppe; aber in einer ſolchen Lage nimmt man mit noch weniger vorlieb."

Immer noch voll Vertrauens zu jenem Werbeoffizier, der ihn doch in ſein Elend gebracht, ſucht Bräker ihn auf, hoffend, der werde ihn losmachen; natürlich vergeblich. Der Werbeoffizier ſcheute ſich ſogar nicht, dem armen Rekruten noch ſeine letzten geldwerten Sachen — eine Flinte, einen Pallaſch und eine ſammtene Mütze — für ein Lumpengeld abzunehmen. Und ganz eigentümlich will es uns doch erſcheinen, daß ein Offizier den geworbenen Rekruten mit dem Troſt entläßt: „Und wer weiß, vielleicht geht's bald in's Feld, und dann —" d. h. dann haſt Du gewiß Gelegenheit, dich davonzumachen.

Aber einen Verſuch zur Deſertion ſchon jetzt zu unternehmen, wagt unſer Schweizer nicht; denn zu furchtbar wirkt auf ihn der Anblick des Spießrutenlaufens ein, das er oft mit anſehen muß. Vom Exerzierdienſt erzählt Bräker: „Da war des Fluchens und Karbatſchens von prügelſüchtigen Jünkerleins, und hinwieder des Lamentierens der Geprügelten kein Ende. Wir ſelber zwar waren immer von den erſten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es that uns nicht minder in der Seele weh, andre um jeder Kleinigkeit willen ſo unbarmherzig behandelt und ſelber Jahr ein Jahr aus ſo kujoniert zu ſehn: Oft ganzer fünf Stunden lang, in unſrer Montur eingeſchnürt, wie geſchraubt ſtehen,

in die Kreuz und Quer pfahlgerad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen, und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit furiosem Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stand und alle Augenblicke wie unter Kabisköpfe drein zu hauen drohte. Bei einem solchen Traktement mußte auch der starknervigste Kerl halb lahm und der geduldigste rasend werden. Kamen wir dann todmüde ins Quartier, so gings schon wieder über Hals und Kopf, unsre Wäsche zurecht zu machen und jedes Fleckchen auszumustern, denn bis auf den blauen Rock war unsere ganze Uniform weiß. Gewehr, Patronentasche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt sein. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Unthat, oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn man auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel."

Am traurigsten war es für unsern Schweizer, daß sein Traktement durchaus nicht ausreichen wollte. Da er nach und nach alle seine Sachen, die ihm irgend entbehrlich waren, bereits verkauft hatte, mußte er nun hungern. Mit zwei Kameraden, einem Schuster und einem Zimmermann, die beide ihren guten Verdienst hatten, machte er zuerst noch Menage: „Jeder schoß zu einem Mittagsmahl zwei Dreier, abends und zum Frühstück lebte jeder für sich. Ich aß besonders gern eine Ochsenpfote, einen Hering oder einen Dreierkäse. Nun aber konnt' ich's nicht mehr mit ihnen aushalten; zu verkaufen hatt' ich nichts und mein Sold ging meist für Wäsche, Puder, Schuhwachs, Kreide, Schmirgel, Oel und anderes Plunderzeug auf. Jetzt fing ich erst recht an, Trübsal zu blasen und keinem Menschen konnt' ich so recht von Herzensgrund meine Not klagen. Des Tags ging ich umher wie der Schatten an der Wand. Des Nachts setzte ich mich ins Fenster, guckte weinend in den Mond hinauf und erzählte dem mein bittres Elend."

Schon liegt die Gefahr vor, daß Bräker ein Trunkenbold wird, wie sie erklärlicherweise damals nicht gerade selten unter den Unteroffizieren und Gemeinen waren, da bricht der siebenjährige Krieg aus. Wenig mehr als vier Monate, nachdem Bräker nach Berlin gekommen, zieht er durch das Köpeniker Thor wieder hinaus. „Die Fremden", erzählt er, „jauchzten heimlich vor Freuden und riefen: Endlich ist unsere Erlösung da! Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degengurt umschnallt, dann die Patronentasche über die Schulter mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andere Achsel der Tornister, mit Wäsche u. s. w. bepackt; item der Habersack mit Brot und anderer Fourage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgerät tragen; Flasche, Kessel, Haken oder so was, alles an Riemen; dann erst noch eine Flinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal kreuzweis über die Brust geschlossen, daß anfangs jeder glaubte, unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge gepreßte Montur und eine solche Hundstagshitze, daß mir's manchmal deuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen. Wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, kam ein Dampf heraus wie von einem siedenden Kessel. Oft hatt' ich keinen trocknen Faden mehr am Leibe und verschmachtete bald vor Durst."

Nach anstrengenden Märschen langt das Regiment Itzenplitz bei Pirna an und der Feldprediger hält eine Predigt über den Text: „Bis hierher hat der Herr geholfen." „O ja," dachte Bräker, „das hat er, er wird auch ferner helfen und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland; denn was gehen mich eure

Kriege an?“ Nach diesem Ausspruch, der recht klar und deutlich die Gedanken kennzeichnet, die damals in vielen Ausländern lebendig gewesen sein mögen, verlassen wir unsern armen Mann im Tockenburg. Bei Lowositz hat er sich davon gemacht und hat seine schöne Heimat wiedergesehen. Erfreulich ist es, daß er glücklich entkam und daß uns auf diese Weise in ihm ein so trefflich schildernder Zeuge jener Zeit und jener Verhältnisse im Heere des großen Königs erhalten geblieben ist. Wie leicht hätte er unter den Spießruten enden können! Wie dieser, haben damals gewiß viele unter preußischer Fahne gestanden.

Daß der große König mit einem aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Heere, das bekanntlich beim Marsche zur verhinderung der Desertion von leichter Kavallerie umschwärmt wurde, solche Thaten verrichten konnte, wie sie die Geschichte kündet, muß uns sein Genie noch viel heller strahlend erscheinen lassen, als es schon so wie so der Fall ist. Nur große Treue und ernster Pflichteifer bei der Friedensarbeit der Offiziere hoher und niederer Grade konnte die preußischen Truppen damals so tüchtig machen, daß sie solcher Leistungen auf dem Schlachfelde und auch bei den Revuen fähig waren. Die Welt hatte so etwas bis dahin nicht gesehen. Traurig freilich ist es, daß so viele Arbeit schließlich doch für die veränderten Verhältnisse des neuen Jahrhunderts sich als vergeblich aufgewendet erwies; erfreulich aber, daß der alte Geist der Zucht und des Gehorsams seit der Zeit der Scharnhorstischen Reformen nun nicht mehr Fremden, sondern dem preußischen Landeskind eingepflanzt wird. In ihm, in dem die Liebe zum Vaterlande wohnt, noch die Disziplin, die einst vor allem im Ausländer steckte, — so wird Preußen unüberwindlich sein.

VIII.

Die Disziplin.

Die Disziplin hat vornehmlich und von jeher im preußischen Heere als sein vorzüglichstes Rüstzeug ihre Heimstätte gehabt. Der Schöpfer des Heeres war zugleich der Schöpfer seiner Disziplin. Und Friedrich Wilhelm I. war auch der Mann dazu, dieses Stück Wehr und Waffen in hoher Vollkommenheit zu erhalten. Dieser königliche Exerziermeister nannte seine Soldaten bekanntlich seine lieben blauen Kinder, und — in der That — wie ein guter Vater liebte er sie, sorgte er für sie, schützte — und züchtigte er sie. Der bibelfeste König verfuhr mit ihnen nach jenem Wort des weisen Salomo (Sprüche 13, Vers 24), das das Züchtigen als Ausfluß väterlicher Liebe hinstellt.

Es hieße nur allgemein bekanntes wiederholen, wollten wir ausführlich dabei verweilen, wie der König seinen Soldaten gegenüber den Stock fleißig gebrauchte. So war nun einmal dieser König; er war es gewohnt, gegen jede Ungehörigkeit den Stock zu erheben. Und keine Ungehörigkeit bereitete ihm so großen Verdruß, als die im Dienst begangene und von ihm bemerkte. Und die blauen Augen dieses Königs sahen alles; auch der kleinste Verstoß konnte ihm nicht entgehen. Täglich ließ er selbst exerzieren oder war doch beim Drillen anwesend. Erst dem Sterbenden sank der Stock aus der Hand. Wird doch erzählt, daß Friedrich Wilhelm I., seinen Tod nahe fühlend, seine Reitpferde sich habe in den Hof führen lassen, damit seine Getreuesten diejenigen sich auswählten, die sie von dem Sterbenden, wie es alte Ritterſitte war, geschenkt haben wollten. Als der sterbende König bei dieser Gelegenheit sah, daß die Stallknechte die Schabracken nicht richtig aufgelegt hatten, rief er mit schwacher Stimme traurig aus: „Ach, wenn ich gesund wäre, wie wollte ich die Schurken abprügeln! Gehe doch einer hinunter und prügele sie durch!“

Ein Resultat der eisernen Strenge des Königs war die vorzügliche Disziplin in Heer und Beamtenschaft. Kein anderes Heer konnte sich in dieser wie ja auch in mancher anderen Beziehung schon damals mit dem preußischen messen.

Friedrich II. war nicht darnach geartet, das preiszugeben was der Vater erworben hatte. Schwierig freilich war es, die Disziplin auf ihrer Höhe zu erhalten. Die Kriegszeiten brachten furchtbare Verluste an Offizieren und Soldaten. Die festesten Stützen, seine vorzüglichsten und treuesten Helfer wurden dem Könige von der Seite gerissen. Mit jedem altgedientem Grenadier, deren ja so viele in den zahllosen Schlachten und Gefechten gefallen waren, war auch ein Stück der alten Disziplin und Ordnung dahin; denn nur, wem lange Dienstzeit beschieden gewesen, war soldatischer Gehorsam in Fleisch und Blut übergegangen. Nur solcher Grenadier konnte den jungen Kameraden ein Vorbild sein. Einen unersetzlichen Verlust bezeichnete also jeder Gefallene dieser alten Art. Und wie viele gerade dieser vorzüglichen Elemente des Heeres bedeckten die Schlachtfelder, besonders in dem mörderischen Jahre 1757! Wie wenige dieser alten Soldaten standen noch in den Regimentern, als 1763 Friede geschlossen wurde! Man hatte die Menschen nehmen müssen, wie und wo man sie fand. Denn nur wenn das Heer zahlreich war, konnte der König noch widerstehen, und auch nach dem Frieden mußte er Soldaten haben, wollte er die Eroberungen festhalten. Da mußte eine scharfe Disziplin walten. Und sie waltete unter Friedrichs Fahnen.

Daß damals allgemein die Ansicht feststand, es sei leichter, in eine Schlacht zu ziehen als zur Revue vor dem Könige, haben wir früher schon berichtet. Darin war Friedrich seines Vaters Sohn, daß er sich nicht scheute, den Stock auch gegen den Offizier zu erheben, von dem er Pflichtversäumnis vermutete. Und alle Donnerwetter, die aus des Königs Mund gefahren, sie schwollen lawinenartig an, je näher sie den untersten Chargen durch den Mund des Chefs und Kommandeurs, der Majore und Kapitäns kamen. Daß sie, bei dem Gemeinen angelangt, zu Stockschlägen, ja Spießruten sich verdichteten, ist wohl ganz natürlich.

Wir können durchaus nicht leugnen: der Stock führte damals ein hartes Regiment. Aber die Darstellungen machen sich doch häufig der Uebertreibungen schuldig, wenn sie sein Regiment fast ausschließlich auf dem Exerzierplatz und in der Kaserne suchen. Man muß die Handhabung der Disziplin im Heere aus den allgemeinen Zeitverhältnissen heraus beurteilen. Da sehen wir, daß nicht etwa blos von den Männern in des Königs Rock damals der Stock fast als ausschließliches Züchtigungs- und Besserungsmittel fleißig arbeitete; in Schule und Werkstatt schwangen ihn die Lehrer, Meister und Gesellen; im Hause nicht minder die Väter. Warum hätte das Heer eine Ausnahme machen sollen? Kam es doch damals vor, daß ein preußischer Stabskapitän, der bereits Bräutigam war, als er seiner Frau Mutter zu widersprechen sich unterfing, von dieser mit ein paar tüchtigen Ohrfeigen bedacht wurde. Und dieser preußische Stabskapitän, von dem wir das zufällig wissen, war noch dazu ein Graf. Ist uns doch glaubhaft berichtet, daß zu Zeiten des großen Königs der Gouverneur von Breslau Geheime Räte mit dem Stock bedrohte und sie Schlingel und Esel titulierte. Der König selbst ließ einst den ihm mißliebigen Zeitungsscribenten Roderique „durch eine Tracht Prügel zur Raison bringen. Ebenso bekam auf seine Veranlassung ein Redakteur 25 aufgezählt und mußte dem Obersten von Kleist den Empfang der Hiebe noch dankend quittieren."

Nicht etwa, daß in Preußen allein damals der Stock geherrscht hätte. Viel schlimmer noch war es zuweilen in den kleinen Staaten. Herzog Karl von

Württemberg z. B. hatte für sein Machtbereich das Gebot ausgehen lassen, daß jede Schildwache als Repräsentant der von Gott geordneten fürstlichen Gewalt anzusehen und demgemäß auch in ehrerbietigster Weise von jedem Vorübergehenden, weß Standes er auch sei, gegrüßt werden müsse. Noch 1783 erhielt ein Kammerrat — also ein hoher Beamter —, der diesem Gebot, vielleicht aus Unachtsamkeit, nicht Folge gegeben hatte, von dem die Wache habenden Leutnant von Böhnen alsbald 25 Stockprügel aufgezählt. Wie mochte es da erst den im Heere des Herzogs dienenden gemeinen Soldaten ergehen! Ganz gewiß viel schlimmer als den preußischen Grenadieren unter dem großen König.

Es wäre indes durchaus falsch, wollten wir die Ausübung der Disziplin im altpreußischen Heere lediglich in der damals allerdings haarscharf gehandhabten Prügelstrafe suchen. Die Vorstellung, daß hierin im wesentlichen bestanden habe, was man für dieses Heer unter Disziplin verstand, ist freilich weit verbreitet. Als 1806 die Katastrophe von Jena über Preußen hereingebrochen war, fühlte sich eine große Schar von Kritikern berufen, ihr Urteil über das unterlegene Heer abzugeben. Die große Menge urteilt immer nach dem Erfolge. So war es auch hier. Darum mußte das Urteil ein hartes sein. Das preußische Heer hatte nicht gesiegt, darum taugte es nichts. Alles an ihm war schlecht; natürlich auch die Disziplin. Man trug Beispiele herbei, um ein Bild in recht schreienden Farben zusammenzustellen. War auch keineswegs alles wahr oder nur in vereinzelten Fällen nachzuweisen, es wurde doch verwendet. In fast alle Darstellungen jener Zeit ging es über und wurde als verbürgte Thatsache hingenommen.

So findet sich, auch von wirklich ernsten Geschichtsschreibern vorgetragen, noch heute fast allgemein das harte Urteil über das preußische Heer von 1806*).

Und doch war die Disziplin unter den preußischen Fahnen 1806 eine vorzügliche. Wie sie zu Zeiten des großen Königs war, so war sie auch noch damals; ja vielleicht in vielen Beziehungen sogar besser. Folgende Beispiele mögen das näher beleuchten. Im Jahre 1757 in der Schlacht bei Breslau erhält das Regiment von Lestwitz die Aufgabe, das Dorf Kleinburg zu nehmen. Oberst von Klitzing läßt während des Avancierens chargieren, denn seine Bataillone werden aus Kleinburg beschossen. Die Mannschaften schlagen aber nicht so an, wie es der Oberst von ihnen vom Exerzierplatz her gewohnt ist. Da läßt Oberst v. Klitzing erst mehrmals absetzen, bis endlich der Anschlag so ist, wie er ihn verlangt, d. h. wie ihn eben seine Leute auf dem Exerzierplatz gelernt haben. Nicht die mindeste Unordnung reißt ein, nicht ein Mann schießt vor. Da hat also der Kommandeur seine Leute völlig in der Hand. Sie sind gut erzogen. In ihnen steckt Disziplin. Und sie war auch während der Rheinkampagne in

*) Erst in neuester Zeit ist doch eine andere Auffassung — die richtigere — zur Geltung gekommen. Es ist das wohl vornehmlich dem auch von uns vielfach herangezogenen Buche „Roßbach und Jena“ des Generals v. d. Goltz zu danken. Das auf fleißigstem Quellenstudium beruhende Werk legt die inneren Verhältnisse des Heeres von 1806 offen dar. Auch die vielen und großen Schäden, an denen es krankte, werden keineswegs verdeckt; aber auch das Gute wird hervorgehoben, und gerade das war bisher nur zu sehr versäumt worden. Wer dieses Buch gelesen hat, wird sein vielleicht von der Schule her gewonnenes Urteil ganz gewiß ändern.

den Truppen vorhanden. Bei Kaiserslautern (1794) halten Rüchels drei Bataillone Tritt, als sie in Karrés vorgehen, obgleich zahlreiche Kanonenkugeln rings umher einschlagen. Auch hier hat also der Kommandeur seine Leute völlig in der Hand. Ebenso ist es 12 Jahre später bei Auerstädt. Hier läßt der Kommandeur des Regiments Wartensleben seine Leute eine ganze Strecke weit rückwärts richten, um eine Deckung zu gewinnen, da das feindliche Feuer zu furchtbar wütet. Bei sprungweisem Zurückgehen hätte die Truppe dem Feinde den Rücken zugewendet; vielleicht wären einzelne dann nicht mehr zu halten gewesen; der Anblick eines einzigen fliehenden Soldaten konnte verhängnisvoll werden. Der Kommandeur ist seiner Leute sicher, er hat sie völlig in der Hand; darum wählt er diese Art des Zurückziehens, die gewiß oft als völlig nutzlose Quälerei verspottet worden war. Sie war es nicht, denn sie förderte die Disziplin. Kurz vor der Schlacht bei Jena hungerten die Preußen lieber, als daß sie sich der Kartoffeln in den Aeckern, auf denen sie lagerten, bemächtigten, ließen auch ihre Pferde Hunger leiden, weil die Erlaubnis, den in Jena reichlich vorhandenen Hafer zu verwenden, noch nicht aus Weimar angelangt war. So wenig dieses Verhalten zu billigen ist, so legt es doch Zeugnis ab von der Höhe, auf der die Disziplin im altpreußischen Heere stand.

Daß zu Zeiten Friedrichs II. die Strenge des obersten Kriegsherrn wie ein schweres Verhängnis auf allen Offizieren, hohen und niederen, lastete, ist bekannt. Sehr hart verfuhr der König mit Offizieren, die grausam gegen Untergebene waren. Der Kriegsartikel, der besagte: „kein Offizier soll sich beykommen lassen, einen Soldaten mit Fäustenschlägen ins Gesicht, noch auch mit Stockschlägen auf die Schienbeine und Lenden, oder mit anderen unanständigen Strafen und Ausdrücken zu mißhandeln", stand nicht blos auf dem Papier. Der Uebertreter kam in den ersten beiden Fällen auf Festung, beim dritten Mal wurde er kassiert.

Schon hierdurch war eine humane Behandlung der Soldaten gewährleistet, wenn natürlich auch Uebergriffe vorkamen.

Streng wurde auch seitens der hohen Offiziere auf Disziplin bei den Kapitäns und Subalternen gehalten. Ihnen gegenüber kamen Zuchtmittel der Chefs und Kommandeure nicht selten zur Anwendung. Sie bestanden in längerem oder kürzerem Arrest auf der Wache. In größeren Garnisonen soll das Arrestlokal für die Herren Offiziers nur selten unbesetzt gewesen sein. Ja, der Offizier mußte gewärtig sein, daß ein Vorgesetzter ihn durch einen Unteroffizier und zwei Mann über die Straße in den Arrest führen ließ, und das auch dann, wenn es sich nur um ein geringes Vergehen handelte, vielleicht einen Fehler beim Exerzieren! Jedenfalls kam der Offizier in Arrest, sobald gegen ihn eine Untersuchung begann, mochte die Beschuldigung bewiesen sein oder nicht. Und wehe ihm, wenn er wirklich Unrecht begangen hatte! Da gab es lange Festungshaft oder gar Uebergehen im Avancement. Und wenn das in vielen Fällen eigentlich keine Strafe war, weil auf Beförderung doch keine Aussicht vorhanden, so drohte doch in schweren Fällen Entlassung aus dem Dienst oder Kassation ohne Abschied, unter Umständen verbunden mit öffentlicher Beschimpfung oder Infamie.

Hart war auch die Disziplin, die über dem künftigen Offizier, dem Junker, schwebte. Ließ er sich einen Verstoß zu schulden kommen, so erhielt er die Fuchtel, das heißt, er wurde mit der flachen Degenklinge durchgeprügelt. Es

waren die Kleinigkeiten des täglichen Dienstes, bei denen diese Mittel fleißig zur Anwendung gebracht wurden; denn ohne langwieriges Verfahren war hierzu der Vorgesetzte ohne weiteres berechtigt. Etwas Entehrendes wurde in dieser Strafe nicht gesehen — im Gegenteil, die Fuchtel war eigentlich ein Vorzug, dessen sich der Junker und der Unteroffizier vor dem Gemeinen zu erfreuen hatte, da doch dieser statt der Fuchtel den Stock zu fühlen bekam. Die größere Humanität, die unter Friedrich Wilhelm II. und durch unabläßiges Bemühen auch unter seinem Nachfolger bei den Strafen zur Anwendung kam, zeigt die Fuchtel als das mildeste Mittel körperlicher Züchtigung in der Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Krieges von 1806 auch den Gemeinen gegenüber angewendet. Mancher Regimentschef hatte überhaupt den Stock abgeschafft; an seine Stelle war die Fuchtel getreten. So war es beim 1. Bataillon Garde. Hier erhielten bei einer Kompanie von September 1805 bis Ende 1806 im ganzen fünfundzwanzig Grenadiere Fuchtelhiebe, welche vom Chef als Disziplinarstrafe verfügt worden waren. Die meisten dieser Bestrafungen beschränkten sich auf 3—4 Hiebe mit einer dazu eigens bestimmten Degenklinge. Selten kommen 6—8, einmal 10, zweimal 12, nur einmal 24 Fuchtelhiebe vor. Das war also nicht schlimm.

Härter war es, wenn der gewichtige Rohr- oder Haselnußstock des Unteroffiziers sein Wörtlein sprach. In Hamm scheint besonders scharf mit ihm gearbeitet worden zu sein. Eylert erzählt, der dortige General habe ein scharfes Auge für das kleinste Versehen jedes einzelnen Soldaten gehabt; er habe dann gewöhnlich den Namen des Missethäters mit dem Zusatze: „Du Hund! — warte nur!“ laut gerufen; der Getadelte hätte dann schon gewußt, was seiner wartete. „Denn nach beendetem Exerzitium,“ so berichtet unser Gewährsmann, „ließ jeder Kapitän vor dem Hause, das er bewohnte, eine Kompanie vor- und antreten, und nachdem kommandiert: „Augen rechts! das Gewehr bei Fuß!“ ging das Prügeln an und los. Nicht nur der vom General Notierte, Jeder, der entweder einen zu kurzen Schritt gemacht, oder das Gewehr nicht genug angezogen, oder mit dem Ladestock nicht auf die Minute gekommen und sich dadurch den Unwillen des Hauptmanns zugezogen, mußte vortreten. Zur Seite standen ein oder auch zwei Unteroffiziere; sie knöpften den Spanischen Rohrstock los und zählten 10, 20, 30, 40, auch wohl 50 derbe Hiebe auf, die der Herr Kapitän diktiert hatte. Alle Gemißhandelten krümmten sich vor Schmerz, Viele wurden ohnmächtig, das laute Geklatsch drang in die Häuser, es schallte über die Straßen und wurde verstärkt durch eine ähnliche Exekution, die in der Nähe stattfand. Unmittelbar an die Wohnung meiner Eltern auf der Oststraße grenzte das Nachbarhaus, in welchem der Hauptmann von S. wohnte, wir hatten also das Prügeln ein paarmal die Woche gerade vor der Thür; meine sanfte Mutter, die es nicht hören konnte, lief jedesmal weg, und als sie Vorwort bittend einmal einlegte, sagte der sonst gutmütige Hauptmann ganz gleichgiltig: „Das Prügeln gehört zur Sache und muß sein.“ Man kannte es nicht anders; aber man hatte davor einen natürlichen Abscheu.“

Eine andere harte Strafe jener Zeit war das Krummschließen. Dem Uebelthäter wurden die Handgelenke fest an die Fußknöchel gebunden, und in

dieser unnatürlichen Lage mußte er nun längere oder kürzere Zeit verbringen. Um die Qual zu verschärfen, wurde der Unglückliche auf scharfe Latten gelegt. Freytag weiß zu erzählen, daß Junker und Unteroffizier in dieser Verfassung sogar an die Säule gehängt wurden, was ihnen aber die Ehre nicht gemindert habe. Da mag dann wohl den Gemaßregelten jedes Fleckchen am Körper arg geschmerzt haben. Natürlicherweise konnte die Strafe nur auf Stunden bemessen werden. Sie hatte vor dem längeren Arrest, bei dem der Sträfling, mit Leidensgefährten vereint, dem Nichtsthun überlassen war, den großen Vorzug, daß sie schnell beendet war, den Dienstbetrieb also nicht störte, und daß der Verurteilte, aber vielleicht noch zu Bessernde, nicht durch sein Zusammensein mit Unverbesserlichen noch schlechter gemacht wurde. Kein Geringerer als Boyen erklärt sich besonders aus diesen Gründen sehr für solche Art der Bestrafung.

Eine Strafe, die noch in der friederizianischen Zeit Anwendung fand, später aber abgekommen zu sein scheint, war das Reiten auf dem hölzernen Esel. Auf dem Markte in Hamm stand ein solches Ungetüm neben der für Verbrecher aus dem Zivilstande bestimmten Staupsäule mit Halseisen und Kette. „Dieser Esel hatte einen mit Eisen beschlagenen spitzen, einschneidenden Rücken, und es that nicht nur wehe, auf demselben zu sitzen, sondern sie wurde auch empfindlich, solche Strafe, durch den damit erlittenen Schimpf.“ Der General in Hamm ließ diese Strafe später nicht mehr in Kraft treten, geleitet von dem richtigen Gefühl, daß der Soldat nicht dem öffentlichen Hohn der Bevölkerung ausgesetzt werden dürfe.

Eine seltener verhängte Strafe war die Fortschaffung mit dem W. über die Grenze oder Einsperrung in eine öffentliche Arbeitsanstalt. Es war wohl besonders die immer schwieriger sich gestaltende Werbung, die es mit sich brachte, daß diese früher häufigere Strafe später kaum noch vorkam. Es war eben zu schwierig, Menschen zu bekommen, darum wurde dieses Fortschaffen nur in ganz verzweifelten Fällen angewendet. Wurde nämlich ein Ausländer, nachdem er wiederholt bestraft war, ohne daß er sich gebessert, endlich für „inkorrigibel“ erkannt, so wurde ihm, um erneute Anwerbung zu verhindern, ein W. auf den Rücken gebrannt und der so Gekennzeichnete über die Grenze gebracht.

Viel barbarischer als alle bisher erwähnten Strafen war aber das Spießrutenlaufen. Es war ein Ueberbleibsel der Landsknechtszeit. Die Landsknechte hatten das Recht ausgeübt, denjenigen Kameraden, dem man Begnadigung nicht gewähren wollte, selbst vom Leben zum Tod zu bringen. Das geschah, indem der Verurteilte die Gasse der gegen ihn gerichteten Spieße entlang laufen mußte. Als das Feuergewehr die Hauptwaffe der Soldaten geworden war, traten an die Stelle der Spieße die Ruten. Die früher natürlich in jedem Falle den Tod bringende Strafe hatte nunmehr diese Folge nicht jedesmal. Darum erhielt sie ihre verschiedenen Grade. Sie hat im preußischen Heere bis an die Schwelle der neuesten Zeit bestanden und ist fleißig ausgeübt worden. Erst durch die am 3. August 1808 von Königsberg aus erlassenen Kriegsartikel wurde sie abgeschafft.

Das Verhängen der Spieß- oder Spitzruten, auch Gassenlaufen genannt, erfolgte standrechtlich. Das Verfahren dabei war meistens ein kurzes. Oft fand schon eine halbe Stunde nachdem das Urteil verkündet war, die Exekution statt. Ihr Vollzug ist mehrfach geschildert worden. Uebertrieben ist es sicher nicht, was wir bei Bischof Eylert, dem sich die als Kind empfangenen Eindrücke gewiß fest eingeprägt haben, folgendermaßen lesen:

„Nach abgehaltener Parade stellt sich das ganze Regiment, das Gewehr bei Fuß im linken Arm, Mann bei Mann, mit dazwischen stehenden Offizieren, Feldwebeln und Unteroffizieren, in eine enge lange Gasse. Durch dieselbe, vom Anfange bis Ende, ging vorweg in einer hechtgrauen Uniform, mit grünen Klappen und Kragen, der Profoß des Regiments, ein stämmiger, kleiner, infamer Kerl mit einem boshaften Gesicht. Um den Leib hatte er einen dicken Bund geknüpft; aus demselben zog er in Salz getränkte lange Ruten von Birken und Haselnußstauden und gab jedem in der Gasse stehenden Soldaten eine, oft zwei, bis er sein Werk mit den gewöhnlichen Worten: „Die Ruten sind fest und gut" vollendet. Am Anfange und Eingange der Gasse stand der Delinquent mit fest gebundenen, emporstehenden Händen; seine Füße waren mit Ketten und eisernen Bändern so gefesselt und zusammengeschnürt, daß er zwar gehen, aber langsam, nur im kurzen Schritt gehen konnte. Der nur übergeworfene Rock oder Wachmantel wurde ihm abgenommen, das Hemd herabgelassen und an den Beinkleidern befestigt, so daß ihm Brust und Rücken gänzlich bloß waren. In den Mund zwischen die Zähne wurde ihm eine bleierne Kugel gelegt, damit er an ihr den Schmerz verbeißen und die Zunge nicht abbeißen möchte. Der Regiments-Auditeur las laut, so daß alle es hören konnten, das Urteil des Kriegsgerichts, das begangene Verbrechen und die wohlverdiente Strafe vor. So stand der Sträfling da, gebunden an Händen und Füßen. Er blickte in die enge Gasse, durch die er mußte, auf und ab und ab und auf. In den Händen seiner Kameraden erblickte er die langen Ruten, mit welchen er gepeitscht werden sollte; und sein Blick war, je nachdem sein Temperament, bald wehmütig, bald zornig, gewöhnlich aber wild. Dann trat ein Unteroffizier vor ihn, mit vorgehaltenem Sponton, damit der Gehauene nicht zu rasch gehe; und damit er nicht zu langsam schreite und auf der Bahn bleibe, gingen noch zwei Unteroffiziere mit eben solchen Spießen hinter ihm, und so wie jener ab- und zurückhielt, so stießen und stachelten diese. Auf Kommando: scharf und kräftig aufzuhauen, wirbelte die leiser und lauter tönende Trommel; der Verurteilte trat seinen Schmerzensgang an, und sein Rufen um Erbarmen übertönte die Trommel, wenn die peitschenden Ruten umschlugen und sich an den Haaren auf der nackten Brust so verwickelten, daß sie Stücke Fleisch mit herausrissen. Der Kommandeur des Regiments aber ritt auf und ab hinter der Gasse und rief in das Wirbeln und Brüllen hinein: „Will der Kerl wohl besser hauen! Wart!" Oder: „So ist es recht!""

Es muß ein furchtbares Schauspiel gewesen sein, wenn ein auf diese Weise Gemißhandelter unter den Schlägen zusammenbrach, sich aufraffte, aber nur, um nach wenigen Schritten blutüberströmt wieder niederzusinken! Oder, wenn er, zum Weiterschreiten unfähig, an einen Pfahl gebunden wurde, und die Kameraden nunmehr an ihn herantraten, ihm ihre Schläge zu versetzen. Es war nicht selten,

daß ein Missethäter nach vollendetem Gassenlaufen im Sarge als Leiche vom Platz getragen wurde. Und diese Art zu strafen war keineswegs selten; noch 1786 sollen zwei Drittel aller in Berlin dienenden Ausländer das Spießrutenlaufen bereits kennen gelernt haben; mancher hat es gewiß öfter in seiner Dienstzeit durchgemacht.

Nach den Bestimmungen sollte übrigens nicht, wie Eylert erzählt, das ganze Regiment die Strafe vollziehen, sondern die auf 200 Mann verstärkte Wachtparade. Zum Zeichen des Beginnens der Exekution wurde das Gewehr präsentiert.

Die Melodie, nach der der Delinquent laufen mußte, stammte noch aus der Landsknechtszeit; man legte ihr, wenn es sich — wie wohl meistens — um Desertion handelte, den Text unter: „Warum bist Du fortgelaufen, darum mußt Du Gassen laufen, darum bist Du hier.“ Das sechsunddreißigmalige Laufen nannte man „auf Leben und Tod“. Es gab Naturen, die auch das überstanden und nach einigen Wochen völlig wieder hergestellt waren.

Wundern muß man sich eigentlich darüber, daß die Soldaten auf ihre armen Kameraden so furchtbar losschlugen. Sie wurden hierzu freilich unablässig gemahnt; aber sie hätten es doch milder einrichten können.

Hauptsächlich war es die Desertion, für die die harte Strafe des Spießrutenlaufens Anwendung fand. Erwies sich ein Deserteur als unverbesserlich, so wurde er enthauptet. Hinrichtungen wegen fortgesetzter Desertionen waren nicht gar zu selten. Nach Eylerts Angabe waren in Berlin und Spandau mehrere Scharfrichter angestellt.

Spießrutenlaufen war natürlich eine Strafe auch noch für andere Vergehen als blos die Desertion. Die Kriegsartikel von 1787 besagten, „wer im Dienst besoffen ist, soll mit sechs-, acht- bis zehnmaligem Gassenlaufen nach Beschaffenheit der Umstände bestraft werden“. „Besoffenheit außer Dienst“ dagegen ist nur als eine Schwachheit zu betrachten, die dem Schuldigen in nüchternem Zustande nur verwiesen werden soll. Diebstahl und sonstige schwere Vergehen wurden natürlich ebenfalls mit Spießruten bestraft. Für Unteroffiziere trat statt sechs- bis zehnmaligen Gassenlaufens zunächst Degradation. Höhere Bestrafungen erlitten sie dann gleich den gemeinen Soldaten.

Standrechtlich durfte nur auf 20maliges Laufen erkannt werden. Urteile „auf Lebens- oder Festungsstrafe“ bedurften der Bestätigung des Königs, die übrigen mußten von den Chefs oder Kommandeuren bestätigt werden. Ausdrücklich wird eingeschärft, daß beim Gassenlaufen darauf zu achten ist, daß der Verurteilte nicht zum ferneren Dienst untauglich wird oder gar stirbt. Es scheint aber doch nicht selten vorgekommen zu sein, daß Soldaten zu Tode gepeitscht wurden, oder an den Folgen des Spießrutenlaufens starben.

Kaum glaublich will es uns heut erscheinen, daß die Kriegsartikel von 1797 noch die Strafe des Verbrennens festsetzten. Ein Soldat nämlich, der aus Bosheit in Kriegszeiten die eigenen Magazine in Brand steckt, soll lebendig verbrannt werden. Wird ihm indes seine Absicht leid und er trägt dazu bei, daß die Magazine nicht verbrennen, so wird er mit dem Schwert gerichtet und der Körper verbrannt. Wahrscheinlich ist die hier angedrohte Strafe nie vollzogen worden; aber in Kraft waren diese Bestimmungen eigentlich doch noch in das 19. Jahrhundert hinein; denn erst 1808 wurden sie aufgehoben und durch andere — natürlich viel mildere — ersetzt.

Es wird nicht ganz leicht sein, sich ein abschließendes Urteil über die Disziplin im altpreußischen Heere zu bilden, weil eben gerade die hierfür in Betracht kommenden Verhältnisse je nach der Art und Weise des Kommandeurs und auch nach der Beschaffenheit der Unteroffiziere und Soldaten in den einzelnen Regimentern verschiedene waren. Genau so wie es noch heute ist. Manche Truppe, die verwahrlost und ohne Disziplin erscheint, wird anders durch einen neuen Kommandeur, dessen Persönlichkeit das in kurzer Zeit erreicht, was vorher zahlloses Strafen nicht zuwege bringen konnte.

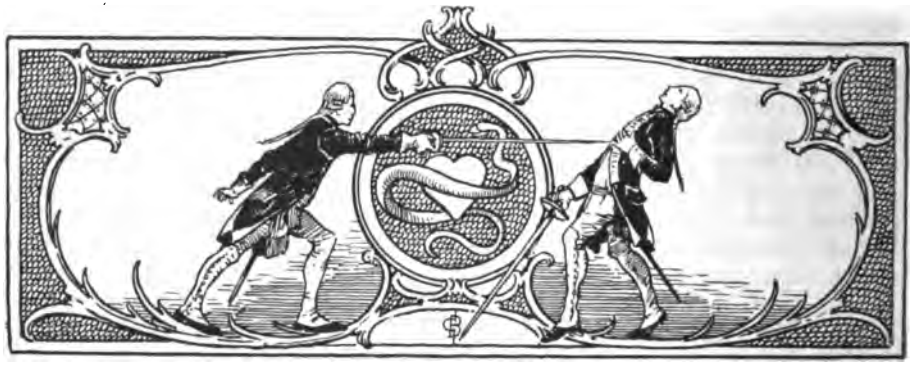
Bei der großen Menge der Offiziere mag wohl damals die Ansicht gegolten haben, daß Schimpfen und Prügel eine unerläßliche Notwendigkeit seien, um die oft freilich unglaublich rohen und verwilderten Ausländer zu dressieren und zur Ordnung zu erziehen. Einzelne, an hervorragender Stelle stehende Männer im Heere suchten wohl dieser Ansicht entgegen zu treten, wie besonders Möllendorff. Er sagte schon 1786 in einem Parolebefehl: „Der König hat keine Schlingel, Canaillen, Hunde und Kropzeug in seinen Diensten, sondern rechtschaffene Soldaten, was auch wir sind, nur daß uns das zufällige Glück höhere Chargen gegeben." Aber freilich, die große Mehrzahl der Offiziere stand auf anderem Standpunkt.

Auch hier ist es vor allem wieder unser vortrefflicher Yorck, der das Richtige traf. Wir lesen hierüber bei Droysen: „Ausdrücklich wird es bezeugt, daß Yorck diese Mittel körperlicher Züchtigung äußerst selten, auf dem Exerzier- und Paradeplatz nie, anwenden ließ. Allerdings war er streng, forderte viel; aber er verstand es, in seinem Bataillon ein soldatisches Ehrgefühl zu wecken, das, indem es den einzelnen Mann erhob, der Disziplin ganz andere und wirksamere Handhaben bot, als die brutalsten Körperstrafen je gewähren konnten. Als einmal bei der Revue vor dem Generalinspekteur ein altgedienter Füsilier bei der gewöhnlichen Chargierung den Ladestock fallen ließ, und der Inspekteur, den bei solchem Gräuel ein wahrhaftes Schaudern befiel, exemplarische Strafe forderte, — da diktierte Yorck dem armen Teufel, eine Zeit lang bei dem langweiligsten Unteroffizier des Bataillons nachzuexerzieren, zum größten Ergötzen seiner Kameraden. Die sicherste Probe für den Geist des Bataillons gab es, daß Desertionen, an denen die Garnisonen überall krankten, hier (es handelt sich um das Städtchen Johannisburg in Ostpreußen) in der völlig offnen, mit Wald und Wildnis umgebenen Stadt gar nicht vorkamen; das Vertrauen, das den Leuten geschenkt, die größere Freiheit, die ihnen gewährt wurde, weckte ihre Anhänglichkeit und ihr Ehrgefühl in dem Maße, daß die Entlassung vom Bataillon zur Strafe wurde."

Mehr und mehr sah man ein, daß vor allem das Ehrgefühl geweckt werden müsse, die Disziplin zu fördern. Das tritt auch darin zu Tage, daß bei der letzten Aenderung der Kriegsartikel vor dem Untergange des alten Heeres (1797) der Verlust der im Kriege wegen Wohlverhaltens erworbenen Verdienstmedaille als eine zwölfmaligem Gassenlaufen gleich zu achtende Strafe festgesetzt wird. Man ließ also eine Ehrenstrafe an Stelle einer körperlichen eintreten; ein Weg, den besonders Boyen schon früher empfohlen hatte.

Jene Zeit vor 100 Jahren war rauh. Ein scharfer Wind wehte darum ganz natürlicherweise auch durch alle Teile des preußischen Heeres. Ist auch dieses Heer 1806 unterlegen, so doch nicht die Disziplin. Sie ließ Preußens Soldaten dem überlegenen Feinde bei Jena neun Stunden hindurch tapfer

Stand halten, so daß sie dem Feind den Sieg sehr sauer machten und ihn statt an 45 000 Mann, die ihm thatsächlich gegenüberstanden, an 80 000, ja an 100 000 glauben ließen. Hat doch das Korps Davousts allein 270 Offiziere und 7000 Mann eingebüßt. Die Disziplin ließ eine unverhältnismäßig große Zahl von Offizieren ihre Pflichttreue und Tapferkeit mit dem Tode besiegeln — fielen doch an jenem 14. Oktober 19 Generale und 540 Offiziere. — Sie ist nicht untergegangen, sie ist als schneidigste Waffe aus dem alten Heer ins neue herübergenommen worden. Und sie wird unter schwierigen Verhältnissen — man denke besonders an die kurze Dienstzeit von heut — treu gehegt und gehütet. Ist vielleicht einmal ein Feind an Bewaffnung und Zahl der Truppen uns Preußen überlegen, an Disziplin wird er es gewiß niemals sein.



IX.

Der Zweikampf.

Das Friedensleben in den altpreußischen Garnisonen war nicht immer auch ein friedliches. Echt menschlich ist es doch, daß auch die besten und treuesten Kameraden — „Offiziers, Unteroffiziers und gemeine Soldaten" — gelegentlich einmal miteinander in Streit geraten. Wie hätte es wohl in jenen Zeiten anders sein sollen? Der Wein, die Weiber, das Spiel hatten auch im Soldatenleben jener alten Tage ihre Stätte, erhitzten die Köpfe, erregten das junge Blut, stachelten die Leidenschaften an. Da ward ein Wort schnell gesprochen, das bei ruhiger Ueberlegung wohl kaum dem Gehege der Zähne entflohen wäre. Es traf den Gegner vielleicht an dem Punkte seines Wesens, der bei der leisesten Berührung zuckte, das war die Ehre. Ein Wort gab das andere. Der Streit war da, eine Beleidigung geschehen; der Riß klaffte, nur Blut — das war nun einmal die Anschauung, die in den Kreisen der Offiziere Seiner Majestät von Preußen damals Geltung hatte — konnte hier die Ehre wieder herstellen; sei es, daß dieser ganz besondere Saft der Todeswunde des Gegners oder der eigenen entströmte.

Der Zweikampf ist eine feststehende Sitte im Heere, seit es ein brandenburgisch-preußisches Heer giebt. Das kann nicht geleugnet werden. Ob er aber ein fremdes Gewächs auf deutschem Boden, eine französische Pflanze, die früher in den Ländern deutscher Zunge nicht geblüht hatte, wie uns Professor von Below*) im Gegensatz zu den Ausführungen des Generals von Boguslawski**) glauben machen will, lassen wir dahingestellt. Fremd ist es dem deutschen Wesen doch ganz gewiß nicht, mit den Waffen für die eigene Ehre einzutreten.

Die wilden Zeiten besonders des dreißigjährigen Krieges waren jedenfalls dem Waffengebrauch günstig gewesen. Besonders häufig mochte es noch während und nach diesem Kriege auch zum Zweikampf gekommen sein. Auch unter den Gemeinen ward er üblich. Und solche Kämpfe kehrten sich nicht an den Friedensschluß der Mächte. Standen doch ganz naturgemäß in jenen Zeiten Gesetz und Recht auf schwachen Füßen. Denn wo war die Macht, die dem Recht Geltung

*) Das Duell in Deutschland, Kassel 1896.
**) Die Ehre und das Duell. Berlin 1896.

verschaffen konnte? Da blieb eben oft kein anderer Weg als Gewalt, wollte einer zu seinem Recht kommen. Diese Anschauung übertrug sich ganz natürlich auf die persönlichen Händel und Streitigkeiten besonders unter denen, die im Kampf und Führen der Waffen ihren Lebensberuf sahen. So findet denn die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts den Zweikampf als weit verbreitete Sitte; ja er ist so fest verwachsen mit soldatischer Anschauung, daß man ihn als geheiligten Brauch ansieht, ohne den ein Offizierkorps gar nicht bestehen kann.

Ganz natürlich also, daß das im 17. Jahrhundert seinen Anfang nehmende brandenburgische Heer ihn in seine Sitte aufnahm. Und so findet er sich denn, wie zu Zeiten des großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelms I., so auch in denen König Friedrichs II. und seiner Nachfolger, und er ist bis heute aus dem Heer nicht verschwunden und wird wahrscheinlich immer in ihm vorhanden sein.

Der Zweikampf — das sei festgestellt — ist nicht blos in der uns besonders interessierenden Periode bei denen zu finden, die unter preußischen Fahnen dienen; aber er ist in diesen Zeiten eine ganz besonders häufig vorkommende Erscheinung. Das lag in den Verhältnissen. Gering war damals die Bildung des Offiziers; rauh waren seine Sitten. Den Kreisen, aus denen der Offizier hervorging, war darum natürlich das feinere Gefühl dafür, daß der Zweikampf mit dem christlichen Sittengesetz nun einmal nicht zu vereinigen, durchaus fremd. Christentum und Frömmigkeit trugen damals das Gepräge ihrer Zeit; auch sie waren rauh. Die große Menge der preußischen Offiziere von damals hielt nach dem Muster des bibelfesten Königs Friedrich Wilhelms I. fest an Gebet, Gottesdienst und regelmäßiger Abendmahlsfeier, aber einen wirklich veredelnden Einfluß auf die überkommenen Sitten ließen sie die christliche Religion nicht gewinnen. Darum mag wohl ein Nachdenken über den Zweikampf unter den Trägern des Spontons damals nur selten vorgekommen sein. Der Zweikampf — das war die allgemeine Anschauung — gehörte eben zum Soldaten. Mit Stolz erzählte der Vater von den Zeiten, in denen er als Leutnant seine Ehre mehr als einmal mit dem Säbel verteidigt hatte. Vielleicht nahm der Alte es nicht gar zu genau mit der Wahrheit; vielleicht hatte er dieselbe Sache schon so oft erzählt, jedesmal wohl auch etwas hinzugefügt, daß aus einem wahrscheinlich so gut wie unblutigen Kampfe deren ein halbes Dutzend und mehr geworden waren, bei denen das Blut in Strömen geflossen war. Jedenfalls war das eine herrliche Zeit gewesen; das jetzige Geschlecht reichte jenem einstigen nicht das Wasser. Da faßte der Junker ganz natürlich den Vorsatz, dem Alten es einst nachzuthun, wenn er erst als Fähnrich dazu gelangt wäre, sich als Offizier Seiner Majestät von Preußen fühlen zu dürfen.

Die in solcher Lebensluft aufgewachsenen, mit des Vaters Anschauungen in ihrem Fleisch und Blut ins Regiment kommenden Junker boten natürlich den besten Nährboden für das Gedeihen des Zweikampfes. Und er gedieh in den Zeiten, da das ewige Einerlei des Dienstes nicht durch einen Krieg unterbrochen wurde. Ein frischer fröhlicher Zweikampf war hie und da notwendig, um der tötlichen Langeweile zu begegnen. Es gab doch Stoff für die Unterhaltung.

Streng festgelegt waren die Regeln, die beim Kampf zu beobachten waren. „Das Duell der Preußen", sagt Freytag, „hatte damals noch fast ganz die Gebräuche des dreißigjährigen Krieges: mehrere Sekundanten, die Zahl der Gänge bestimmt, man kämpfte zu Pferde auf ein Paar Pistolen, zu Fuß mit dem Degen;

vor dem Gefecht gaben die Gegner einander die Hand, ja sie umarmten sich und verziehen im voraus ihren Tod; wer fromm war, ging vorher zu Beichte und Abendmahl; kein Stoß durfte geschehen, bevor der Gegner imstande war, den Degen zu gebrauchen; wenn der Gegner zu Boden stürzte oder entwaffnet wurde, war Großmut, Pflicht; noch kam vor, daß, wer tötlichen Ausgang wollte, seinen Mantel ausbreitete, oder wenn er — wie die Offiziere seit 1710 — keinen Mantel trug, vielleicht mit dem Degen ein viereckiges Grab auf den Boden zeichnete. Der Versöhnung folgte sicher ein Gelage."

Alle Berichterstatter über die inneren Verhältnisse des preußischen Heeres aus jener Zeit sind darin einig, daß die Duelle sehr zahlreich waren. So häufig allerdings wie im französischen Heere waren sie nicht. Kam es doch noch bei der Napoleonischen Armee in Spanien vor, daß sich die Offizierkorps zweier Regimenter forderten, und daß nur ein Marschbefehl des Marschalls Suchet für das eine dieser Regimenter diesem Massenduell vorbeugte. Derartige Verhältnisse sind im preußischen Heere natürlich nie zu beklagen gewesen. Denn ein Uebel haben die brandenburgisch-preußischen Herrscher in den zahlreichen Duellen stets gesehen. Schon darum, weil die häufigen Zweikämpfe durch Tod, Verstümmelung oder auch durch die notwendige Bestrafung des einen oder beider Ueberlebenden das Heer tüchtiger Offiziere beraubten, mußten sie möglichst beschränkt werden. Denn gerade die tüchtigsten Offiziere, die eben streng auf ihre Ehre hielten, kamen wohl, auch wenn sie keineswegs Raufbolde waren, in die Lage, mit Pistole oder Säbel einem Gegner entgegentreten zu müssen. Die Stellung der einzelnen Herrscher gerade in diesem Punkte ist freilich sehr verschieden. Schon im „Churfürstlich Brandenburgischen Kriegs-Recht oder Articuls-Brieff" von 1656, zur Aufrechterhaltung der Disziplin vom Kurfürsten erlassen, wird der Zweikampf berührt. Die Strafen sind streng; denn es heißt in Titel 9 Artikel 50: „Wer mit einem andern in Zwist geräth und Secunden erbittet, der sol am Leben, die Beystände aber gleich den Rebellen gestraffet werden." Freilich war die Ausführung nicht derartig schroff, denn als 1678 des Kurfürsten Adjutant von Buch mit dem Kammerjunker von Schlieben sich duelliert und diesen dann in einer Art von Notwehr erstochen hatte, schreibt ihm der Kurfürst, er habe keine „lâcheté" begangen, behielt ihn auch als Adjutanten.

Friedrich Wilhelm I. erließ schon am 12. Juli 1713, also bald nach seinem Regierungsantritt, neue Kriegsartikel; sie galten nur „vor die Unterofficirer und gemeine Soldaten". Auch hier ist der Zweikampf in Rücksicht gezogen; denn es heißt: „Mannschaften, die einander vorsetzlich und muthwillig zu einem Duell auszufordern sich gelüsten lassen", sollen bei vorkommenden Entleibungen gehängt, bei Verwundungen „mit ewiger Vestungs-Arbeit oder anderer harten Leibes-Straffe" bestraft werden. Wahrscheinlich sind unter den „Duellen" der Mannschaften Schlägereien und Raufereien zu verstehen, an denen es damals ganz gewiß nicht gefehlt haben wird.

Wie sehr dem Könige daran gelegen war, dem Duellunwesen zu steuern, geht daraus hervor, daß er noch vor Erlaß der Kriegsartikel das Duell-Edikt vom 6. August 1688 ergänzte und weiter ausführte. Er wendet sich hier scharf gegen „solche vermessentliche Duella"; die Notwehr wird aber ausgenommen und der Ehrenpunkt in folgender Weise berücksichtigt: „Wie denn auch, und damit der point d'honneur nicht gäntzlich negligiret, und Unsere Officirer ins Besondere

vom Commercio und Umgang anderer Leute von Ehr und Reputation nicht so gar excludiret seyn mögen", sollen die Offiziere zwar auch außerhalb Preußens Händel nach Möglichkeit vermeiden. „Wann sie aber, wie ofters zu geschehen pfleget, von andern Fremden, die nicht zugleich unsere Vasallen und Unterthanen wären, aus übermäßigem Kitzel und Muthwillen außer unserm Königreich und Landen an ihren Ehren touchiret, angegriffen, und also mit ihnen in Duell gerathen solten, solchenfalls wird zwar bey dergleichen unvermeydlichen Rencontres und Duellen der Verbrecher nicht als ein Duellant, jedoch, soferne dabey eine Entleibung geschiehet, pro ratione delicti, nach Disposition der gemeinen Rechte billig bestraffet, denn über vergossenes Menschen-Blut werden Wir niemals dispensiren, sondern es allein dem Rechtlichen Ausspruch überlassen."

Seinen gesunden Sinn und praktischen Blick für die ganze Sache bezeugte der König damit, daß er innerhalb Preußens durchaus für den Beleidigten eintrat, und den Beleidiger mit schweren Strafen belegte. Um die Duelle in möglichst vielen Fällen unnötig zu machen, setzte der König fest, daß der beleidigte Offizier das ihm zugefügte Unrecht „Uns oder Unseren hohen Kriegsoffizieren" anzeigen soll. Er werde dann jedem „gebührende und rechtmäßige Satisfaction verschaffen". Diese „Satisfaktion" besteht nach Artikel 11 darin, daß die Beleidigungen „entweder durch mündliche oder schriftliche Abbitte oder Entsetzung der Charge, Geldbuße, Gefängnis oder Landesverweisung, auch Verbietung des Degens" u. s. w. gestraft werden.

Aber trotz alledem waren die Duelle auch unter Friedrich Wilhelm I. ein Uebel, über dessen häufiges Vorkommen viel geklagt wird. Recht bezeichnend für diesen Herrscher ist es, daß er zwar als König den Offizier, der ein Duell verschuldet hatte, schwer bestrafte, und den, der einen Kameraden im Zweikampf getötet hatte, ganz gewiß mit dem Tode büßen ließ, und doch wieder, sich selbst so ganz als Offizier fühlend, beinahe selbst einen Zweikampf ausgefochten hätte. Im Tabakskollegium sah der König die Versammelten durchaus als seine Kameraden an, wünschte auch, daß der Ton ein solcher war, wie er eben damals unter Kameraden üblich war; und der war nichts weniger als fein. Da fiel denn natürlich manchmal ein derbes Wort. So brauchte einst Friedrich Wilhelm ein Schimpfwort gegen den Major von Jürgas. Dieser — wohl schon trunken — sprang zornig auf und verließ mit den Worten: „Das sagt ein Hundsfott" die Gesellschaft. Der König erklärte sofort erregt, diesen Schimpf könne er nimmermehr auf sich sitzen lassen, das fordere Genugthuung, und er müsse solche mit der Pistole oder dem Säbel nehmen. Auf die lebhaften Proteste der Anwesenden fragt er denn schließlich ungeduldig, wie er denn sonst Genugthuung für seine beleidigte Ehre erhalten könne, und erst, als man ihm vorschlägt, daß Oberstleutnant von Einsiedel, der des Königs Stelle im Bataillon vertrat, für ihn eintreten könne, wird er wieder ruhig. Das Duell erfolgte auch thatsächlich, und Einsiedel erhielt eine Wunde in den Arm. Der König füllte ihm aber als Belohnung einen Tornister mit harten Thalern. Nichtsdestoweniger stand aber Friedrich Wilhelm durchaus auf dem Standpunkte, daß das Duell verwerflich sei. Wer gegen sein Duelledikt verstieß, erfuhr oft genug die ganze Härte der verhängten Strafe.

Besonders interessant ist uns natürlich die Stellungnahme des großen Königs gegenüber dem Zweikampfe. Friedrich II. wußte wohl zu beurteilen,

wie vortrefflich die von seinem Vater getroffenen Heereseinrichtungen waren. Im allgemeinen wurde auch nichts daran geändert. So behielt auch der Zweikampf seine Stelle. 1748 war es notwendig, eine „Ordre zur Erhaltung der Subordination bey der Armée" zu erlassen; da heißt es u. a.: „Wenn ein Officier von seinem Chef oder Stabs-Officier geschimpfet oder gar mit dem Stock von selbigem gedrohet würde, als wollte er ihn stoßen oder schlagen; So muß der Beleidigte Officier, so lange er im Dienst ist, stille dabey sein." Später erst durfte der Offizier Genugthuung fordern, was ihm jedoch bei 8jährigem Festungsarrest verboten war, wenn nur scharfe Worte gegen ihn gebraucht waren. Hatte er dabei den Degen gezogen, so erhielt er ewigen Festungsarrest; hatte er jemanden verwundet, so wurde er arquebusiert, war es im Dienst geschehen, „decolliret".

Daß der Philosoph in Friedrich II. ein Gegner des Zweikampfes war, ist ganz natürlich. Seine Schriften lassen darüber auch kaum einen Zweifel aufkommen. Gelegentlich der Erörterungen, als es sich um Erlaß des Allgemeinen Landrechts handelte, wurde darum auch der Erwägung Raum gegeben, ob nicht durch die Androhung strengerer Strafen und die Einführung von Ehrengerichten die Duelle abgeschafft werden könnten. Wie viel dem großen König daran lag, sie auszurotten geht auch daraus hervor, daß er den Gedanken aussprach, ein europäischer Fürstenkongreß müsse dahin übereinkommen, denjenigen einen Makel anzuheften, die trotz der Duellverbote sich im Zweikampfe hinzuschlachten versuchten, auch solle man dieser Gattung Mörder jedes Asyl verweigern. Der Tod verhinderte den König, in diesem Sinne wenigstens in Preußen die Verhältnisse zu regeln.

Sein Nachfolger dachte anders über die Duelle. Darum wurde auch die in Vorschlag gebrachte Einrichtung von Ehrengerichten vom Könige abgelehnt. In den 1787 erlassenen Kriegsartikeln heißt es, wenn beim Duell „sich ergiebet, daß der Thäter nicht aus Neigung zu dergleichen Händel und nicht so wohl aus Bosheit, als vielmehr durch das unrechtmäßige oder beleidigende Verhalten des Verstorbenen zu solchem Vergehen gekommen", soll derselbe statt der Todesstrafe „verhältnismäßige Leibesstrafe" erleiden.

Bis zu den Scharnhorstschen Reformen wurde nun wohl auch hier mancherlei geplant und vorgeschlagen, im wesentlichen blieb aber alles auch unter Friedrich Wilhelm III. zunächst wie unter seinem Vorgänger. Besonders der Zweikampf blieb, wir können sagen, eine Einrichtung im Heere bis auf unsere Tage. Freilich, er ist immer seltener geworden, jedenfalls eine segensreiche Folge des Umstandes, daß jedem Offizier die Möglichkeit, ja die Pflicht oblag, vor etwaigem Zweikampf das Ehrengericht anzurufen. Bei dem zahlenmäßig doch so sehr angewachsenen Offizierkorps sind heute die Zweikämpfe glücklicherweise äußerst selten geworden. In einer immerhin großen Garnison wie Mainz sind doch in den 50 Jahren von 1816 bis 1866, in denen die Festung noch dazu preußische und österreichische Besatzung hatte, nur drei preußische Offiziere im Duell gefallen, und in den letzten 30 Jahren, seitdem die Garnison preußisch ist, gar nur einer (im Jahre 1870). Vielleicht ist das Verhältnis in anderen Garnisonen nicht so günstig, aber jedenfalls wird die Anzahl der Fälle, in denen Offiziere ihr Leben im Duell verloren, heute viel geringer sein, als vor 100 und mehr Jahren.

Um die damaligen Verhältnisse zu kennzeichnen, fassen wir zunächst Yorck und Gneisenau ins Auge. Beiden ist die äußerste Pflichttreue eigen, beide haben

einen hohen Begriff von ihrem Stande. Yorck, vom schärfsten Schneid im Dienst, ein Mann „wie gehacktes Eisen", wohl auch grob — freilich niemals roh. Keiner kann ihm beikommen. Sucht ein Untergebener den Chef auf, ihm endlich einmal die Wahrheit zu sagen, so weiß doch Yorck den Aufgeregten zu entwaffnen, denn er ist von äußerster Zuvorkommenheit und Höflichkeit. Der Aufgeregte muß unverrichteter Sache abziehen; die Kameraden haben wieder Grund zum Spott. Und Gneisenau! Ein Mann von seltener Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den Kameraden, von gewinnendstem Wesen. Wie wäre es auch für ihn denkbar gewesen, daß er in ernstere Differenzen mit einem Kameraden hätte kommen können! Aber auch diese Männer entgingen dem nicht, was eben zum preußischen Offizier gehörte. Da hatte eben jeder sein Duell gehabt. Yorck hatte in Zeiten seines Breslauer Aufenthaltes, wie uns Droysen berichtet, mehr als einmal Gelegenheit gehabt, seinen Degen gegen die Anmaßungen der schlesischen Junker in die Wagschale zu werfen. Er hat sicherlich in jedem einzelnen Falle gewußt, wo die Grenze war, bis zu der man gehen durfte, ohne seine Soldatenehre zu verletzen. War diese Grenze aber überschritten, so wußte gewiß jeder, daß es diesem Manne ernst damit war, wenn er mit Säbel oder Pistole drohte. Was als Rauferei zu bezeichnen ist, d. h. einen Zweikampf um nichts, wußte York zu vermeiden. Bezeichnend ist, was hierüber Droysen aus Yorcks Mittenwalder Aufenthalt (seit 1799) mitteilt: „Bis dahin waren die Duelle im Jäger-Regiment an der Tagesordnung gewesen, sie waren förmlich zu Regulatoren der guten Sitte geworden. Mit Yorcks Eintritt machte der edlere Anstand, den er geltend zu machen verstand, der Unsitte ein Ende, und in den schriftlichen Aufzeichnungen eines damaligen Offiziers vom Regiment wird bemerkt: er wisse von keiner einzigen Rauferei seit dem Eintritt Yorcks. Da geschah es ihm selbst, daß er in einen Handel verwickelt wurde, der zum Duell führen zu müssen schien. In der Nähe der Stadt lebte ein Edelmann, der in fremden Kriegsdiensten gestanden hatte und als Händelsucher bekannt war; bei einer Feuersbrunst, zu der Yorck hinausgeritten war, sah er den Edelmann, wie er die Leute zum Löschen zu prügeln begann, von denselben angepackt und mit einigen Püffen zur Ruhe gebracht wurde. Yorck enthielt sich nicht, laut seinen Unwillen über die hoffährtige Art des Edelmannes und die gerechte Züchtigung, die er erhalten, zu äußern, worauf derselbe in höchster Erbitterung Genugthuung zu fordern ankündigte. Yorck hätte ihn begütigen können; er hielt sich verpflichtet, auf der nächsten Parade den versammelten Offizieren von dem Fall Mitteilung zu machen, beifügend, daß er entschlossen sei, ein gefordertes Duell anzunehmen: „ich habe als Fähndrich und Leutnant nicht depreziert und werde es als Kommandeur noch weniger." Der Edelmann meldete sich nicht weiter. Aber in jenen Tagen hatte der alte Mittenwalder Postmeister — er war als Hauptmann im Regiment Luck mit in dem Kriegsgericht über Yorck 1779 gewesen — manche Geschichten aus Yorcks Fähnrichs- und Leutnantszeit zu erzählen, manchen Ehrenhandel: „aber er ist stets ein Mann von vieler Ehre gewesen", war der Refrain des Alten."

Gneisenau stand 1786 bis 1793 in Löwenberg. Eben Stabskapitän geworden, hatte er 1791 einen unangenehmen Streit. Kapitän v. F. hatte sich ungebeten in Gneisenaus Angelegenheiten gemischt und, hierüber von Gneisenau zur Rede gestellt, mit einer groben Beleidigung geantwortet. Gneisenau zieht sofort den Degen, und v. F. muß um sein Leben bitten. Nichtsdestoweniger

kommt es zum Duell. Als Waffen werden Pistolen gewählt. Bei den ersten Schüssen fehlen beide. Als der Kampf weitergeführt werden soll, denkt von F. an seine sechs unerzogenen Kinder und bittet wieder um sein Leben. Bei Gneisenau konnte das nicht vergeblich sein, indes v. F., der ja schon einmal von Gneisenau geschont, aber wohl nicht gehalten haben mochte, was er versprochen hatte, mußte nun schriftlich sich dazu verpflichten, nie wieder unbesonnene Aeußerungen zu thun und das Glück einer Familie dadurch in Gefahr zu bringen. v. F. wurde nun aus der Gesellschaft der Kameraden verwiesen, aber — und das ist für unsere heutigen Verhältnisse unfaßbar — blieb Offizier in demselben Truppenteil und der alten Garnison. Und das war noch dazu der Fall unter einem wegen seiner vortrefflichen soldatischen Eigenschaften von Gneisenau hochverehrten Chef. Als dieser noch 1791 einem andern Platz machte, der, von beschränkter Denkungsart, seinem Vorgänger in keiner Hinsicht gleichkam, mußte Gneisenau die Demütigung erleben, daß der neue Chef den Versuch machte, dem v. F. wieder Aufnahme in Kameradenkreisen zu verschaffen. Der gesunde Sinn der Kameraden indes wehrte sich dagegen. Gneisenau schreibt hierüber an seinen Vater: „Ueber die F.sche Geschichte bin ich so ziemlich beruhigt. Der Leutnant v. Hillesheim unseres Bataillons hat in dem eigenen Hause des Majors v. R. erklärt, daß er den v. F. aus der Stube werfen würde, wenn er es wagen sollte, in unsere Gesellschaft zu kommen. Hierauf erhob sich ein Disput zwischen dem Major und besagtem v. Hillesheim, worin ersterer letzteren fragte: ‚Was ist denn eigentlich Ehre?‘ — ‚Herr Oberstwachtmeister‘, erwiderte Hillesheim, ‚wenn Sie selbst nicht das Gefühl davon haben, so kann ich Ihnen keine Definition davon geben.‘ Nach den Aeußerungen des größten Teils des Offizierkorps habe ich nun nichts mehr von einer solchen Demütigung zu besorgen.“

Gneisenau mußte so handeln. Aber wir fragen uns doch: Wenn nun jener v. F. seine Pistole vielleicht nur um eine Linie weiter nach links oder rechts hielt, so daß seine Kugel Gneisenaus Herz traf? Hätte 1806/7 wohl der König einen zweiten Offizier gefunden, der ihm Kolberg hielt? Hätte 1813—15 Blücher einen zweiten Generalstabschef auftreiben können, der so wie Gneisenau den Alten verstand, sein eigenartiges eigentümliches Wesen so ergänzte, daß die beiden zusammen durch ihren Siegeslauf von der Katzbach bis zum Montmartre und bis nach Bellealliance Europa von der Zwingherrschaft des Korsen befreiten? Traurig, daß von der Pistole jenes Buben, der offenbar den Zweikampf verschuldet hatte, solches Leben abhängen konnte! Gewiß hätte mancher der nur zu zahlreichen Offiziere, die in den Zeiten vor 1806 im Zweikampf gefallen waren, in den Zeiten dem Könige und dem Vaterlande wichtige Dienste geleistet, in denen das Eisen in Preußen am höchsten bewertet wurde. Mancher ältere Offizier hat in diesen Kriegszeiten gewiß mit Wehmut an diesen oder jenen im Zweikampf einst gefallenen jungen Kameraden gedacht und ist wohl wieder zu der Ueberzeugung gelangt: Es ist doch heilsamer, sein Leben für ernstere Zeiten aufzusparen. Diese richtige Anschauung ist ganz gewiß gerade durch die Kriegszeiten immer weiter verbreitet worden; denn nach den Freiheitskriegen waren die Duelle viel seltener als vor ihnen. Gerade daß sie so selten im Heere von heut noch stattfinden, ist ein gutes Zeichen; offenbar eine erquickende Erkenntnis, die wir für die Verhältnisse von heut gewinnen gegenüber denen im altpreußischen Heere.

Wie es damals bei Duellen zuging, wie sie zu unserer großen Verwunderung sogar in Gegenwart des ganzen Offizierkorps — also auch der Vorgesetzten der Kämpfenden — ausgefochten wurden, mag uns ein Vorgang aus dem Leben des späteren Generals Carl von François sagen, besonders interessant für uns, weil dieser Zweikampf kurzer Zeit vor dem Untergange des alten Heeres sich zutrug. Carl von François stand 1805 — 20 Jahre alt — als Sekondleutnant im Regiment von Wartensleben in Erfurt. Ein Liebeshandel bringt ihn in Streit mit einem Kameraden. Es kommt zum Zweikampf. Als Waffe wird die Pistole gewählt, aber das Offizierkorps tritt ins Mittel und der Kampf soll mit dem Degen ausgefochten werden. Das gesamte Offizierkorps versammelt sich nach der Parade in der Reitbahn, um dem Kampfe beizuwohnen. „Carl," so heißt es nun wörtlich in der Schilderung, „war ein guter Fechter. Da er es aber, seine Kräfte überschätzend, und sich des Sieges im Voraus sicher glaubend, an der nötigen Vorsicht fehlen ließ, erhielt er gleich zu Anfang des Duells eine tiefe Handwunde und fast im nächsten Augenblick, noch ehe er seinen Arm wieder zu heben vermochte, zwei schwere Hiebe in den Kopf. Er fühlte seine Nase durchschnitten, und der Gedanke, verstümmelt zu sein, versetzte ihn in eine an Raserei grenzende Wut. Mit fast übernatürlichen Kräften — wenn man seine verwundete Hand bedenkt — drang er auf seinen Gegner ein, jagte ihn die ganze Reitbahn hinunter, ohne daß die Sekundanten Einhalt zu thun wagten, und nicht eher war des Kampfes ein Ende, als bis beide Gegner von Wunden und Blutverlust erschöpft ohnmächtig zu Boden sanken. — Dieses Duell soll mit zu den schrecklichsten gehört haben, welche je mit dem Degen ausgefochten wurden. Zwei volle Monate lag Carl auf dem Krankenbette mit geringer Hoffnung auf Wiederherstellung. Die Kraft der Jugend und die Geschicklichkeit seines Arztes halfen ihm endlich wieder auf. Auch Baron E. (sein Gegner) war inzwischen genesen; es ward eine aufrichtige Versöhnung gefeiert, der alte Groll schien auf dem Kampfplatze geblieben zu sein." Es war übrigens dies das dritte Duell, daß François mit demselben Gegner ausfocht; diesmal floß das Blut beider; sie wurden fortan Freunde.

Können wir auch als Christen das Duell nun einmal nicht billigen, müssen wir es, besonders in der offenbar rohen Art, wie es damals gehandhabt wurde — noch dazu unter den Augen der Vorgesetzten — aufs tiefste verabscheuen: den ritterlichen Sinn, den Mannesmut, der bereit ist, seine Ehre zu verteidigen und koste es auch das Leben, ihn wollen wir doch nie in Preußens Offizierkorps vermissen; er gehört zu seinem Wesen. Das preußische Offizierkorps wird mit diesem Sinne bestehen oder überhaupt nicht mehr vorhanden sein.

Erfreulich muß es sein, daß immer seltener die Notwendigkeit vorhanden ist, daß ein Offizier seine Ehre mit Pistole oder Säbel verteidigt. Ein verfeinertes Gefühl dafür, daß es eine Büberei ist, die Ehre eines Kameraden anzutasten, da sie ein, für den Offizier insbesondere, unveräußerliches Lebensgut ist, und ebenso ein immer größeres Durchdrungenwerden von der Anschauung, daß die christlich-sittliche Forderung, das Leben des Nächsten nicht zu gefährden, berechtigt ist, werden hoffentlich immer mehr dazu führen, daß die Zweikämpfe noch seltener werden, als sie es heute schon sind zwischen den Männern unter den ruhmvollen preußischen Fahnen.

X.

Der General.

Eine schwere Aufgabe war es, die dem großen Preußenkönig nach dem Hubertsburger Frieden gestellt war; schwerer vielleicht als jene andere von ihm so glänzend gelöste, die übermächtigen Heere seiner Gegner zu schlagen. Denn nun galt es die Wunden zu heilen, die der lange Krieg tausendfach dem Reiche geschlagen hatte. Und dieses Reich bestand aus zahlreichen, vielfach gar nicht miteinander verbundenen Ländern, sich hinziehend von den Ufern des Njemen bis über den Rhein hinüber. Und kein Aufhören und Ausruhen winkte dem König von solcher Arbeit; denn 1772 kam zu dem bisherigen Besitz noch viel polnisches Land, fast leer von Menschen, einer Wüste ähnlich. Da gab es Arbeit.

Es war schwer, dieses weite Reich nach einem Plane zu regieren, seine Bewohner mit einem Geist zu erfüllen, das weiter zu führen, was 100 Jahre vor ihm sein großer Ahne schon begonnen hatte. Aber es gelang. Eiserne Willenskraft ließen den alternden König die natürlichen Beschwerden, die seine Jahre mit sich brachten, verachten; er sah überall selbst zum rechten. Vor allem natürlich lag ihm sein Heer am Herzen. Ihm vor allem gehörte die Thätigkeit des Königs. Aber alles menschliche Können hat seine natürlichen Grenzen. So gern es auch der König gesehen hätte, wäre er in allen Dingen nur auf sich selbst angewiesen gewesen, er brauchte doch die Menschen, sie mußten ihm helfen bei seiner Riesenarbeit.

Und seine vorzüglichsten Helfer — so wollte er es — sollten auch im Frieden seine Generale in den Provinzen sein. Freilich, Friedrich der Große blieb seinen Generalen gegenüber immer der König. Das hatte er unumwunden zu erkennen gegeben, als sein Vater eben die Augen zum Todesschlummer geschlossen. Da war der alte Dessauer eiligst zu dem neuen Herrn geeilt, ihm seine Huldigung darzubringen und die Bitte auszusprechen, daß er seine Stellen und die Autorität behalten möge, wie unter der Regierung der hochseligen Majestät; er erhielt die kurze und kühle Antwort: „Ihre Stellen sollen sie behalten; was aber die Autorität anlangt, so weiß ich von keiner als von der

souverainen, die mir, dem König, innewohnt.“ Uebel erging es auch dem General Grafen von der Schulenburg, der eilends aus seiner Garnison in der Provinz herbeieilte, zu gratulieren und guten Rat anzubieten; er bekam die Abfertigung: „Wie konnten Sie sichs herausnehmen, ohne Urlaub ihr Regiment zu verlassen?“ Hiermit hatte der junge König zweien vornehmen Vertretern der damaligen Generale sein Programm entwickelt; und dieses Programm hatte er innegehalten, bis er alt und grau geworden. Er war immer der König geblieben. Darum zitterten auch die Herren Generale vor dem kleinen Manne, der mit seinem gewaltigen Geiste, seinem umfassenden Wissen, seiner zähen That- und nie zu ermüdenden Arbeitskraft ihnen allen überlegen war.

Indes, so klein auch der höchststehende General der Majestät des Königs gegenüber war, so groß sollte er doch immer in den Augen der Unterthanen dastehen. Im General sollten sie den König ehren. Der preußische General war der Vertreter der Majestät.

Natürlicherweise erforderte nicht jede Generalsstellung solches Repräsentieren. Wo mehrere Regimenter in Garnison lagen, konnte naturgemäß nicht jeder Chef über die Grenzen seines Regimentes hinaus eine besondere Rolle spielen. Einer der Generale in jeder Provinz war darum mit besonderen Machtvollkommenheiten ausgerüstet worden, meistens der Gouverneur der Festung, gewöhnlich zugleich der Inspekteur einer der damals vorhandenen Inspektionen. Von großer Wichtigkeit war ganz besonders die Stellung dieser Generale in denjenigen Garnisonen, die weit entfernt von dem Mittelpunkt des Reiches lagen, wie Königsberg, Breslau und später Warschau, oder welche Hauptstädte von Gebieten waren, die mit den älteren und größeren Teilen der Monarchie nicht zusammenhingen, wie Wesel, Erfurt, Neuchatel. Dahin schickte der König gern Generale, die eigenes großes Vermögen besaßen und auch geistig hervorragten. Sie führten dann auch eine Art Hofhaltung, wie gewiß mancher der damals noch so zahlreichen kleinen Reichsfürsten sie nicht führen konnte. Waren schon an und für sich die Einnahmen eines Generals nicht unbedeutend, so daß er auf großem Fuße sehr wohl leben konnte, so gewährte der König wohl noch besonders verdienten Männern eine Dotation in Gestalt einer Domaine oder auch einer Dompräbende. Und die großen Einkünfte verwendeten dann die Generale zu glanzvollem Auftreten; denn das forderte ihre Stellung.

Das Gefühl der Macht über zahlreiche Menschen, die Gewohnheit, jeden Befehl sofort ausgeführt zu sehen, der Reichtum, das alles brachte es mit sich, daß gelegentlich auch Uebergriffe bei den Generalen vorkamen. Die lange gewohnte Handhabung der Gewalt verführte wohl dazu, sie auch einmal da zu gebrauchen, wo es nicht angebracht war. Das Volk hat nun leider oft ein kurzes Gedächtnis für Wohlthaten, vergißt aber viel seltener, wo ihm etwa einmal ein Unrecht zugefügt wurde. Vielleicht erklärt das die Erscheinung, daß in der Zeit des Unglücks der preußischen Waffen besonders die Generale, die man spöttisch die „Federbüsche“ nannte, der Haß des Volkes traf und daß man ihnen ausschließlich die Schuld am Unglück beimaß. Bis zu einem gewissen Grade traf ja hier auch das Urteil des Volkes das richtige. Aber die großen Verdienste, die der preußische General auch im Frieden sich vielfach erworben hatte, durften doch nicht ganz vergessen werden.

Reichlich war die Machtbefugnis, mit der der preußische General ausgestattet war, auch wenn er nur als Chef an der Spitze eines Regiments stand: war ihm doch in seinem Regiment ein großes Gemeinwesen überwiesen. Solches Regiment war recht eigentlich ein kleines Staatswesen im Staate. Denn nicht etwa blos die Soldaten, „Officiers, Unterofficiers und Gemeine," sondern auch deren Frauen und Kinder sowie eine ganze Beamtenschaft stand unter dem Regimentschef. Was das heißt, wird vielleicht klar werden, wenn wir bedenken, daß solch ein Staatswesen, Regiment genannt, damals mehr als 1800 Männer, an 800 Frauen und meistens wohl gegen 1000 Kinder umfaßte. Eigentlich war der Regimentschef für seine Untergebenen Herr über Leben und Tod. Seine Strafgewalt ging weit. Ihm waren nicht etwa blos die Männer unterworfen, auch die Frauen der Soldaten gehörten in die Rechtsgemeinde des Regiments. Es war durchaus nichts seltenes, daß ein General, der ewigen Zänkereien und Klatschereien unter den Soldatenweibern überdrüssig, die seiner Ansicht nach schuldigsten mit einer Tracht Prügel bedenken ließ, ihnen auf diese Weise beizubringen suchend, was sich gehöre! Die Offiziersmagd, die vielleicht ihr außerehelich geborenes Kind hatte umkommen lassen, wurde nicht etwa vor ein Zivilgericht gestellt, sondern über sie ward Kriegsgericht gehalten. Und der Regimentschef war Kriegsherr. Nur die Urteile der Kriegsgerichte „auf Leibes- oder Festungsstrafe" mußten dem Könige zur Bestätigung vorgelegt werden, alle übrigen unterlagen der Bestätigung des Chefs. Aber 20maliges Gassenlaufen, besonders wenn es an drei Tagen wiederholt wurde, war so gut wie Todesstrafe. Und schließlich blieb dem Könige nichts anderes übrig, als die „Leibes- oder Festungsstrafe" zu bestätigen, wenn der Chef als Gerichtsherr dies empfahl.

Folgender Vorfall ist recht bezeichnend für die Stellung, die der General damals in den Augen des Volkes einnahm:

Als im Regiment von Wolfersdorff in Hamm der Soldat Hatzinger wegen Desertion zum Gassenlaufen verurteilt war, und zwar an drei Tagen hintereinander, wollen die drei städtischen Geistlichen für ihn um Gnade bitten. Der General schlägt die von den Geistlichen erbetene Audienz ab. Aber diese lassen sich nicht so leicht abschrecken; sie erwarten den allmächtigen General, als das Regiment bereits versammelt ist und die Exekution ihren Anfang nehmen soll. Der Unglückliche hätte es nicht überlebt, da er an zwei Tagen vorher bereits je zwanzigmaliges Gassenlaufen durchgemacht hatte. Als nun die Geistlichen um Gnade bitten, ruft der Genaral dem verurteilten Soldaten zu: „Auf die Fürbitte dieser ehrwürdigen Priester Gottes bist Du begnadigt. Dir sind Deine Sünden vergeben; sündige hinfort nicht mehr!" Sind die Worte wirklich so gesprochen worden, so müssen wir doch sagen, daß sie eigentlich eine Gotteslästerung enthalten; denn hier setzt sich ein Meusch an Stelle des allmächtigen Gottes, der allein Sünden vergiebt. Aber diese Worte kennzeichnen recht die Stellung, die der General damals einnahm. Er war eben der Allmächtige gegenüber seinen Untergebenen. Gewiß hat darum an diesen Worten niemand Anstoß genommen. Jedenfalls sah der Soldat zu seinem Regimentschef auf wie zu einem Gott; der König, den er vielleicht alle Jahre einmal bei der Revue sah, war ihm viel weniger furchtbar, so sehr auch bekanntlich bei solchen Gelegenheiten vor Friedrich II. alles zitterte.

In dieser Anschauung, im Regimentschef die Majestät zu sehen, bestärkte den Soldaten auch der Umstand, daß regelmäßig im Kirchengebet neben der Person des Königs auch noch der des Regimentschefs gedacht wurde. Freilich, die Beförderung der Offiziere des Regiments stand damals nicht mehr, wie es früher gewesen war, beim Chef. Hier hatte doch die Weisheit der Könige der Macht des Generals Grenzen gezogen. Wohl aber war es das Recht des Chefs, die Thür zur militärischen Laufbahn aufzuthun oder zu verschließen, denn er entschied über die Annahme der Junker; ihre Beförderung zum Offizier war dann aber Sache des Königs. Aehnlich bei den Beamten des Regiments. Auch über sie war der Chef unbeschränkter Gebieter. Er entschied vor allem über die Anstellung. Mancher Predigtamtskandidat oder bereits im Amte stehender Geistlicher hat damals zitternd aus dem Munde des Gewaltigen sein Urteil erwartet, das vielleicht weniger nach Kanzelgaben oder sonstigen für einen tüchtigen Militärgeistlichen nötigen Eigenschaften gebildet wurde, als vielmehr nach seinem schlagfertigen Witz, der dem rauhen Kriegsmanne solchen Eindruck machte, daß er den jungen Geistlichen als Seelsorger seines Regiments dem Feldpropst zur Prüfung und Ordination vorschlug. Wie viel Spielraum auch hier dem Regimentschef gelassen war, geht daraus hervor, daß gelegentlich ein in Geldnot sich befindender General die Feldpredigerstelle in seinem Regiment längere Zeit unbesetzt läßt, um des Feldpredigers „Traktament" zu sparen — natürlich nicht für des Königs, sondern für die eigene Kasse.

„Ein kommandierender General nach dem siebenjährigen Kriege war, besonders wenn er des persönlichen Wohlwollens des großen Königs sich erfreute, ein allmächtiger Mann, der konnte und durchsetzte, was er wollte. Er war die erste Autorität im Lande, und unbedingter Gehorsam folgte seinen Befehlen." So sagt Eylert. Jedenfalls ein wahres Wort, wenn wir uns einzelne Gestalten aus jener Zeit vergegenwärtigen. So große Macht forderte auch nach außen hin ein entsprechendes Auftreten. Und daran hat es nicht gefehlt. Solch eines „Hofhaltes" — anders können wir kaum sagen — aus dem Anfang unseres Jahrhunderts erwähnt die Gräfin von Wartensleben, geborene Gräfin Reichenbach, in ihren Memoiren mit folgenden Worten: „Die Eltern bewohnten in Erfurt den Palast des Statthalters und waren dort fürstlich eingerichtet. Zu einem glänzenden Hausstande waren sie genötigt, weil der König und die hochselige Königin alljährlich eine Zeit lang dort verweilten, wo denn die Herzöge von Weimar, Gotha ꝛc. und die königlichen Verwandten ihren Besuch abstatteten. Der Vater hatte dort von Mappes zu Mainz ein Weinlager für 8000 Thaler gekauft, war auf Jahre mit Wachslichtern, Spezereien und Vorräten versehen, hatte dort sein beträchtliches Silber, Münzkabinet, Karten, Bücher, Porzellan, Glas und Weißzeug, hatte für 3000 Thaler die Gärten in den Festungswerken angekauft, hatte seine 12 Pferde und mehrere Wagen dort, als es unvermutet zum Kriege kam."

Auch in Breslau, wo freilich weniger Berührung mit Fürstlichkeiten stattfinden mochte, als in dem mitten in der damaligen Kleinstaaterei gelegenen Erfurt, hielt ein preußischer General Hof. Fürst Hohenlohe vertrat hier den König und das Offizierkorps dem schlesischen Adel gegenüber. Und der Fürst war, wie schon oben erwähnt, von wahrhaft großartiger Gastlichkeit, und sein Palais der Mittelpunkt einer vornehmen Gesellschaft, wie ihm so glanzvoll gewiß

nicht jede Hofhaltung eines der damaligen kleinen deutschen Souveräne zu bieten vermochte.

Ein kleiner König war auch der Gouverneur einer Festung innerhalb ihrer Mauern. So z. B. der Höchstgebietende in Wesel. Es war ganz natürlich, daß auch nach Wesel am liebsten solche Männer vom König gewählt wurden, die Vermögen genug besaßen, um in solcher, vom Mittelpunkt des Reiches abgelegenen Stadt die königliche Macht zu repräsentieren. 1789 wurde General Schlieffen Gouverneur von Wesel. Von seiner Ankunft und seinem Auftreten erzählt Reiche: „Ein großer Ruf ging ihm voraus, und mit Spannung sah man seiner Ankunft entgegen. Mehrere Tage vorher langte eine zahlreiche Dienerschaft in Livrée, eine Anzahl schöner Reit- und Wagenpferde und Packwagen an. Endlich erschien der Tag, an welchem er eintreffen sollte; die Straßen wogten von Menschen; ganz Wesel war in Bewegung, als wenn eine hohe fürstliche Person erwartet würde. In einem großen englischen Reisewagen mit vier Extrapostpferden und zwei Postillonen kam er zum Berliner Thor hereingefahren, und langsam ging es zum Gouvernementshause, wo sämtliche Generalität und die Stabs- und die Ober-Offiziere zu seinem Empfange bereit standen. . . . . Er trat mit einem Aufwande auf, der auf großen Reichtum deutete, und seine Gastfreiheit überstieg alles, was man bis dahin in dieser Beziehung kennen gelernt hatte. Er war ein hochgebildeter Mann von großer Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Sprachkunde. Seine Seelengröße war ihm auf die Stirn geschrieben und drückte sich in seiner ganzen Physiognomie aus."

Mit besonderem Eifer nahm Schlieffen sich der die wissenschaftliche Bildung der Offiziere fördernden Veranstaltungen an. Er war es, der die „Patriotische Gesellschaft von Kriegskunst-Verehrern zu Wesel" ins Leben rief.

In seinem ganzen Auftreten sich geradezu als kleiner König gebärdend war noch zu Zeiten Friedrichs des Großen der oben schon erwähnte General von Wolfersdorff in Hamm in Westfalen. Als tüchtiger Offizier im Kriege bewährt, erfreute sich Wolfersdorff der Gunst seines Königs. Eine Domäne, nicht weit von Hamm, war darum dem General als Dotation zu teil geworden; denn der alte Held aus dem großen Kriege sollte belohnt werden. Das gab dem General die Möglichkeit, nach außen hin aufzutreten, wie es für den Stellvertreter des Königs in dieser Berlin so fern gelegenen Gegend als notwendig erachtet wurde. Dazu kam noch, daß auch in seiner Gestalt General von Wolfersdorff etwas Majestätisches hatte. Selten sah ihn der Bürger allein. Meist war der General begleitet von einer ganzen Schar von Adjutanten in glänzenden Uniformen, alle zu Pferde. Fuhr der Höchstgebietende aus, so that er es nur ausnahmsweise vierspännig, meistens waren sechs stattliche Schimmel vor seinen Wagen gespannt.

In seinem Schloß — denn ein solches war eigentlich der „Generalshof", wie das Volk die Wohnung des Kommandierenden nannte — sah der General fast täglich Gäste um sich. Wie es eben die Gastlichkeit des hohen Offiziers gegenüber den jungen, schlecht gestellten Kameraden damals noch fast allgemein forderte, waren es zumeist die Offiziere der Garnison, die dort in wirklich opulenter Weise ihren Tisch fanden; aber auch die höheren Beamten, die Geistlichen, wohl auch die Bürger erfreuten sich der Gastfreundlichkeit des Generals. Freilich, mit den Offizieren Sr. Majestät lud diese der General nicht zusammen. Und

wenn Wolfersdorff einem ganzen Regiment ein Fest gab, so ließ er doch für den Unterstab, zu dem auch Auditeur, Feldprediger und Regimentschirurgus gehörten, gesondert decken. Zu tief durfte die Majestät, die eben der General vertrat, nicht herabsteigen!

War eine der häufigsten Gastereien im „Generalshof" vorüber, so ging es meist noch nach dem nahen Ostholz, dem oben erwähnten Landgut des Generals. Die Hoboisten des Regiments saßen bei solcher Gelegenheit auf einem Wagen, und unter den Klängen kriegerischer Weisen bewegte sich der Zug durch das Städtchen, dessen Bewohner an die Thüren oder Fenster traten, den glanzvollen Aufzug zu sehen. Alle zogen ehrerbietigst die Mütze oder neigten sich tief; so war es Sitte, so — das war allgemeine Meinung — hatte es der General zu verlangen. Das Kopfnicken des in Berlin und Potsdam Höchstgestellten mochte vielleicht manchmal etwas herablassender sein als das des Generals v. Wolfersdorff in Hamm.

Ein absoluter Herr war übrigens der General ganz besonders auch dann, wenn ihm in der Stadt etwas mißviel. Ohne viel Schreiberei oder Berichterstattung wurde solcher Mißbrauch einfach auf seinen Befehl hin abgeschafft. Es hätte kein Bürger gewagt, nur zu denken, daß das eigentlich doch den General nichts anginge. Der General verfuhr hier übrigens ganz nach berühmten Mustern. Oft nämlich durchfuhr oder durchritt er prüfend auch die kleineren Straßen und Gassen der Stadt. Und wenn bei solcher Gelegenheit der Gewaltige etwas sah, das ihm ungehörig erschien, so mußte sofort der „Commissarius loci" oder der Bürgermeister heran und Abhilfe schaffen. Der General pflegte nicht zu warten; und wenn der Bürgermeister gerade nicht in Toilette war, so mußte er doch mit; in dem vielleicht zerrissenen Schlafrock und der Zipfelmütze mußte er zum General in den Wagen, um an Ort und Stelle alles in Augenschein zu nehmen und die Anordnungen des Generals zu empfangen, die selbstverständlich bis ins kleinste Erfüllung forderten und auch ungesäumt fanden.

Daß dieses straff militärische Regiment nicht übel wirkte, ist wohl leicht zu verstehen, und unser Gewährsmann berichtet auch wörtlich: „Nie ist in politischer Hinsicht alles in so heiterer, guter Ordnung gewesen, als unter seinem Regiment."

Vielleicht beschleicht uns einiges Bedauern, wenn wir bedenken, wie doch heut solch straffes Regiment vielfach gut angebracht wäre. Aber die Zeiten dieser Generale im Frieden sind vorüber.

Jedenfalls arbeitete ein Mann wie von Wolfersdorff durchaus im Sinne seines königlichen Herrn, wenn er auch im Frieden dafür sorgte, daß Zucht und Ordnung, Recht und Gerechtigkeit im Lande wohnten. Aber nicht im Sinne des Königs, der das alte Suum cuique hochgehalten wissen wollte, war es, wenn der General in seinem Uebereifer den Versuch machte, die vom König bestätigten Rechte der Grafschaft Mark zu zerbrechen. Kam es doch fast zu einem kleinen Feldzuge, den der General mitten im Frieden auf eigene Faust unternahm. Die Verantwortung für die Richtigkeit der nachfolgenden Darstellung muß Bischof Eylert übernehmen, der ausdrücklich versichert, alles aus sicherster Quelle erfahren zu haben. Es handelt sich um folgenden Vorgang:

Einem echten Soldaten mußte natürlich jede Befreiung von der Kantonspflicht als ein Unrecht erscheinen. Nun genoß das westfälische Industriegebiet

mit dem Mittelpunkt Altena Kantonsfreiheit. General von Wolfersdorff wollte diesem Unwesen, wie er es nannte, ein Ende machen. Aus den Kämpfen des großen Königs war ihm die Ueberzeugung in Fleisch und Blut übergegangen, daß eigentlich nichts unmöglich sei. Da nun jedenfalls mit Unterhandlungen hier nichts zu machen war, beschloß der General, mit Gewalt vorzugehen. Ein Konflikt, zu dem ein Grund ja leicht gefunden war — so meinte wohl der General —, würde den König dazu veranlassen, seine Macht zu gebrauchen, indem er den Altenaern ihr Recht der Kantonsfreiheit nehme. Hierin täuschte sich freilich der General; er beurteilte den König nur als Soldaten, nicht als gerechten Fürsten und Landesvater.

Eine Rekognoszierung, die von Wolfersdorff in Begleitung eines Adjutanten unternahm und bei der er mit dem Landrat die großen Drahtwerke in Altena besichtigte, bestärkte den kriegslustigen Soldaten nur in seinen Plänen. Imponierten ihm doch die gewaltigen Gestalten der Eisenarbeiter, die voll Ehrerbietung bei dem Besuche des hohen Offiziers zur Seite traten, das Haupt demütig entblößend. Die unvorsichtige Aeußerung des Generals; „Schöne, kräftige Leute! Schade, daß sie nicht Soldaten sind!" enthüllte dem klugen Landrat die geheimen Gedanken von Wolfersdorffs. Und der Landrat schwieg nicht. Es wurde in der Bevölkerung bekannt, daß der General etwas im Schilde führe. Man täuschte sich nicht, denn der Rekognoszierung folgte der Angriff.

Aber die Altenaer dachten nicht an Unterwerfung. „Gewalt," so heißt es nun wörtlich bei unserem Gewährsmann, „mußte mit Gewalt vertrieben werden. Mit allen Kirchenglocken wurde Sturm geläutet und von allen Seiten schrie es in- und durcheinander: „Den Kerl soll de Düfel hahlen. Dei falschen Kerl! Wacht! Saperlott! De Twersdricher (Querkerl). Mit sienen strambulstrigen bloen Jacken. Hee kummt van Wicksberge (Name eines Höhenzuges), wacht, wie wollt'en wicksen, hei sall an us denken". — Während es so in der Stadt aussah und herging, kam von Wolfersdorff mit seinen Soldaten vom hohen Wicksberge; seiner Sache gewiß rückte er näher und näher. Von dieser Seite her führt aber nur eine enge Gasse in die Stadt, in der kaum ein zweirädriger Wagen durchkann und kaum drei Menschen nebeneinander zu gehen imstande sind. Diesen schmalen Paß, ein wahres Thermopyle, hatten die Altenaer Drahtzieher besetzt und vom Anfange bis zum Ende so vollgepfropft, daß kein Durchkommen war. Glühende lange Stangen hielten sie vor; sowie diese kalt wurden, traten andere an die Stelle. Die Alten blieben an den Feueressen beim Glühen; die Jungen blieben mit dieser Waffe im Kampfe; die Weiber goßen von ihren Gärten und Dächern siedendes Wasser den Soldaten auf die Köpfe, und die Kinder trugen es kochend zu vom Feuerherde in irdenen Töpfen; das Läuten aller Glocken, das Geschrei der empörten Stadt, das Rufen und Schimpfen tönte und stürmte im wilden Lärm durcheinander. Der Kampf dauerte zwei Stunden; die Altenaer wichen nicht, — und der General von Wolfersdorff kam nicht in die Stadt! Von beiden Seiten wurden viele verwundet, vorzüglich von Seiten der Soldaten, denen das spritzende heiße Wasser Brandflecken beigebracht hatte. Zum Glück hatten sie nicht scharf geladen; an solchen Widerstand war nicht gedacht; der Held des siebenjährigen Krieges glaubte nur sich zeigen zu dürfen, um alles gehorsam und unterwürfig zu finden. Aber, wie hatte er sich geirrt! Er kannte nicht das Volk; nicht das empörte, am wenigsten dieses. Genug, von Wolfersdorff mußte unver-

richteter Sache mit seinen zum Teil verwundeten Soldaten abziehen und verdrießlich sprach er von irregulären Truppen, von Pack und Kanaille. Die Altenaer aber jauchzten und jubelten, und am nächsten Sonntage wurde ein Dankfest gehalten und der Text war: „Weil Du denn wider mich tobest, und Dein Uebermut vor meine Ohren herauf gekommen ist, so will ich Dir einen Ring an Deine Nase legen und ein Gebiß in Dein Maul, und will Dich den Weg wieder umführen, den Du hergekommen bist.“ (2. Kön. 19. V. 28). Die Sache machte im ganzen Lande großes Aufsehen und es wurde viel davon gesprochen. Soviel Mühe man sich auch seitens des Regiments gab, sie zu vertuschen, so sollte es doch damit nicht gelingen. Der Magistrat, der Landrat und die Bürgerschaft zu Altena zeigten den ganzen Hergang dem Könige an. Mit vieler Weisheit antwortete Friedrich II. hierauf nicht; an den Generalleutnant von Wolfersdorff erließ er aber folgende Kabinets-Ordre:

„Mein lieber General-Leutnant von Wolfersdorff. Es ist offiziell angezeigt worden, welche Disturbationen Er in dem Städtchen Altena in der Grafschaft Mark gemacht hat. In Erwägung Eurer sonstigen Meriten will ich diese mauvaise Geschichte für diesmal pardonniren, werde Euch aber nach Spandau schicken, wenn Ihr je eine ähnliche Abnormität Euch solltet zu Schulden kommen lassen.

Sans-Souci, den 11. August 1770. Friedrich.“

Nach dieser fulminanten Kabinets-Ordre wurde zwar von Wolfersdorff ein wenig kleinlaut; doch blieb er seiner kräftigen Originalität treu und ohne den erhaltenen Verweis selbst zu produzieren, machte er doch gerade kein Geheimnis daraus. Aber er lehnte ihn von seiner Person ab und schob die fatale Sache dem ganzen Regiment in die Schuhe. Als dasselbe vollständig aufmarschiert vor ihm stand, sprach er, das Kabinetsschreiben im blauen Kouvert in der Hand, laut: „Federhelden, Fuchsschwänzer haben uns bei Sr. Majestät dem Könige, unserem Allergnädigsten Herrn angeschwärzt. Nun, Strafe muß sein, dem Einen so, dem Andern anders, und da ist keiner ausgenommen. Wir danken für die wohlgemeinte gnädige Strafe und wollen um so treuer unsere Schuldigkeit thun; die Ehre des Regiments soll unser Augapfel sein. Paßt auf, Soldaten: Vivat der König, hoch!“ — und das ganze Regiment rief unter Pauken- und Trompetenschall ein laut hallendes dreimaliges Vivat! Wolfersdorff aber ging, als wenn alles gut wäre, unter der fröhlichen Musik des Dessauer und anderer Märsche aus dem siebenjährigen Kriege mit den Stabsoffizieren in seine alte ritterliche Burg und bewirtete sie festlich. Dem Unterstabe und dem ganzen Regiment, auch den Soldaten auf den Wachen gab er auf dem Paradeplatze an langen Tafeln ein reiches Banquet, als wenn etwas Fröhliches geschehen wäre!!

Mag der Vorgang auch an und für sich nicht von Bedeutung sein, so ist er doch bezeichnend. Daß der General es unternahm, mit solchem Gewaltmittel in die Rechte des Volkes einzugreifen, belehrt uns darüber, welch hohes Bewußtsein der ihm übertragenen Macht in diesem Manne lebte: und wie in diesem Einen, so gewiß in manchem preußischen General jener Zeit.

Der König meinte es ganz gewiß ernst mit der scharfen Rüge, erkannte aber doch die Straffheit und Tüchtigkeit auch dieser Art von Generälen; denn die nächste Revue brachte unserem General eine besondere Anerkennung durch ein eigenhändiges: „Ich bin mit ihm content!“ des Königs. Das galt freilich den vorzüglichen

soldatischen Eigenschaften Wolfersdorffs. Aber der König konnte doch auch sonst — abgesehen natürlich von den nicht zu billigenden Maßnahmen des Generals gegen die Altenar — mit den von seinem getreuen Wolfersdorff vertretenen Anschauungen zufrieden sein.

Offenbar war in diesem Wolfersdorff etwas von der Natur Blüchers. Auch der schaltete und waltete als machtvoller Herr und Gebieter, wo er den König vertrat. Schon als Rittmeister hatte er das in Polen gezeigt, wo er einen polnischen Priester, der den preußischen Soldaten sich sehr unbequem gemacht hatte, auf den Sandhaufen setzen und seine Soldaten nach ihm schießen ließ — aber geflissentlich über den Kopf des Priesters weg, der freilich vor Schreck in die bereits gegrabene Grube stürzte und lange Zeit krank liegen mußte. Das hatte damals dazu geführt, daß Blücher seinen Abschied bekam, denn Friedrich der Große dachte doch anders als der damalige Rittmeister Blücher! Auch der General Blücher hat wohl zuweilen angestoßen; so einmal in Münster, als er drei hochangesehene Domherren, die sich über einen Leutnant beschweren wollten, einfach aus seinem Hause werfen ließ — jedenfalls in einer eben erst neu erworbenen ganz katholischen Stadt kein sehr nachahmenswertes Verfahren für einen Beauftragten des preußischen Königs.

Und vielfach berechtigt war die Klage über Eigenmächtigkeiten der Herren Generale Sr. Majestät, wie z. B. über jenen oben schon erwähnten Gouverneur von Breslau, der Geheime Räte mit dem Stock bedrohte, sie Schlingel und Esel titulierte oder über jenen General von Puttkamer, der 1799 zwar den Gruß jedes Civilisten oder Bürgers forderte, selbst aber niemals erwiderte, sondern seinerseits nur den grüßenden Musketieren dankte. Wie diese mochte wohl auch jener andere beschaffen sein, der eines Tages auf der geweihten Stätte erschien, wo die Gemeinde ihre Todten beisetzte, und den Platz als außerordentlich geeignet für das Exerzierhaus eines in der Nähe kasernierten Regiments findend, befiehlt, mit dem Bau solchen Hauses alsbald zu beginnen. Als ein Schrei des Entsetzens durch die von solchem Gewaltstreich betroffene Gemeinde geht und alle nur möglichen Mittel in Bewegung gesetzt werden, den General von seinem Vorhaben abzubringen, hat der Barbar nur die Erwiderung: die Toten würden auch so ganz ruhig liegen. Und wie er es bestimmt hatte, so mußte es geschehen.

Daß nicht etwa alle Generale jener Zeit einem Wolfersdorff oder den zuletzt Genannten glichen, ist wohl von selbst klar. Aber sie sind typisch für die Art und die Anschauungen, wie sie damals vielfach vorhanden waren. In jenes alte Preußen, worin eben der König in allen Dingen gern selbst zum Rechten sah, mochten diese Gestalten passen. Die neue Zeit aber, die doch schon im vorigen Jahrhundert begann, der aber Preußen zunächst nicht den genügenden Zoll an Reformen entrichtete, konnte diese Gestalten nicht mehr brauchen. Mag auch nach den Zeiten der Befreiungskriege die Macht des preußischen Generals eine große sein — vielleicht in seinem besonderen Gebiete mehr noch die des Regimentskommandeurs —, sie ist doch im Frieden durchaus beschränkt auf die Truppe, an deren Spitze der Offizier vom Könige gestellt ist. In diesem Machtbereich ist freilich der höhere Offizier noch heute ein König.

Sind nun auch die Zeiten eines Wolfersdorff vorbei, so erinnern wir uns doch gern dieses Mannes und der zahlreichen anderen im weiten Preußen, die ihm

gewiß in vielen Beziehungen ähnlich waren; denn viele soldatische Tugenden, viel Kraftbewußtsein, Mut und Königstreue vereinigten sich in diesen Männern.

Die Schale freilich, die solchen guten Kern umgab, war in vielen Fällen wunderlich; denn ein gar eigentümliches Wesen, war manchem jener Generale des alten Heeres eigen. Sie glichen mehr der knorrigen wetterharten Eiche, die ihre Aeste streckt, wie und wohin sie will, als der schlanken Tanne, die streng regelmäßig ihre Zweige bildet.

Werfen wir noch einen Blick auf die Originale unter den Generälen jener alten Zeit.

Befremdend wird es vielleicht manchem erscheinen, wenn wir in den Reihen der Offiziere Seiner Majestät von Preußen das Original aufsuchen wollen. Ist doch seine Heimstätte nach allgemeiner Meinung viel eher in den Hörsälen der Universitäten, unter den Kollegen an den gelehrten Schulen, auch unter der Geistlichkeit, viel seltener schon im Kaufmannsstande zu finden, aber im Heere — nein, da darf das Oirginal keine Stätte finden, war doch der landläufigen Meinung zufolge das preußische Heer in der Zeit vor 1806 nichts anderes als eine äußerst kunstvolle Maschine; wehe, wenn da ein Teil oder Teilchen nicht ganz regelmäßig funktionierte! Um diese unbedingt erforderliche Regelmäßigkeit zu erreichen, mußte jedes Teilchen durchaus für seine bestimmte Funktion tauglich sein; keine Unregelmäßigkeit, keine Unebenheit durfte geduldet werden. Die Menschen sollten nur Apparate sein, die an bestimmten Stellen zu bestimmten Zeiten ganz genau bestimmte Bewegungen auszuführen hatten. Für den gemeinen Mann, auch für den Subalternoffizier trifft diese Annahme auch wohl zu. Und im Dienste war jedenfalls jegliches Bewegen nur gestattet in den Formen, die das Reglement anwies, da war in der That der Mensch nur Apparat. Schon äußerlich war das wahrnehmbar, denn eine Gleichförmigkeit, wie sie vollkommener kaum zu denken ist, zeigte sich damals in Anzug, Gang und Haltung der Soldaten. Die Künstler, die jene Zeit im Bilde uns vor die Seele führen, haben ganz gewiß recht, wenn sie bei der Darstellung des preußischen Grenadiers der friedericianischen Zeit eine gewisse Schablone auch für das Gesicht zur Anwendung bringen.

Aber für die höheren Chargen war doch auch im altpreußischen Heere dem einzelnen so viel Freiheit in der Bewegung zugemessen, daß auch auf solchem Boden das Original erwachsen konnte. Ja, wenn wir an die Verhältnisse in den kleinen Garnisonen denken, wo der Kompanie- oder Schwadronschef der Höchstgebietende war und sich durch viele Meilen von seinem Vorgesetzten getrennt wußte, so daß außer bei den unvermeidlichen Besichtigungen der Herr Regimentschef oder Kommandeur vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht gesehen wurde, da können wir uns wohl denken, daß die in solcher Abgeschiedenheit gerade in besonders reichem Maße zugemessene Gewalt über eine große Anzahl von Menschen der beste Nährboden für das Original war. Und so war es auch thatsächlich. Ja, vielleicht ist kein Stand so reich an den merkwürdigsten, wunderlichsten Originalen gewesen, als eben gerade der Offizierstand im altpreußischen Heere. Die gewiß zahllosen Originale, die es auf der militärischen Stufenleiter nicht höher als zum Hauptmann oder Major gebracht und doch alt und grau geworden waren, sind freilich zum größten Teil der Vergessenheit anheimgefallen; um so treuer sind die geschildert worden, die es zu höheren Stellungen gebracht

hatten. Die Quelle fließt hier reichlich, wenn wir die Erinnerungen durchblättern, die jene alte Zeit wieder vor die Seele führen. Oft freilich sind die Bilder, die sich hier vor uns entrollen, keineswegs erquickend. Die Roheit der Sitten, der Mangel an Bildung des Geistes und Herzens, darüber in dem Heere von damals unstreitig zu klagen ist, spiegelt sich deutlich oft gerade in den Männern wieder, die wir als Originale bezeichnen müssen. Es sind die Extreme; aber sie lassen doch vielfach einen Schluß zu auf das was die in regelmäßigeren Bahnen sich bewegenden Gestalten gewesen sein mögen. Unter ihnen befindet sich aber doch auch wieder so mancher, dessen Bild erquickende Züge aufweist von Pflichttreue, Ehrfurcht vor des Königs Majestät, Anspruchslosigkeit und Einfachheit, aber auch wieder von hohem soldatischen Standesbewußtsein.

Alles heranzuziehen, was aus jener Zeit an originellen Gestalten vorhanden ist, würde freilich zu weit führen, und so wollen wir denn hier nur einige bisher wohl weniger bekannte Gestalten näher ins Auge fassen.

Ein ausgesprochenes Original war der General Wildau, der als Chef eines Regiments anfangs der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts in Bartenstein in Ostpreußen stand. Wie viele der damaligen preußischen Offiziere war er fremder Herkunft, seine Bildung darum eine sehr mangelhafte. Aber ein scharfer, natürlicher Verstand, eine eiserne Gesundheit und kühne Entschlossenheit ließen ihn doch als Soldaten Tüchtiges leisten. Sein gesunder Verstand sagte ihm, daß die zu seiner Zeit in der preußischen Armee übliche Behandlung des gemeinen Mannes nicht die richtige sein könnte. Wildau führte darum bei seinem Regiment eine durchaus nach humanen Grundsätzen eingerichtete Behandlung durch. Natürlich erregte das allgemeines Staunen und großes Kopfschütteln bei den höheren Offizieren in der Inspektion. Man verkündigte laut, daß diese Neuerung unmöglich auf die Länge der Zeit durchführbar sein könnte, das Regiment, meinte man, müßte sich völlig auflösen. Aber weit gefehlt. Wildau gestattete den Soldaten seines Regiments, ohne Begleitung und ohne Paß vor die Thore der Stadt zu gehen. Anderswo wäre das jedenfalls der Anlaß gewesen, daß die Soldaten scharenweise als Deserteure davonliefen; aber — was zuerst außer Wildau selbst wohl niemand erwartet hatte — das Regiment hatte die allerwenigsten Deserteure. Kein Geringerer als Boyen, der spätere Mitarbeiter Scharnhorsts bei der Reorganisation der preußischen Armee, war damals Wildaus Adjutant. Auf den jungen Boyen hatte gerade dieser Zug in den Anschauungen Wildaus nachhaltigen Eindruck gemacht. Noch 1833, als Boyen seine Erinnerungen niederschrieb, sagt er: „ich erkenne es dankbar an, daß dieses Beispiel zuerst den durch blinden Subordinationsglauben in mir erstickten Gedanken an das Edlere im Menschen, an die bessere Behandlung des Soldaten in mir geweckt hat.“ Wir wissen, daß Boyen in der Reorganisationskommission stets besonders betonte, wie es vor allem erforderlich sei, daß der Soldat eine humane Behandlung erfahre und daß mit dem zum preußischen Wesen, wie viele meinten, durchaus und unbedingt gehörenden Regiment des Stockes unter allen Umständen zu brechen sei. Jedenfalls ist diese Ueberzeugung in Boyen aus dem Samenkorn erwachsen, das der gesunde Sinn Wildaus in den damals noch jungen Offizier gelegt hatte. Schon darum ist die Persönlichkeit Wildaus eines ganz besonderen Interesses würdig.

Für die damalige Zeit mußte ein Mann mit derartigen von den allgemein angenommenen sich so weit entfernenden Grundsätzen schon als Original erscheinen. Aber Wildau war es noch in ganz anderer Weise. Seine Jugend war reich an Entbehrungen gewesen, denn seine Mutter, die Frau eines österreichischen Hauptmanns, war früh Witwe geworden und stand dann so gut wie mittellos vor der Aufgabe, ihren Sohn zu erziehen. Da mag es für den jungen Wildau knapp hergegangen sein. Und auch der preußische Dienst unter dem großen König ließ alles andere eher zu, als ein üppiges Wohlleben. Lange Jahre hindurch waren die Gelder nur knapp geflossen; man hatte sich eben einrichten müssen. Als nun die Stellung eines Regimentschefs Wildau ein reichbemessenes Einkommen bot, war jenes Zuratehalten der Mittel dem General zur andern Natur geworden. Und so erklärt sich das geradezu lächerliche Treiben, des hohen Offiziers in seinem Haushalte. Er selbst nämlich, der Generalleutnant und Regimentschef, begab sich regelmäßig auf den Wochenmarkt, um die Einkäufe für den Haushalt zu besorgen. Dabei war Wildau in voller Generalsuniform. Welch ein Anblick, wenn der General auf einen Bauernwagen kletterte, um dort auszusuchen, was er als brauchbar und notwendig erachtete; welch ein Anblick, wenn er, weil sein Diener vielleicht gerade nicht Zeit hatte, eigenhändig die verschiedenen Fleischwaren, Fische, Wild, Geflügel oder auch Gemüse und Obst heimtrug! Die Schildwache vor seinem Quartier präsentierte natürlich vorschriftsmäßig; wie mag es aber zuweilen über die sonst doch in eiserner Ruhe starrenden Gesichter der Soldaten gezuckt haben, wenn sie in solchem Aufzuge den General ankommen sahen! Und wenn des Morgens der Adjutant zum Vortrag erschien, war der Herr General oft gerade eifrigst in der Küche beschäftigt. Es galt vielleicht, eine fette Gans auszunehmen, einen feisten Hasen abzuziehen und ordentlich zu spicken, oder es galt, Wurstfülle kunstgerecht in den Darm zu bringen. Alles vollzog der General selbst, angethan mit einer Schürze zum Schutze der Uniform; äußerlich wohl einem biederen Fleischermeister ähnlicher als einem General Sr. Majestät von Preußen. Gewiß, daß die Herren Offiziere des Regiments bei ihrem Chef zu Tische waren, das war etwas alltägliches in jenen Zeiten, aber wohl einzig dastehend war es, daß der aufgetragene Braten von dem Herrn Regimentschef selbst gekauft, gespickt, vielleicht auch gebraten und mit Sauce begossen worden war.

Doch wir nehmen das dem alten Herrn nicht übel. Ist seine Art hierin auch eine ganz eigentümliche gewesen, wir wollen ihm das Recht dazu nicht absprechen, da er, wie wir sahen, in anderer Beziehung ebenfalls sein eigentümliches Wesen zur Geltung brachte, wo es galt in ganz besonderer Weise das Wohl des Heeres zu fördern.

General Wildau wurde ein Opfer des polnischen Feldzuges von 1794. Ein Biwak bei Kälte und Nässe brachte ihm eine schwere Erkältung. Drei Tage genügten, den kräftigen Mann hinzuraffen. Seine letzten Phantasien beschäftigten sich nicht mit häuslichen oder Küchenangelegenheiten, sondern mit Dispositionen zur Einnahme Warschaus. Er starb also durchaus als Soldat.

Als ein anderes Original muß General Günther angesehen werden. Er war der Chef der Bosniaken und Towarczys, die gerade in den polnischen Kämpfen der neunziger Jahre von hervorragender Wichtigkeit für das Heer waren.

Eigentlich ist Günther besonders darum als Original zu bezeichnen, weil ihm in einem Maße, wie sonst wohl keinem preußischen Offizier jener Zeit Eigenschaften innewohnten, die ihn zu dem ausgezeichneten Reitergeneral machten, der er war. Besonders die äußerste Mäßigkeit, verbunden mit großer körperlicher Kraft und gewissenhaftester Pflichttreue, sind die diesen Mann in hohem Maße auszeichnenden Eigenschaften. Wie Wildau war auch Günther in den Kämpfen des großen Königs um Schlesien in das Soldatenleben hineingekommen. Aber Günther hatte sich im Gegensatz zu Wildau eine gediegene wissenschaftliche Bildung erworben. Er war der Sohn eines Feldpredigers, der in Neuruppin in Garnison stand, als der damalige Kronprinz Friedrich Chef des dortigen Regiments war. Mancherlei ward von jenen schönen Tagen noch lange nachdem sie vergangen im Heere gemunkelt. Im Munde besonders der jüngeren Offiziere verdichteten sich diese Sagen zu dem Geflüster, dem damaligen Regimentschef sei die auffallend schöne Frau des Feldpredigers Günther nichts weniger als gleichgiltig gewesen, und der junge König Friedrich habe nachmals gewichtigen Grund dazu gehabt, dem Feldpredigersohne aus Neuruppin, der inzwischen ein wohlehrwürdiger Kandidat der Theologie geworden, den Weg in den Heeresdienst zu ebnen. Daran war gewiß nur das richtig, daß in der That Günther in jenen Kriegszeiten durch den König selbst veranlaßt worden war, das Schwert des Geistes mit dem preußischen Reitersäbel zu vertauschen; denn des Königs durchdringender Blick hatte sehr richtig erkannt, wie vorzüglich sich Günther zum Soldaten eignete. Etwas Geheimnisvolles aber umgab nun einmal die Gestalt dieses Mannes. Es war etwas Besonderes mit ihm. Heilige Ehrfurcht erfaßte besonders die jungen Offiziere, die mit ihm in Berührung kamen.

Welche Einfachheit in der Lebenshaltung herrschte bei diesem General! Zwar die Offiziere, die bei ihrem Chef speisten, hatten sich nicht etwa darüber zu beklagen, daß es kärglich hergegangen wäre! Keineswegs. Der Regimentschef vertrat des Königs Person, darum mußte auch alle Repräsentation nach Gebühr erfolgen; denn dazu gewährte ja der König seinen Generalen so reichliches Einkommen. Aber eben auch nur dazu — so meinte Günther — war dieses so reich bemessen; denn die eigene Person bedurfte dessen keineswegs. Günther selbst war wohl damals der enthaltsamste aller Offiziere Seiner Majestät von Preußen. Nur eine Soldatensuppe mit einem Stück Fleisch darin aß Günther; und — so erzählt Droysen —, als einst ein junger Offizier seinem Tischnachbar zuflüsterte, daß der Alte sich seine frugale Kost doch sehr gut schmecken ließe, wurde auch noch das Fleisch aus der Suppe gethan. Nie trank Günther Wein, nie war er in Berührung mit dem weiblichen Geschlecht gekommen, nie dachte er daran, von seinem reichbemessenen Einkommen Ersparnisse zu machen; kaum daß er einige Bücher beschaffte, um sich selbst weiter zu bilden und seinen Offizieren in den weit entlegenen einsamen polnischen Garnisonen hierzu behülflich sein zu können. Was übrig blieb, bekamen die Armen. Darum konnte es nicht wunderbar sein, daß die Sage ging, der General habe die drei Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams abgelegt.

Ein ausgezeichneter Reiter, leistete der General Unglaubliches, wenn es z. B. galt, die Garnisonen zu besuchen, in denen, oft viele Meilen von einander entfernt, die einzelnen Schwadronen der Regimenter seiner Inspektion in Polen lagen.

1795 legte er einmal auf diese Weise 150 Meilen zurück. Und welches Unterkommen wurde dem General auf diesen Reisen meistens geboten! Nur selten wohl ein anderes, als die jammervollste Bauernhütte geben konnte — an ein Bett war selbstverständlich in jenen Gegenden gewiß nur ganz ausnahmsweise zu denken. Und bei dem allen ging er von dem einen Gesichtspunkt aus, daß das eben nur seine Schuldigkeit dem Könige gegenüber sei. Daß der König schlecht bedient würde, war seine einzige aber fortgesetzte Sorge. Darum beherrschte er auch den Dienst selbst in seinen unwesentlichen Kleinigkeiten in solchem Maße, daß es hierin Keiner ihm nachthun konnte. Der gewandteste Kosak konnte gewiß seine Lanze so geschickt nicht führen, wie es der General that. Das Alter hatte keine Gewalt über diese Muskeln und Nerven. Natürlich war es darum wohl auch, daß der pflichteifrige General als Vorgesetzter lästig wurde. Wehe dem, der lässig oder gar pflichtvergessen war! Der sonst so ruhige, wohlwollende Mann war dann nicht wieder zu erkennen. Auch die kleinste Aeußerlichkeit im eigenen Anzuge wurde vom General nie vernachlässigt — darum verlangte er aber auch von seinen Untergebenen mindestens die gleiche Sorgfalt. Auch der Anzug war ein Stück Dienst und aus diesem Gesichtspunkt etwas Großes — ja Heiliges! Er forderte strengste Gewissenhaftigkeit; hier etwas außer Acht zu lassen, wäre Pflichtverletzung gegenüber der geheiligten Person des Königs gewesen. Das war Günthers Anschauung. Als sein Adjutant einst um Mitternacht gerufen wird — es handelte sich um eine eilige Sache im polnischen Kriege —, hat Günther noch nicht den Degen angelegt; er empfindet das selbst sofort und ruft dem eintretenden Major zu: „Bitte tausendmal um Verzeihung, daß Sie mich ohne Degen und Schärpe finden". Zum Orden schlug er nie seine Freunde vor — am liebsten nur seine Gegner —; es hätte sonst ja scheinen können, als sei er ungerecht. Seine Freunde wußten das; sie fühlten sich darum aber nicht zurückgesetzt; es war ihnen im Gegenteil eine Ehre, daß der General sie nicht vorschlug.

Ja, dieser Mann war ein Original, weniger in kleinen Dingen aber sicher in den großen, um die es sich im Leben des Soldaten handelt. Es gab nur einen Günther in Preußens Kriegsheer. Wer ihn ins Auge faßt, wird sagen: Es ist ein Verlust, wenn solche Originale nicht im preußischen Heere zu finden sind.

Günther starb 1803 in seiner Garnison Tycoczyn. Den Zusammenbruch des alten Preußen zu erleben, blieb ihm also erspart. Er wäre indes gewiß der Mann gewesen, der in der Zeit der Erhebung unschätzbare Dienste geleistet hätte. Boyen und York, denen das beschieden war, erkennen Beide gleicherweise an, daß sie in Günther geradezu das Ideal eines preußischen Soldaten sahen. In diesen Männern also hat auch Günthers Geist und Wesen an der Befreiung des Vaterlandes von fremdem Joch gewirkt.

Bei Weitem in seiner Bedeutung an Günther nicht heranreichend, aber doch auch eine in mancher Beziehung interessante Persönlichkeit ist der General Favrat. Auch ihn finden wir in den neunziger Jahren in Polen, wo er ein Korps befehligte. Auch Favrat war wie Wildau ein Ausländer von Geburt, er stammte aus Savoyen. Nie hat er das Deutsche richtig sprechen gelernt, und selbst die Kommandos fielen vielfach sehr fehlerhaft aus. Häufig z. B. kam es vor, daß er kommandierte: „Zieht Euch rechts, c'est à dire links zu". Auch italienische Brocken mischte er gelegentlich seinem Sprechen bei. Die Befehle, die er den

Adjutanten diktierte, mußten regelmäßig erst ins Deutsche übertragen werden. Originell war an Favrat besonders noch seine gewaltige Körperkraft, die er sich bis ins späteste Alter erhalten hatte. Manches, was man besonders im Kreise der jüngeren Kameraden hiervon zu erzählen wußte, mochte wohl erfunden sein, aber vieles ist doch auch durchaus verbürgt. In Rom hatte sich Favrat aus den Gefängnissen der Inquisition lediglich durch den Gebrauch seiner Arme befreit. Ein Mörser im Zeughause zu Danzig, den, wie man erzählte, August der Starke einst bewegt hatte, ward von Favrat mit Leichtigkeit gehoben. Einem Taschendiebe, der dem General einst die Börse stehlen wollte, zerbrach er die Finger in der Tasche. Seinen mit sechs Pferden bespannten Reisewagen, den diese aus einem Sumpf, in den er geraten war, nicht herausziehen konnten, brachte der General allein dadurch wieder in Gang, daß er ihn einfach mit der Schulter emporhob.

Besonders eigentümlich war an Favrat aber sein Familienleben. Ja, in dieser Beziehung wird wohl kaum jemals im ganzen Heere ein preußischer Offizier mit Favrat in eine Linie zu stellen sein. Denn Favrat hatte zwei Frauen. Ein wahrscheinlich früher leichtfertig gegebenes Eheversprechen zu erfüllen, war dem General Ehrenpflicht; aber die bereits geschlossene Ehe war dem hinderlich. Da genehmigte Friedrich der Große, daß Favrat eine zweite Gemahlin heimführte. Man erzählt, daß beide Frauen einträchtig neben einander gelebt hätten, jedenfalls, wenn das wirklich der Fall gewesen ist, etwas ganz Besonderes und Einzigartiges!

Eigenartig wie sein ganzes Wesen war auch die Taktik, die Favrat auf dem Exerzierplatz und dann auch den Polen gegenüber anwendete; aber sie erwies sich nicht als zweckmäßig, und trotz großer persönlicher Tapferkeit hat auch dieser General in Polen nicht gerade besondere Lorbeeren geerntet. Noch am Anfang des neuen Jahrhunderts war Favrat im Dienst; er stand in Glatz als Chef eines Regiments. Den Krieg von 1806 machte er nicht mehr mit.

Eine ganze Sammlung höchst wunderlicher Herren scheinen gegen Ende des 18. Jahrhunderts die älteren Offiziere im Kürassier-Regiment von der Marwitz gewesen zu sein. Leutnant Graf Henckel von Donnersmarck war 1794 in dieses Regiment versetzt worden; er giebt uns in seinen Memoiren eine Beschreibung dieses Offizierkorps, die vielleicht etwas zu stark aufträgt. Aber doch gewinnen wir durch sie einen Einblick in die Verhältnisse gewiß noch manchen anderen Offizierkorps damaliger Zeit, so daß uns manches erklärlich erscheinen wird, was 1806 geschah, wenn wir auch nicht etwa alle preußischen Offiziere von damals nach jenen von Henckel geschilderten beurteilen dürfen. Erquickend ist das Bild dieser alten wunderlichen Herren eigentlich nicht; aber es gehört doch zu dem Gesamtbilde des alten Heeres.

Gemeinsam war allen Stabsoffizieren des Regiments eine außerordentliche Hinfälligkeit; sie litten fast sämtlich an der Gicht, und es war für sie fast zur Regel geworden, daß sie auch in der Exerzierzeit mit dem Regiment nur bis vor die Thore ausrückten, um dann wieder umzukehren und daheim der Ruhe zu pflegen. Der Dienst oder ein anspruchsvoller Vorgesetzter hatte seit Jahren nicht gestört; in solcher beschaulichen Ruhe waren dann alle möglichen Absonderlichkeiten bei den einzelnen alten Herren emporgewachsen. Der Anzug erinnerte vielfach

kaum an eine Uniform; niemals wäre es diesen Herren in den Sinn gekommen, um Mitternacht Degen und Schärpe anzulegen, wie wir das bei dem strammen Soldaten Günther sahen; diese Herren legten gewiß Wochen hindurch den Degen überhaupt nicht an. Wie eigentümlich muß es doch gewirkt haben, wenn da der Herr Major des Combles, auf der Straße einhergehend, in seinem Kauderwälsch — er entstammte einer Refugiés-Familie — laut mit sich selbst sprach! Kaum dürfte dieser alte Herr eine besondere Autorität für die jüngeren Herren Offiziere und die Soldaten gewesen sein. Ebenso wenig wahrscheinlich trotz seines polternden Wesens und seiner Riesengestalt der Herr Regimentschef General von der Marwitz. Den sich bei ihm meldenden Leutnant Graf Henckel empfängt der General zwar mit blauem Leibrock angethan, aber wegen des Podagra in gelben Saffianpantoffeln mit der, wie ausdrücklich bemerkt wird, gewöhnlichen Introduktion „Mord-Schwerenot-Donnerwetter, mon ami, wo hat Sie der Kuckuk so lange gehabt?“ u. s. w. Nach so vielversprechender Anrede wird dem jungen Offizier gesagt, man werde ihn schon zur Räson bringen, auch sei er nach Zehdenick versetzt. Gleichwohl ladet der General den Leutnant zu Tisch; man sieht also, daß der wenig freundliche Empfang doch nicht so böse gemeint war.

Noch unbequemer und wunderlicher war General von Malschitzky, der 1797 Chef des Regiments wurde, „ein ganz kleiner dicker Mann, der über alle Begriffe beschränkt, aber böse und hinterlistig, dabei gewiß alle Nachmittage betrunken und dann also ohne Rücksichten war“. Ein glücklicher Stern führt den Leutnant Henckel zur Schwadron in Perleberg, wo der oben erwähnte Oberst von der Marwitz der Höchstgebietende war. Am frühen Morgen schon mußten sämtliche Offiziere mit Wachtmeistern und Fahnenjunkern bei ihm zum Rapport erscheinen und über alles Bescheid wissen. Da lag denn häufig der Herr Oberst noch zu Bett, da er wegen seiner Gebrechlichkeit die Transpiration abwarten mußte, eine Sorge, die bekanntlich am Morgen von Jena noch weit höher stehende Offiziere im Bette ließ, als die französischen Generale schon seit vielen Stunden fleißig zu Pferde gewesen waren! Bei solchen eigentümlichen Empfängen sollen aber doch den Herren Offizieren die unglaublichsten Grobheiten gesagt worden sein. Besonders liebenswürdig scheint auch der Herr Oberst bei Tisch nicht gewesen zu sein, denn „er sprach nie oder selten ein Wort und sah immer auf seinen Teller“. Eine bedenkliche Eigenschaft für einen General ist es wohl, wenn er bei den Ritten zu den einzelnen Schwadronen an den Dorfkneipen durchaus nicht vorüberkann, ohne einen Schnaps zu nehmen und ebenso, wenn in den Garnisonen nach den Besichtigungen so viel gegessen und getrunken wurde, „so daß mein General immer gleich nach dem Essen zu Bett gebracht werden mußte“. Recht merkwürdig ist auch die von unserem Gewährsmann wörtlich mitgeteilte Rede des Generals gelegentlich der Eidesleistung des Offizierkorps nach dem Tode Friedrichs Wilhelms II.: „Seine Majestät Friedrich Wilhelm II. haben geruht zu sterben. Wir werden also nun dem neuen König schwören. Wie er heißen wird, ob Friedrich Wilhelm oder Friedrich kann man so eigentlich nicht wissen; das thut auch nichts zur Sache. Was ist da anders zu sagen, als: andere Regierung, andere Montierung. Herr Gerichtsschreiber, lesen Sie den Eid vor!“

Nicht minder sonderbar war wohl auch eine von dem bekannten General Rüchel einst an die Kadetten in Potsdam gehaltene Ansprache, die nach dem Bericht eines Ohrenzeugen folgendermaßen gelautet haben soll: „Meine jungen Herren,

Sie sind von edler Herkunft: ein heißes Ehrgefühl durchglühe Ihre Brust; machen Sie sich nicht gemein und geben sich nicht mit Gemeinen ab; bedenken Sie, daß Sie Offiziere werden, Offiziere der königlich preußischen Armee. Vor allen Dingen machen Sie sich von Allem, was Sie lernen und vornehmen, vorher ein Tableau. Aber dieses Tableau muß ein rechtes Tableau sein, denn ein Tableau ohne Tableau ist kein Tableau." Unmöglich ist es wohl nicht, daß der in vielen Hinsichten sehr tüchtige General Rüchel solche Absonderlichkeit sich geleistet habe; denn auch in anderen Beziehungen liebte er es, eigentümlich — Droysen sagt: noch genialer, als er war — zu erscheinen.

Die Person des Generals Rüchel führt uns schon in die für die preußischen Waffen so traurige Zeit von 1806. Die großen Hoffnungen, die König und Heer gerade auf Rüchel gesetzt hatten, verwirklichten sich nicht. Das alte Wesen des preußischen Heeres ging damals zu Grunde. Auch Rüchel erhielt den Abschied; mit ihm viele der alten Herren, die so groß gewesen waren in allerlei kleinen Dingen und Sonderbarkeiten, leider eben vielfach nur in diesen. Aber die Trümmer des alten Heeres boten doch noch Stoff genug, aus ihnen, freilich nach scharfer Sichtung, ein neues aufzubauen. Da hat natürlich auch manches Original noch im neuen Heere seine Stelle gefunden, und auch wacker ausgefüllt; denn so mancher Offizier, der zäh an seinen Sonderbarkeiten festhielt, war ebenso zäh, wenn es galt, einer soldatischen Pflicht gerecht zu werden und die Ehre des vor der Erhebung vielfach so arg geschmähten Standes zu verteidigen.

Unter dem im Jahre 1806 besiegten Preußen finden wir auch Männer, wie Scharnhorst, Kleist, Tauentzien, Bülow, Yorck und Blücher. Auch sie sind Originale; besonders die beiden letztgenannten. Männer, mit so ausgeprägtem Wesen wie sie, müssen Originale sein, denn sie sind eben nur einmal vorhanden.

Welche Eigenheit im Wesen jenes so ernsten strengen Yorck, des Mannes, der „scharf war wie gehacktes Eisen", dessen Blick stets kühn und durchdringend, nie aber freundlich war! Wieviel Selbstverleugnung war in diesem Charakter! Immer wieder muß er es hören, daß sein König ihn nicht leiden mag, da er ihm nicht vergessen kann, wie er in Tauroggen eigenmächtig gehandelt! Im Frühling 1813, als nach den Schlachten bei Lützen und Bautzen die Armee sich zurückzieht, muß der Held aus dem Munde des Königs das in unwilligem Ton gesprochene Wort hören: „Haben es ja nicht anders gewollt, sind an allem schuld." Aber Yorck legte seinen Degen nicht nieder; er kannte seine Pflicht. Ohne Ueberlegung weiß er besser als sein König, daß dieser einen Yorck jetzt nicht entbehren kann. Gewiß, nur wenige würden es damals diesem Manne nachgethan haben; er war eben einzig in seiner Art.

Und in noch höherem Maße ist das mit Blücher der Fall. Wer kennt nicht die Eigenart seines schriftlichen Ausdrucks? Schon dieser macht Blücher zum Original. Welche Rechtschreibung! Und doch ist sie es nicht etwa allein, die seine Briefe so eigenartig macht. Unter hundert in gleicher barbarischer Schreibweise abgefaßten Briefen würde, auch wer nur oberflächlich Blüchers Wesen kennt, einen einzigen von Blücher herrührenden herausfinden. Der alte Held ist eben durchaus Original auch hier.

In einzelnen Zügen das originelle in Yorck und Blücher nachzuweisen, ist unnötige Mühe. Ihre Gestalten leben zu sehr in den Herzen aller Deutschen,

wir müßten also nur wiederholen, was allgemein bekannt ist. Darum mögen ihre Namen nur in diesem Zusammenhange Erwähnung finden.

Wir konnten hier natürlich nur eine beschränkte Zahl von Generalen aus dem alten Heere vorführen und bei allen auch nur das sie gerade besonders kennzeichnende. Die heutigen Verhältnisse im vaterländischen Heere sind vielleicht dem Aufkommen solcher thatkräftigen Männer wie jener Wolfersdorff und die nach ihm genannten nicht so günstig. Aber wir müssen doch von Herzen wünschen, daß solches Wesen, wie es in einem Günther, Blücher und Yorck sich findet, nie im Heere fehle, mag die Schale, unter der es sich birgt, noch so eigentümlich anmuten.

XI.

In polnischen Garnisonen.

Wenig mehr als 100 Jahre sind verflossen, seit Preußen seine letzte große polnische Erwerbung machte. 1795 war bekanntlich dem wunderlichen Staatswesen Polen, das sich „Republik" nannte und doch einen König hatte, durch die drei Großmächte Rußland, Preußen und Oesterreich ein Ende gemacht worden. Preußen war nun zum großen Teil ein slavischer Staat. Denn mit den in der ersten und zweiten Teilung schon erworbenen Provinzen Westpreußen und Südpreußen umfaßte es nunmehr, nachdem noch Neu-Ostpreußen und Neu-Schlesien hinzugekommen war, neben 3000 Quadratmeilen großenteils (außer in Oberschlesien) lediglich von Deutschen, nicht weniger als 2500 Quadratmeilen fast nur von Polen bewohnten Gebietes.

In Bialystok und Sokolka, etwa 100 Meilen östlich der Stadt Posen im Gebiete des Narew sowie in Wesel am Rhein wohnten Unterthanen des Königs von Preußen. Ueber 200 Meilen in der Luftlinie war die Ostgrenze von den westlichen Gebieten Preußens entfernt. Und damals gab es östlich der Oder noch nicht eine einzige Chaussee. Und wie sah es mit den Straßen erst gar in den neu erworbenen Provinzen aus! Wurde doch hier der regelmäßige Postenlauf erst von Preußen eingerichtet. So bescheiden man damals auch, was die Verkehrsmittel anbetrifft, war, hier konnte doch die größte Anspruchslosigkeit nicht zufrieden sein; denn es waren eben der Verkehrsmittel so gut wie gar keine, wenigstens in der ersten Zeit nach der Besitzergreifung, vorhanden. Wer einmal in jene östlichen Gebiete der Monarchie verschlagen war, der mußte für lange Zeit Abschied nehmen von der alten Heimat; er sah sie gewiß sobald nicht wieder.

Vor allem war es nun für den preußischen Soldaten eine saure Pflicht des Gehorsams, sich in den neuen Gebieten einrichten zu müssen. Denn nur die Macht und die Waffen konnten die neuen Provinzen sichern. Dem Volk war nicht zu trauen. Nur zu schmerzliche Erfahrungen hatte man 1794 gemacht. Der Aufstand infolge der zweiten polnischen Teilung hatte nur mühsam, ja sogar nur mit russischer Hilfe niedergeworfen werden können. Nun mußten die neuen

Erwerbungen gehalten werden, besonders da ja im Westen alte preußische Besitzungen verloren gegangen waren. Die Aufgabe, das Land zu einem sicheren Besitz zu gestalten, fiel dem Heere zu. Zahlreiche Garnisonen mußten in den weiten Gebieten eingerichtet werden. Ein Blick auf Land und Leute muß darum wohl von ganz besonderem Interesse für uns sein. Ist es doch ein gutes Stück preußischer Heeresgeschichte, das dort sich abspielte.

Schon Westpreußen hatte 1772 den preußischen Truppen wenig Verlockendes bieten können. Kein auch nur halbwegs angemessenes Wohngebäude fand sich in den meisten Städten, in dem ein Offizier mit Familie oder auch ohne solche nach den bisherigen, übrigens in den meisten Fällen durchaus bescheidenen Lebensgewohnheiten hätte unterkommen können. Das vielumstrittene, in der ersten Teilung ebenso wie Danzig Preußen noch vorenthaltene Thorn hatte beispielsweise damals nur 5500 Einwohner. Viele Häuser standen leer, ganze Stadtteile waren in Verfall. Was für elende Nester mögen aber erst die übrigen Städte gewesen sein! Bromberg verdankt sein Dasein als Stadt eigentlich erst der preußischen Zeit. Es können also nur noch Graudenz, Elbing, Kulm und Marienwerder als Garnisonen in Betracht gekommen sein. Thatsächlich waren auch nur in diesen Orten bis 1794 Garnisonen in Westpreußen untergebracht; erst nach der zweiten Teilung, in der auch Danzig und Thorn an Preußen fielen, wurden auch in diese Städte Garnisonen gelegt. Die Rangliste von 1800 nennt noch Preußisch-Stargard, Inowrazlaw, Bromberg und Marienburg als Garnisonen innerhalb des Bezirkes der westpreußischen Inspektion. Gnesen im damaligen Südpreußen und einige kleine Ortschaften in Ostpreußen waren ebenfalls mit Truppen der westpreußischen Inspektion belegt. Es gab augenscheinlich in Westpreußen nicht genug Ortschaften, in denen Truppen untergebracht werden konnten.

Anspruchslos, wie er damals noch war, gelang es dem Soldaten, auch unter schwierigen Verhältnissen sich einzurichten, als die Besetzung Westpreußens nötig geworden war. Der große König sorgte dafür, daß den Herren Offiziers die Zeit nicht lang wurde; denn der Dienst wurde in unerbittlich strenger Weise gehandhabt. Die Müdigkeit wußte sich auch mit dem härtesten Lager abzufinden, und der gesunde Appetit infolge der körperlichen Anstrengungen durch das Exerzieren mit der einfachsten Mahlzeit. Geistig rege Naturen waren freilich übel daran. Aber auch sie mußten hier leben und wußten die Schwierigkeit zu überwinden, sodaß sie nicht ganz verkamen. Schließlich war ja auch Westpreußen noch nicht gar so weit entfernt von der alten Heimat. An der Küste des Baltischen Meeres wohnten sogar viele Deutsche. Ostpreußen, Pommern, die Mark waren erreichbar. Nur im Süden hing die neue Provinz mit durchaus polnischem Gebiet zusammen.

Schlimmer aber war es, als 1793 Südpreußen und 1795 gar Neu-Ostpreußen mit Garnisonen versehen werden mußten. Da wurden große Anforderungen an den Gehorsam des preußischen Unterthanen gestellt; denn das Land, das nun den Soldaten und bald auch zahlreichen Beamten zum Aufenthalt angewiesen werden mußte, war in dem denkbar jammervollsten Zustande. Von Städten, wie in deutschen Landen war hier keine Rede. Dem Namen nach gab es zwar deren auch hier, wie in Westpreußen, sehr viel, sie waren aber in Wirklichkeit nichts anderes als die traurigsten Dörfer. Kaum daß außer Kirche und Kloster noch ein aus Stein gebautes Haus vorhanden war, in dem der adelige

Herr wohnte. Nur sein Haus war in den meisten Fällen mit einem Rauchfang versehen; die übrigen „Häuser" waren elende Hütten, mit Wänden aus Lehm und Holz, mit Dächern aus Stoh. Das Vieh hauste mit seinem Herrn und dessen Kindern in einem großen Raume. Nur durch den Namen unterschieden sich die meisten Städte von den Dörfern, denn sie waren eben auch hauptsächlich von Bauern bewohnt. Gab es doch in Polen keinen Bürgerstand; nur daß in der „Stadt" ein paar Juden wohnten, die meisten als Gastwirte oder Händler, als solche dem Volke seine wenigen Bedürfnisse — sie bestanden hauptsächlich aus Branntwein — für teuren Preis verkaufend. Zuweilen war in Polen der Jude auch Handwerker.

Und wie sah es auf den Dörfern aus!

In ähnlichem Maße verkommen wie das Volk war der Adel. Wohl hatte namentlich der begüterte Pole durch Reisen im Auslande eine gewisse Bildung sich angeeignet; aber sie beschränkte sich meistens auf äußeres. An gewinnenden Formen that es selten jemand dem Polen gleich. Indes, grenzenlose Unwissenheit, ja Rohheit und Sittenlosigkeit versteckten sich in den meisten Fällen unter diesen Formen. Bei der großen Masse des polnischen Adels freilich lag Unwissenheit, Rohheit und Sittenlosigkeit, ja sogar die größte Unsauberkeit ganz unverhüllt zu Tage. Ueppigkeit, Liederlichkeit und Hochmut des hohen und begüterten waren ebenso groß, wie die Armseligkeit, Verlumptheit und Kriecherei des geringen Adels. Diesen — die Schlachta — benutzte der hohe Adel, um in die Landtage zu kommen und daselbst nach Gutdünken zu seinem eigenen Vorteile zu walten. Scharenweise drängten sich darum diese armen Adeligen zu den Tischen der Reichen; in Unterwürfigkeit küßten sie dem hohen Herrn nicht bloß die Hände, sondern auch den oft schmutzigen Saum des Gewandes!

Das waren im wesentlichen die Leute, die in den neuen preußischen Gebieten vorgefunden wurden. Denn ein polnisches Beamtentum war so gut wie gar nicht vorhanden. Auf dem Lande war ja der Grundherr der allmächtige Mann, der natürlich neben der seinigen nicht die Autorität eines Staatsbeamten duldete. Es gab keine Thätigkeit für Beamte; denn der Grundherr sprach Recht, ihm gehörte Grund und Boden, ja das Leben der Bauern. In den wenigen Städten gab es wohl Beamte, aber die polnischen Aemter waren käuflich; sie galten als Waare, aus der man den größtmöglichen Nutzen herauszuschlagen suchte. Viele der polnischen Beamten, und vielleicht gerade die besseren, hatten übrigens nach der zweiten Teilung das Land verlassen und sich nach dem noch selbständigen Polen begeben.

Von der Geistlichkeit, die zum großen Teil dem niederen Adel angehörte, ist dasselbe wie von diesem zu sagen. Auch in ihr waren keine Elemente vorhanden, die dem Lande und Volke hätten zum Segen sein und der neuen Herrschaft eine Handhabe bieten können, dem so arg darniederliegenden Lande wieder aufzuhelfen.

So waren es also schwere Aufgaben, die hier dem preußischen Staate erwuchsen. Das Heer war berufen, sie zu lösen, wenn sie überhaupt zu lösen waren; denn die Beamtenschaft Preußens reichte nicht aus, etwa so viele ihrer Glieder abzugeben, wie für die neuen Erwerbungen nötig gewesen wären. Kamen doch für solche Abgabe von Beamten überhaupt nur die Provinzen Ostpreußen,

Pommern, Schlesien und die Mark in Betracht; denn die Gebiete links der Elbe waren doch schon räumlich zu weit entfernt, als daß unter den damaligen Verkehrsverhältnissen daran zu denken gewesen wäre, aus ihnen preußische Beamte nach Polen zu versetzen.

Es waren aber nicht bloß Aufgaben, wie sie sonst der gewaffneten Macht zufallen, die hier der preußischen Soldaten warteten; der Soldat mußte hier vielfach auch die Arbeit verrichten, die sonst den Beamten zugewiesen wird. Besonders fiel es den Stabsoffizieren sehr häufig zu, als Richter aufzutreten, ja sogar einem ganzen Richterkollegium zu präsidieren. Diejenigen Mitglieder der bisherigen Gerichte, deren Betrügereien gar zu offenkundig gewesen waren, hatte die neue Regierung zwar aus diesen Gerichten entfernt, aber für die preußischen Begriffe von Recht und Pflicht waren auch jetzt noch diese Behörden durchaus unfähig, ihrer Aufgabe zu genügen. Plackereien und Betrügereien unglaublicher Art gingen auch jetzt noch vielfach von diesen Pflegestätten der Gerechtigkeit aus. Ein preußischer General konnte das unmöglich länger mit ansehen. Darum machte der General Günther kurzen Prozeß und bildete aus den angesehensten polnischen Edelleuten neue Gerichte; die Vorsitzenden dieser neuen Gerichte waren in den meisten Fällen preußische Stabsoffiziere. Die aus diesen Verhältnissen sich ergebende ungewohnte Thätigkeit mag wohl diesen Herren manchen schweren Seufzer ausgepreßt haben, aber das Gerichtsverfahren wird gewiß im Verhältnis zu dem bisherigen Schlendrian ein straffes gewesen sein. Wahrscheinlich hat auch damals in preußischen Händen dem polnischen Volke gegenüber der Stock ein Wörtlein gesprochen, wie es ja nun einmal im Heere Seiner Majestät alte Gewohnheit war. Und thatsächlich mag wohl dem polnischen Volke gegenüber diese ultima ratio gut angebracht gewesen sein. Oft freilich wird trotz redlichen Willens das Recht und die Gerechtigkeit nicht gerade zu augenfällig zur Geltung gekommen sein, verstand doch der schnauzbärtige Herr Präsident von der fürchterlichen polnischen Sprache sehr oft nichts, und das polnische Volk wieder kein Wort deutsch!

Auch zu den Vermessungen der Güter und der Eintragung ihres Reinertrages in die Steuerrollen mußte der Offizier seine Arbeitskraft hergeben. Staunend sahen die polnischen Edelleute, daß es auch Männer gab, die nicht empfänglich waren für Bestechungen. Yorck, der 1795 als Major in der oberschlesischen Füsilier-Brigade in Widawa in Garnison lag, wurde bei solcher Gelegenheit von einem biederen polnischen Grundherrn auf die Schulter geklopft und gebeten, seinen Namen doch nicht mit auf die Karte zu setzen. Ein Yorck und eine Pflichtverletzung! Der Pole kannte nicht den Geist des preußischen Offiziers von echtem Schrot und Korn.

Der Dienst wurde in der Fremde natürlich genau so betrieben wie ehemals in der alten Heimat. In dieser Beziehung blieb selbstverständlich alles beim alten. Ja, vielleicht wurde es damit eher noch straffer; denn wenig Beschäftigung wartete sonst der Offiziere. Zwar wo ein ganzes Regiment in Garnison lag, oder gar, wie in Warschau, eine größere Anzahl vereinigt war, da fehlte es nicht an Unterhaltung. Der leichtlebige Ton, der damals gang und gäbe war, hatte auch hier Eingang gefunden. Nicht völlig wurde die Beamtenschaft von dem Verkehr mit den Offizieren ausgeschlossen, und auch die Großen des polnischen Adels, natürlich nur, sofern sie beim Aufstand von 1794 nicht beteiligt gewesen waren, hatten

Fühlung mit den Offizieren des Königs. Manches Fest, bei dem es in polnischer Weise laut und fröhlich herging, sah auch die prunkvollen Uniformen preußischer Generale und Stabsoffiziere. So war es in Warschau. Aber wie ganz anders war es in den so außerordentlich zahlreichen kleinen Garnisonen! Da floß das Leben in geisttötender Einförmigkeit dahin. Das trifft besonders zu für die kleinen Garnisonen der Kavallerie. Die Verhältnisse forderten, daß Neu-Ostpreußen möglichst mit Kavallerie belegt wurde. Nachdem die Huldigung in Warschau im Juli 1796 stattgefunden, die Grenzen reguliert und die Truppen demobil gemacht waren, bezogen diese ihre endgiltigen Garnisonen. Im ganzen bekam Neu-Ostpreußen 9 Bataillone Infanterie, 15 Eskadrons Dragoner und 30 Eskadrons Husaren.

Namentlich die letzteren waren in jammervollen kleinen Garnisonen untergebracht. Jede Eskadron hatte ihre besondere Garnison, das ganze Regiment etwa 10 Garnisonen! Und was waren das für Nester! Dem Husaren-Regiment Suter (Nr. 5) waren von 1797 bis 1806 folgende Garnisonen angewiesen: Wierzbolow, Witkowiski, Schirwind (seit 1801), Wystyniec, Przerosl, Maryampol (seit 1801), Kedwarya, Suwalki, Prenn, Serry, Sokolka, Holynka (die beiden letzten nur bis 1801). Fast 20 Meilen (145 Kilometer) Entfernung in der Luftlinie ist von Sokolka bis zur Garnison des Stabes! Da konnte von einem Verkehr mit Kameraden kaum die Rede sein; abgesehen von den wenigen Wochen der Exerzierzeit, in denen das Regiment zusammengezogen war. Die übrige Zeit des Jahres war der Offizier vereinsamt mit den wenigen Kameraden der Eskadron. Im ganzen bestand ja das Offizierkorps einer Eskadron aus nur vier, höchstens fünf Offizieren, einem Major oder Rittmeister, einem Premier-, zwei Sekondleutnants und einem Kornet. Die Sekondleutnants und der Kornet waren doch meistens so viel jünger als der Schwadronschef, daß von eigentlichem kameradschaftlichen Verkehr keine Rede sein konnte, selbst wenn der Herr Höchstkommandierende in der Schwadron Eigenschaften besaß, die ihn für die jungen Leute genießbar machten. In den meisten Fällen war er doch lediglich der Vorgesetzte. So waren eben die wenigen jungen Offiziere auf sich selbst angewiesen. Und Jahre hindurch gab es in den meisten Fällen keine Personalveränderung im Offizierkorps der Eskadron. Von den 50 Offizieren oben erwähnten Husaren-Regiments, die in der Rangliste von 1795 verzeichnet sind, bringt die von 1799 noch 38. Bis zum Jahre 1800 sind nur 21 Abgänge zu verzeichnen, jährlich also etwa vier. Unter diesen 21 Abgängen im Regiment erscheinen 10 Sekondleutnants, die den Abschied erhalten haben, einer merkwürdigerweise als Rittmeister; zwei Obersten, ein Stabsrittmeister und ein Premierleutnant wurden ebenfalls verabschiedet, zwei Majors und ein Sekondleutnant starben; nur ein Premierleutnant und ein Kornet wurden versetzt; ein Sekondleutnant wurde Stadtinspektor in Warschau. Hieraus geht hervor, daß gerade die Reihen der Rittmeister und Leutnants fast unerschüttert blieben. Versetzungen gehörten zu den seltensten Ausnahmen und kamen fast nur dann vor, wenn die Stelle eines Regimentskommandeurs frei wurde. So also stagnierte das Leben. Nicht etwa in diesem einen Regiment nur, sondern auch bei den anderen. Beim Regiment von der Trenck, später Regiment Glauer (Husaren Nr. 10), das ebenfalls in Neu-Ostpreußen in Garnison lag, waren die Verhältnisse noch schlimmer. Hier sind in der Zeit von 1795 bis 1800 so gut wie gar keine Aenderungen vorgekommen; dreimal hat ein Wechsel der höchsten

Charge stattgefunden: ein Rittmeister, zwei Sekondleutnants und ein Kornet erhielten den Abschied, ein Premierleutnant wurde in eine Invaliden-Kompanie versetzt, ein Kornet entlassen, und nur zwei Versetzungen in andere Truppenteile kamen vor! Also die lange Reihe der Offiziere dieses Regiments blieb fünf Jahre hindurch fast unverändert. Kein neues belebendes Element kam in das Regiment. So war es damals in den meisten Truppenteilen. Dabei der ermüdende eintönige Dienst, der den größten Teil des Tages in Anspruch nahm. Der Mittagstisch beim Eskadronchef war die einzige Gelegenheit, wofern eben der Major oder Rittmeister verheiratet war, die Luft des Familienlebens zu atmen; sonst war im allgemeinen keine Möglichkeit, mit gebildeten Menschen zusammen zu kommen. Ein trostloses Dasein!

In der Garnison des Stabes war es etwas besser; denn da war doch noch das Haus des Regimentschefs und des Kommandeurs, in dem auch der Feldprediger und Auditeur mit den „Herren Offiziers" sich zusammenfand. Die Gastlichkeit der höheren preußischen Offiziere hat gerade in jenen abgelegenen Garnisonen damals sich segensvoll gezeigt.

Natürlich suchte und fand der preußische Offizier auch Anschluß an den Adel des Landes. Gastfrei war ja der Pole stets. Die Fremden freilich, die 1793 und 1795 ins Land kamen, waren nichts weniger als gern gesehene Gäste. Scharf indes wurde der Gegensatz erst, als 1794/95 viel Blut geflossen war. Aber die Zeit ließ auch hier manche Wunde vernarben; man mußte nun einmal miteinander leben. Gerade weil bei den Untergerichten und den Landesvermessungen das Wort des preußischen Offiziers sehr viel galt, mußte der Adel schon mit ihm auskommen. Und man kam aus. Ja, die Reihen der Offiziere Seiner Majestät von Preußen waren in den Provinzen Süd- und Neu-Ostpreußen am Anfang des neuen Jahrhunderts stark durchsetzt mit solchen polnischer Nationalität. Nicht umsonst hatte man in Kulm in Westpreußen und in Kalisch in Südpreußen Kadettenkorps errichtet. Das Kalischer Haus war freilich zunächst nur für hundert Zöglinge berechnet, die nicht einmal sämtlich polnischer Nationalität zu sein brauchten. Zuweilen war eine zwangsweise Rekrutierung junger Edelleute aus den neuen Provinzen für das Kalischer Haus nötig geworden. Indes sieht man doch, daß nach und nach die Abneignng des polnischen Adels, seine Kinder als preußische Offiziere zu wissen, nachließ. Schon um 1800 sehen wir in einzelnen Regimentern die Stellen der Offiziere, besonders natürlich in den unteren Chargen, zuweilen zur Hälfte von Polen eingenommen. Da finden wir die Namen Bybinsky, Pawlowsky, Pomianowsky, Carnawally, Witrowsky, Rochowsky, Herstopsky, Jutrzenka, Gohlowsky, Chrzanowsky, Rupniewsky, Wyschitzky, Zbornowsky, Czapiewsky, Riwotzky, Woyciechowsky und viele andere. Und natürlicherweise ließ man die jungen Offiziere vom polnischen Adel nicht immer in ihrem Heimatlande, wohl geflissentlich brachte man sie in deutsche Umgebung. So findet sich auch in Glogau mancher offenbar aus Südpreußen stammende Offizier. Sogar in der Berliner Garnison standen solche. Im Regiment Alt von Larisch (Nr. 26) z. B. werden 1806 ausdrücklich zwei Südpreußen und ein Neu-Ostpreuße als Offiziere erwähnt; alle Drei mit durchaus polnischen Namen.

Jedenfalls hatte der Umstand, daß polnische Adlige preußische Offiziere waren, den Vorteil für die in einsamen Garnisonen lebenden Offiziere, daß der Adel in der Nähe, soweit er durch einzelne Familienglieder in der preußischen

Armee vertreten war, nun naturgemäß dem Verkehr mit dem Offizierkorps der nächsten Garnison nicht sich entziehen konnte und wollte. Die gefälligen Formen, über die der Pole verfügt, erleichterten das Anknüpfen solcher Beziehungen. Und gern folgte der lebenslustige, junge Offizier der Aufforderung in ein polnisches Haus, so fremd und ungewohnt ihn da auch manches anmutete, wenn er an die strenge Ordnung, die Sauberkeit und Einfachheit in der Heimat dachte. Aber der leichte Sinn der Jugend fand sich oft nur zu schnell hinein in die Ueppigkeit und das wilde Treiben bei solch einem polnischen Feste. Eigentümliche Gegensätze waren dabei zu beobachten.

Wie solch ein Fest in polnischem Hause verläuft, ist von Gustav Freytag trefflich geschildert worden. Denken wir uns einen preußischen Offizier als Gast im Hause des vornehmen Polen, so paßt das, was der große deutsche Kulturhistoriker beobachtet hat, ganz gewiß auch für jene Zeit. Wir folgen darum in nachfolgender Schilderung im wesentlichen der Darstellung Gustav Freytags.

Ritt der preußische Offizier zum erstenmal in den Hof eines polnischen Adligen ein, so fragte er wohl nach der Behausung des gnädigen Herrn; denn als solche konnte er unmöglich das lange einstöckige Wohnhaus, mit Kalk beworfen und Schindeln oder Stroh gedeckt, ansehen. Das hätte daheim höchstens als Wohnung für den Arbeiter getaugt. Gleichwohl erwidert der polnische Diener: „Hier ist der Palast“ und hält devot den Steigbügel. Staunend betritt der schmucke Offizier den unsauberen Hausflur. Mehrere schnurrbärtige Diener eilen dienstfertig herbei, den Mantel abzunehmen und öffnen bald eine niedrige Thür. Da zeigt sich plötzlich eine andere Welt. Die Herrschaft hat zufällig gerade Gäste um sich, lediglich Glieder des benachbarten Adels. In tadelloser Toilette zeigt sich die Frau des Hauses mit ihren Töchtern. Der neue Besuch wird vorgestellt und alsbald zu längerem Bleiben aufgefordert.

Eine lebhafte Unterhaltung ist bald im Gange. Leichte französische Bonmots und lebhafte Ausrufe in melodischem Polnisch fahren durcheinander. Aus Höflichkeit gegen den deutschen Gast hört man wohl auch zuweilen eine eintönige deutsche Phrase. Merkwürdig — aber die Einrichtung der Wohnung zeigt, daß hier die Unkultur des Sarmaten und die Feinheit eines Pariser Salons sich begegnen. Zum großen Teil sind die Möbel offenbar vom Dorftischler hergestellt, die Fensterscheiben geflickt, vor dem Sopha ein zerrissener Teppich. Aber ein feines Klavier steht in der Mitte des Zimmers*), und die Damen sitzen auf mit Seide überzogenen Sesseln mit vergoldeten Rücken- und Seitenlehnen. Zu ihren eleganten Toiletten will es nicht stimmen, daß in dem zufällig geöffneten Nebenzimmer die kleinen Kinder des Hauses in mehr als fragwürdigem Anzuge sichtbar werden. Eine Stunde hat man sich bereits unterhalten; kein Mund hat wohl auch nur eine Minute stillgestanden; da öffnet ein junger Herr das Klavier, schlägt einige Akkorde an, und alles springt wie elektrisiert auf, um zu tanzen. Die Dame des Hauses klingelt, vier wildaussehende Männer stürzen ins Zimmer, ergreifen das schwere Instrument und tragen es hinaus. Die Gesellschaft drängt nach über den Hausflur in den gegenüberliegenden Saal. Aber was ist das für ein Raum? Roher Kalkanstrich bedeckt mangelhaft die Wände, an denen hölzerne Bänke angebracht

*) Das in Polen beliebteste Instrument, das häufig selbst in adligen Häusern in Brauch war, wenn getanzt wurde, war allerdings Ende des vorigen Jahrhunderts noch der Dudelsack.

sind; in der Ecke ein abscheulicher Ofen. Mitten im Saal hängt zerrissene Wäsche auf Leinen; im Augenblick ist sie durch die Fäuste der Diener heruntergerissen; einer läuft zum Ofen, bläst das Feuer an, und in kurzer Zeit walzen sechs Paare durch den eben noch so öden Raum. Der Damen sind zu wenig — ein junger Graf mit schwarzem Sammetbärtchen und zwei wunderschönen blauen Augen bindet ein Battisttuch um den Arm und erklärt sich mit graziösem Knix für eine Dame. Sogleich wird er von einem anderen Herrn ritterlich zum Tanz geführt. Bald wird das Tempo der Musik und des Tanzes lebhafter; das Feuer des polnischen Stammes flammt auf — die Köpfe glühen — das Haar wird schlaff vom warmen Tau — da bringen wieder die schnurrbärtigen Diener in den Saal, sie bieten Champagner in Eis. Stehend, auf dem Sprunge, schlürfen die Tänzer den kalten Trunk. Gleich darauf stürmt von allen Ecken der Ruf nach einem polnischen Nationaltanz zu dem Hauslehrer, der am Flügel sitzt. Jetzt erst flattern die Bänder; wie auf Sprungfedern schnellen die Tänzer durch das Zimmer; wie Bälle fliegen die Mädchen aus einem Arm in den andern. — —

Und unter diesen Tänzern bewegt sich der preußische Offizier. Die allgemeine Erregung hat auch ihn ergriffen. Bald ist er heimisch geworden auch in solcher Umgebung; besonders natürlich in den Familien, die schon jüngere Angehörige im Heere des Königs haben.

Freilich — nicht für alle Garnisonen fand sich bei dem pekuniären Verfall des Landes, der im 18. Jahrhundert um sich gegriffen hatte, solches Haus in erreichbarer Nähe. Vielfach war es darum lediglich die Jagd, die damals für den preußischen Offizier eine Abwechslung mit dem eintönigen Dienst brachte.

Daß unter diesen Verhältnissen die wissenschaftliche Bildung des Offiziers in jenen Gegenden nur selten Förderung empfangen konnte, ist wohl erklärlich. Ein Buch sich zu verschaffen, war unendlich schwer. Das Land bot nichts in dieser Beziehung. Ein General konnte sich da wohl helfen, wie wir das z. B. von General Günther wissen. Er ließ sich von dem damals in Berlin stehenden Premierleutnant v. Boyen — dem nachmaligen Feldmarschall und Kriegsminister — Bücher nach Tykoczin senden. Am 30. Dezember 1796 hat Günther wegen der Bücher nach Berlin geschrieben; erst am 6. April bestätigt der General den Empfang derselben und übersendet 20 Thaler 3 Groschen an Boyen; ein Betrag, in dem allerdings der für einige Sämereien, die der General sich ebenfalls erbeten hatte — da ja in Polen derartiges natürlich nicht zu haben war — mit enthalten ist. Ein Vierteljahr hatte es gedauert, ehe in jene Garnison eine Bücherssendung aus Berlin gelangte! Und eine Summe von 20 Thalern konnte ein Leutnant oder Stabskapitän natürlich nicht gut für Bücher ausgeben; er mußte ohne solche sich in seiner Einsamkeit behelfen. Für rege Geister mag das schmerzlich gewesen sein; aber freilich — im Allgemeinen liebten es bekanntlich die Herren Offiziere von damals nicht gerade, sich mit Wissenschaften zu befassen. Die meisten werden also den Mangel an Büchern ziemlich leicht ertragen haben.

Von Interesse muß es sein, einen Blick auf die Generäle zu werfen, denen es oblag, die polnischen Gebiete mit Heeresmacht zu besetzen und dann zu schützen.

In Südpreußen war es der damals schon 73 Jahre alte Feldmarschall Möllendorf, der diese Aufgabe erhielt. Widerstand wurde so gut wie gar nicht geleistet, als seine Truppen einrückten. Nur die kleine Festung Klarenberg bei Czenstochau versuchte solchen einige Tage. Durchaus geschickt löste der Feld-

marschall seine Aufgabe. Die treffliche Manneszucht, die er zu halten verstand, gab den Polen keinen Anlaß zu Klagen. Indem nun Möllendorf je nach den Verhältnissen Strenge oder Milde zur Anwendung brachte, gelang es ihm bald, Alles zur friedlichen Unterwerfung zu bringen. Klug war es von dem alten Soldaten, daß er bei der Erbhuldigung Anfang Mai 1793 die erschienenen 1500 Adligen und Prälaten auf Staatskosten speisen ließ und einen Ball für 1000 Personen veranstaltete, und daß die 700 anwesenden Dorfschulzen jeder mit 1½ Thalern beschenkt wurden. Die große Begeisterung und das Vivatrufen bei der abendlichen Illumination kamen dem leicht erregten Volke aus dem Herzen. Aber nur kurze Zeit währte dieses günstige Verhältnis. Möllendorf verließ das Land nur zu bald; man glaubte, es sei hier nichts zu besorgen. Auch der größte Teil seiner Truppen wurde zurückgezogen.

Der Aufstand von 1794 und die trüben Erfahrungen, die man bei dem Feldzuge gegen die Insurgenten im preußischen Heere machte, zeigten, wie thöricht es war, so schnell sich dem Gefühl der Sicherheit hingegeben zu haben. Auf die Geschichte des Aufstandes indes, die verkehrten Maßnahmen der Preußen, die unglückliche Belagerung Warschaus und den endlichen Ausgang der traurigen Sache, hauptsächlich durch russische Waffen, gehen wir hier nicht näher ein.

Für die schwierigen Verhältnisse in Polen war das neu errichtete Bosniakenkorps, dessen Chef der bekannte oben von uns schon ausführlicher behandelte General Günther war, von besonders großem Wert. Die leichte Truppe richtete natürlich in dem kleinen Kriege, bei dem heute der Gegner hier, morgen schon viele Meilen weiter wie aus dem Boden gewachsen dastand, mehr aus, als eine vielleicht viel größere Truppe, die von ihrem methodischen Vorgehen nicht lassen konnte.

Aber von noch größerem Werte war schließlich der für die Einrichtung der Verwaltung in den neuen Gebieten besonders gut veranlagte General, als der Friede hergestellt war. Er hatte bis 1796 fast diktatorische Gewalt in dem Lande, in dem zuerst eigentlich jede Ordnung fehlte. Günther war es, der ohne Weiteres den einseitigen und bestechlichen polnischen Gerichten, wie bereits oben erwähnt, einen Stabsoffizier an die Spitze stellte, der auf Ordnung halten mußte. Leider führte Günther die Zivilverwaltung des Landes nur bis zum Mai 1796. Nun ging sie an die in Plock und Bialystock errichteten Kammern (Regierungen) über.

Von denen, die ihm besonders nahe standen, wie Yorck und Boyen, aufs Höchste verehrt, von allen seinen Untergebenen in den zahlreichen Garnisonen mit ehrfurchtsvoller Scheu angesehen, war der General wegen seiner Gerechtigkeit und Pflichttreue, Einfachheit und Enthaltsamkeit gerade in den liederlichen polnischen Verhältnissen und in der Zerfahrenheit, an der damals schon Manches im preußischen Heere krankte, sehr am Platze. Mit der Geschichte der polnischen Erwerbungen Preußens ist Günthers Name eng verknüpft. Bis 1803 lebend, hat er den Verlust der polnischen Besitzungen nicht mehr gesehen.

Von den übrigen preußischen Generalen, die im Zusammenhange mit der Geschichte der polnischen Erwerbungen zu nennen sind, kann keiner als hervorragend bezeichnet werden. Schwerin, ein Neffe des berühmten, bei Prag 1757 gefallenen Generals, der die mißglückte Belagerung von Warschau eigentlich verschuldet hatte, erwies sich als völlig unfähig. Der König ließ ihn vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn zu einem Jahre Festungshaft verurteilte. Freilich war

Schwerin nicht schuldiger, als die meisten anderen preußischen Generale, die in Polen keine Lorbeeren pflückten.

General Favrat, der später in Vertretung des erkrankten Schwerin kommandierte, erwies sich ebenfalls als seiner Aufgabe nicht gewachsen.

Die überaus laue Kriegführung der Generale Schwerin und Favrat hatte das Ansehen der preußischen Truppen nicht heben können. Aber auch in anderer Beziehung — der Wahrheit muß die Ehre gegeben werden — haben preußische Offiziere und Soldaten vielfach dem preußischen Namen damals in Polen keine Ehre gemacht. Kam es doch vor, daß selbst der Offizier Seiner Majestät von Preußen — unerhört in der Geschichte dieses Heeres! — sich nicht frei hielt von Raub und Erpressung. Freilich, in den Fällen, die ausdrücklich berichtet werden, handelt es sich nicht um altpreußische Namen; es sind glücklicherweise einige der damals so zahlreich im Heere vorhandenen Ausländer, die hier in erster Linie zu nennen sind.

Oberst Szekuly, ein geborener Ungar, der sich schon in den Rhein-Feldzügen übel berüchtigt gemacht hatte, ist hier zunächst zu erwähnen. Ein unverdächtiger Zeuge — Boyen — erzählt von ihm: „Bald erpreßte er von einer Gattin durch das Vorgeben, daß er Befehl habe, ihren Mann totschießen zu lassen, bald von Eltern unter dem Vorwande, daß er ihre Söhne müsse hängen lassen, beträchtliche Summen oder ihre Kostbarkeiten, wobei er sich durch die niedrigsten Lügen und Betrügereien herabwürdigte. Er stahl buchstäblich in Kirchen und Klöstern, wo er nur irgend etwas finden konnte, und schlug dadurch der Sache des Königs, der Ehre des preußischen Namens tief schmerzliche Wunden."

Nicht viel besser war General Amandritz, ein Italiener von Geburt. Er packte die Mobilien des bischöflichen Schlosses in Pultusk auf einen Wagen und schickte sie in seine Friedensgarnison nach Elbing.

Natürlich mußten solche Beispiele auf den gemeinen Mann in nicht gerade die Disziplin förderndem Sinne einwirken. Und thatsächlich waren in diesem Punkte auch mancherlei Uebergriffe zu beklagen. Der Geist, der einst im friedericianischen Heer lebendig gewesen war, war nicht bei allen Regimentern auch mit in die polnischen Garnisonen gebracht worden. Die überaus jammervolle Verpflegung, die wegen der schlechten Wege nicht besser beschafft werden konnte, trug hieran freilich mit die Hauptschuld. Aber diese Uebelstände traten hauptsächlich nur während des Ringens gegen den Aufstand hervor. Später walteten durchaus geordnete Verhältnisse ob, und die preußische Disziplin war in alter Weise auch hier straff.

Der gemeine Soldat hat sich in den polnischen Garnisonen im wesentlichen gewiß nicht übler befunden, als in den deutschen. Der Dienst war derselbe hier wie dort; und er füllte den größten Teil des Tages aus. Die Verpflegung war in den polnischen Gebieten, nachdem Ruhe im Lande herrschend geworden war, vielfach sogar reichlicher als daheim; denn Getreide war übergenug vorhanden. An Fleisch freilich war Mangel. Aber davon hatte der gemeine Mann nie viel bekommen, und ebenso störte es ihn wenig, daß feinere Genüsse einfach nicht zu beschaffen waren. Die Unterkunftsräume freilich ließen viel zu wünschen übrig. Vielfach lagen ja die Truppen in Dörfern. Im Sommer ging es wohl; aber im Winter! Die Truppenteile halfen sich vielfach dadurch, daß sie leichte Häuser bauten; Holz gab es ja in Menge im Lande. Der Soldat war auf diese Weise

viel besser untergebracht als der Landesbewohner selbst. Gesellschaft hatte der gemeine Mann immer — es waren die Kameraden. Zwischen anständischen Bürgern und gemeinen Soldaten hatte ja damals nie Verkehr stattgefunden. In dieser Beziehung konnte also der gemeine Mann auch in Polen nichts vermissen. Für seine Familie, sofern er verheiratet war, war gut gesorgt. Die Lage dieser Leute war daheim so kläglich gewesen, daß sie eher in dem fremden Lande sich wohlgefühlt haben mögen, wo gerade für die einfachsten Lebensbedürfnisse viel leichter gesorgt werden konnte, als in den hochkultivierten deutschen Gegenden mit auch damals schon hohen Lebensmittelpreisen.

Aber auch viele Offiziere waren verheiratet. Sie mußten mit Weib und Kind sich in der Fremde einrichten, so gut oder so schlecht es eben ging. Ja — das war ein hartes Los. Für sich allein ist der Soldat leicht zufriedengestellt; aber wohin mit Frau und Kindern, wo doch kein ordentliches Haus im ganzen Orte vorhanden war? Wir haben ja entfernt ähnliche Verhältnisse erlebt, als im Jahre 1890 plötzlich kleine lothringische Orte mit Truppen belegt wurden. Da mußte mancher bisher verwöhnte Haushalt in die bescheidensten Verhältnisse sich finden und in elenden Bauernhäusern Unterkunft suchen. Aber es war nur für kurze Zeit. Die Heeresverwaltung hat bald für gute Wohnungen gesorgt.

Wie lebte also die Familie des preußischen Offiziers in jenen Garnisonen? Wenn Bangigkeit auf dem Gemüte der Frau lastete, so war das wahrlich kein Wunder. Ein weites Land lag zwischen der neuen Heimat und den alten lieben Stätten, wo die Verwandten weilten. Die Wege waren nicht zu passieren, die Straßen oft sogar unsicher; denn viel Volk und lichtscheues Gesindel trieb sich nach dem Aufstande noch Jahre lang auf Straßen und in Wäldern umher. Und die fürchterliche neue Heimat, auf die man nun also voraussichtlich für sehr lange Zeit angewiesen war! Die schreckliche Wohnung! Der Schmutz auf den Straßen! Die Unmöglichkeit, selbst für vieles Geld auch nur den geringsten Komfort sich zu verschaffen! Und das Polnische klang so fremd! Nur der jüdische Kaufmann verstand ein wenig Deutsch. Die Offiziersfrau war, wenn ihr Mann nicht in der Garnison des Stabes stand, in den meisten Fällen allein als solche im Ort. Wenigstens trifft das für die meisten Garnisonen der Husaren und Dragoner zu. Viele Meilen war sie von der Frau eines Kameraden getrennt. Gottesdienst hielt der Feldprediger wohl zuweilen ab; er kam zu diesem Zweck aus der Garnison des Stabes auch in die entfernteste Garnison des Regiments; aber doch war das nur selten der Fall. Zwar lag für ihn die Verpflichtung vor, mindestens viermal im Jahre jede Garnison zu besuchen, damit das heilige Abendmahl gefeiert und die nötigen Amtshandlungen Erledigung finden konnten; aber wenn im Winter hoher Schnee lag oder im Frühling die Wege grundlos waren, konnte natürlich beim besten Willen der Feldprediger seine Pflegebefohlenen nicht aufsuchen. Schwere Sorgen machte der Unterricht der Kinder. Eine Schule war selbstverständlich nicht vorhanden. Ein Hauslehrer mußte angenommen werden. Und wenn ein Familienglied erkrankte — kein Arzt weit und breit. Der Herr Feldscher, vor dem man begreiflicherweise in den meisten Fällen eine unüberwindliche Scheu hatte, war die einzige Hilfe. Dabei das entsetzliche Klima des Landes; da gab es Erkrankungen, denn die Wohnung schützte nur zu wenig vor der bitteren Kälte. Der Winter war ja furchtbar streng. Einen Wolf heulen zu hören, war gar nichts seltenes. Wie ängstlich drängten sich die Kinder in

der sonst so trauten Weihnachtszeit um den Vater. Es hatte ihnen nicht verborgen bleiben können, daß die Schildwachen mit geladenem Gewehr auf Posten zogen, um sich nötigenfalls der hungrigen Bestien erwehren zu können*).

Da mag mancher Seufzer aus gepreßtem Herzen gekommen sein. Die heldenhaften Frauenseelen, die auch dort ihren Männern treue Gehilfinnen, ihren Kindern liebevoll sorgende Mütter gewesen, die den Mut auch bei den größten Widerwärtigkeiten nicht verloren, sie sind es wert, daß wir ihrer gedenken.

Es ist zu bedauern, daß unsere sonst so reiche Memoirenlitteratur uns hier fast völlig im Stich läßt. Vielleicht sind noch manche Briefe vorhanden, die einst aus den polnischen Garnisonen nach der Heimat geschrieben wurden; es wäre dankenswert, wenn sie veröffentlicht würden, um uns nach nun hundert Jahren einen Einblick in die Verhältnisse zu gewähren, unter denen damals die preußische Offiziersfamilie in Polen lebte und litt, aber auch gewiß sich freute und glücklich war. Vielleicht wäre das ein heilsamer Mahnruf an unser verwöhntes Geschlecht.

Wenig mehr als ein Jahrzehnt standen die Preußen in jenen sarmatischen Garnisonen. Der Kanonendonner von Jena, das Grabgeläute des alten Preußens, bezeichnete auch das Ende der preußischen Provinzen Süd- und Neu-Ostpreußen. Aber eine Klage darüber, daß es so kam, wäre falsch. Im Gegenteil: Wir müssen der Vorsehung dankbar sein, daß es so gekommen ist, wie es kam. Das neue Preußen, das mit unvergleichlicher Kraft sich aus den Trümmern jenes zusammengebrochenen nach wenigen Jahren schon erhob, fand reichen Ersatz für die Verluste im Osten an den Gebieten am Rhein und in Mitteldeutschland, die ihm im Wiener Kongreß zugesprochen wurden. Wenn auch kleiner, als es 1806 gewesen, war das Preußen von 1815 doch viel deutscher geworden. Und darin lag ein guter Teil der Kraft, deren es 1866 und 1870/71 so dringend bedurfte, und die es so ruhmvoll anwendete für Deutschlands Macht und Einheit.

Die Umfrage bei den Herren Offizieren Seiner Majestät von Preußen aus unseren Tagen, ob sie lieber in Tykoczyn und Mczannowo oder in Koblenz und Mainz in Garnison stehen wollen, können wir uns sparen. Aber wir wollen doch über den erfreulicheren Verhältnissen von heute nicht die Kameraden vergessen, die vor hundert Jahren in sarmatischen Garnisonen mit preußischer Soldatentreue ihre schwere Pflicht erfüllt haben. Die Nachgeborenen sind es den Vorfahren schuldig.

*) von Droysen, S. 94 wird aus Johannisburg in Ostpreußen erzählt, daß die Schildwachen sich vor Wölfen sichern mußten. Es wird in Süd- und Neu-Ostpreußen nicht anders gewesen sein.

XII.

Die Feldprediger.

Die Pflege religiösen Lebens innerhalb ihres Heeres ist den Hohenzollern von jeher Gegenstand treuer Fürsorge gewesen. Darum führt auch der Ausblick nach den preußischen Feldpredigern zurück bis in die Anfänge brandenburgisch-preußischen Heerwesens. Denn in der richtigen Erkenntnis, daß soldatische Pflichttreue am festesten und tiefsten in Gottesfurcht und Frömmigkeit wurzeln, hat schon der große Kurfürst nach Kräften die Förderung dieser Eigenschaften bei seinen Soldaten sich angelegen sein lassen. Die von ihm zur Pflege religiös-sittlichen Lebens im Heere berufenen Geistlichen waren freilich zunächst nur das, was eigentlich ihr Name besagt, nämlich Feldprediger, d. h. der Kurfürst berief besondere Seelsorger für seine Soldaten nur zur Zeit eines Feldzuges; im Friedensverhältnis war damals die Militärseelsorge mit der für die Zivilgemeinde der Garnison verbunden. Nur Berlin hatte schon seit 1655 in der Person des Feldpredigers der kurfürstlichen Leibgarde seinen besonderen Garnisonprediger; gegen Ende der Regierung des großen Kurfürsten aber waren solche wahrscheinlich auch in den meisten anderen Festungen angestellt.

Seit 1692 sind Feldprediger indes auch für das Friedensverhältnis bei den Truppen vorhanden. Ihre Pflichten regelte eine Kurfürstliche Verordnung, die am 29. April 1711 zum Militär-Konsistorialreglement ausgestaltet wurde; auf dieses wiederum gründete sich die am 15. Juli 1750 erlassene Amtsordnung für die Feldprediger des preußischen Heeres. Und sie blieb im wesentlichen in Geltung bis zum Jahre 1811. Wir müssen darum hier ein wenig auf diese Grundlage amtlicher Thätigkeit der Feldprediger eingehen.

Ein eigentümliches Licht wirft es auf Gemeinde und Seelsorger, wenn wir die Kriegsartikel unter dem Großen Kurfürsten ins Auge fassen. Da heißt es im § 2: Welcher Soldat Gottes Wort lästert oder mit demselben und mit dem Gottesdienst, es sei auf was Maß es wolle, trunkenen oder nüchternen Mundes Affenspiel treibt, von denen Hochwürdigen Sakramenten lächerlich und spöttisch redet, der soll ohne Gnade am Leben gestraft werden", und § 3 besagt viel

milder: „Der hochheilige Name Gottes soll mit Fluchen, Schwören, Lügen und Trügen nicht gemißbraucht werden; wer darüber betreten wird, der soll nach Gelegenheit seines Standes Etwas in die Armenbüchse zur Buße geben, und, da er sich weigert, beim Gottesdienst in Gegenwart seines Regiments gepfändet werden." § 4 bestimmt, daß der Priester, der einen Gottesdienst versäumt, als Buße für dieses Vergehen einen Monatssold verlieren soll; den Soldaten, der vom Gottesdienst wegbleibt, trifft die Strafe des Halseisens. Sehr bedenklich sind die §§ 5 und 6; sie lauten: „Es soll sich kein Priester, wenn er den Gottesdienst halten soll, trunken finden lassen, oder auf solchen Fall aus dem Lager relegieret werden. Welcher Priester sonsten außer der Zeit, da der Gottesdienst geschiehet, einen ärgerlichen Wandel führet und sein Leben nicht nach seiner Lehre anstellet, derselbe soll durchaus in unserem Lager, wenn er vorher davon abzustehen dreimal ermahnet und sich nicht bessert, nicht gelitten werden." Für nötig wurde auch noch die Bestimmung erachtet, daß die Marketender während des Gottesdienstes „kein Fressen und Saufen" gestatten dürften, sondern ihre Buden verschlossen halten müßten.

Aber diese Kriegsartikel wurden unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege erlassen (1656). Und sie lehnen sich vielfach wörtlich an die schwedischen an. Einen Schluß auf die moralische Beschaffenheit der doch erst in der Zeit des Kurfürsten Friedrich III. auch im Frieden vorhandenen Feldprediger brauchen wir aus ihnen darum nicht zu ziehen. Erfreulich ist es jedenfalls, daß auch der Begründer des brandenburgisch-preußischen Heeres mit dem Schwedenkönige die Ueberzeugung teilte, daß nur auf dem Grunde des christlichen Glaubens soldatische Zucht und Ordnung zu erhalten sei. Darum eben handeln die ersten beiden Titel jener Kriegsartikel „von der Ehre und Furcht Gottes" und von „Gottesdienst und Predigten", und in der Einleitungsverfügung zu ihnen heißt es: „Und gleichwie wir hierunter nichts anders als die Beförderung göttlicher Ehre und heilsamer Justiz und dagegen die Abschaffung aller bishero in Unserm Churfürstenthum und Landen eingerissenen Unordnung suchen" u. s. w.

Ganz besondere Förderung ließ natürlich Friedrich Wilhelm I. der Seelsorge für sein geliebtes Heer zuteil werden. Der König selbst war ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit. Bei seinem großen Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit vergaß er es niemals, seine regelmäßige Morgenandacht zu halten. Und wie der König, so sollte es auch in dieser Beziehung jeder Soldat halten. Das war des Königs Wille, und wehe dem, der ihm sich widersetzte! Bei aller Schroffheit, wo es galt, diesen königlichen Willen zur Geltung zu bringen, war doch Friedrich Wilhelm I. eine durchaus duldsame Natur. Theologische Zänkereien waren ihm aufs höchste zuwider. Unter dem 10. Mai 1719 befahl er darum auch den reformierten und lutherischen Predigern, sich besonders der Predigten über die Gnadenwahl zu enthalten, und zwar „bei Vermeidung der Suspension und dem Befinden nach anderer harten arbitrairen Strafen". Obgleich Friedrich Wilhelm dem reformierten Bekenntnisse angehörte, besuchte er doch meistens den lutherischen Gottesdienst; denn er wollte durchaus nichts hören von der Prädestinationslehre der Reformierten, die er für äußerst unzweckmäßig für den Soldaten hielt, weil sie ja der Desertion möglicherweise Vorschub leistete, wenn der Deserteur sein Verhalten als ein Stück Vorherbestimmung vor seinem Gewissen entschuldigen konnte. Schon 1717 hatte der König bestimmt, daß die Predigten nie über eine Stunde währen

sollten „bei Strafe von zwei Thalern zu Gunsten der Invalidenkasse für jeden Uebertretungsfall", weil „durch verdrießliche Wiederholung eines und desselben Gegenstandes den Zuhörern die Aufmerksamkeit und Andacht vergehe". Nach heutiger Sitte erscheint uns eine Predigt, die eine volle Stunde zum Vortrag erfordert, noch sehr lang. Die Anordnung einer Strafe von zwei Thalern lehrt wohl aber doch, daß im allgemeinen die Predigten damals — besonders wohl in den Zivilgemeinden — dieses Zeitmaß gewiß sogar überschritten haben mögen. Im Lager freilich durften sie nur eine Viertelstunde dauern.

In der Person des bisherigen Berliner Garnisonpredigers Lambertus Gedicke hatte zwar 1717 der König den ersten preußischen Feldpropst (Feldinspektor) angestellt; indes, der König war eigentlich in vielen Beziehungen selbst der Feldpropst. Wohl mußte der Feldpropst die von den Obersten oder Chefs der Regimenter gewählten Kandidaten prüfen, ehe sie die Bestallung als Feldprediger erhielten — hier pfuschte der König dem Feldpropst nicht ins Handwerk —, aber die Anordnung über die Beschaffenheit der Predigten seiner Feldprediger erließ der König ganz aus sich selbst heraus. Jene oben erwähnten Anordnungen erschienen seinem Eifer für die gute Sache nicht ausreichend. Darum wurden noch unter dem 7. März 1739 und am 9. und 15. Januar 1740 — also kurz vor dem Tode des Königs — neue Vorschriften erlassen. Wir erfahren aus ihnen, wie dem praktischen Sinn des Königs die damalige überaus schwülstige Art der Predigten zuwider war. Und mit vollem Recht. Denn in diesen Predigten kehrte ein und derselbe Gedanke unter einem Schwall von Worten vielleicht zehnmal wieder, so daß die Predigten außerordentlich lang und geradezu unausstehlich langweilig waren. Das war nichts für Soldaten. Friedrich Wilhelm wollte, daß der Kanzelvortrag faßlich nnd deutlich sei. Alle erkünstelten allegorischen Erklärungen und verblümten Ausdrücke und Redensarten sollten vermieden, die Texte wohl eingeteilt und bei jedem Teil die Anwendung für die Praxis des Lebens sogleich angefügt werden; alle unnützen Wiederholungen und Abschweifungen, sowie weitläufige Erklärungen, die zur Erbauung nicht beitragen konnten, sollten unterbleiben, alles nur kurz und bündig, klar und deutlich sein. Diese Anweisungen sind so durchaus praktisch und treffend, daß noch heute, nach mehr als 150 Jahren, mancher Militärprediger zum Segen für seine Gemeinde aus ihnen Vorteil ziehen könnte.

Beim Tode des Königs war für die Seelsorge in dem nun 75000 Mann starken Heere aufs trefflichste gesorgt. Jedes Infanterie- und Kavallerieregiment hatte seinen eigenen Feldprediger; für den Kriegsfall waren außerdem noch reformierte Feldprediger und katholische Feldpater vorgesehen.

Der große König war zwar seiner eigenen Ueberzeugung nach nicht ein auf dem Bekenntnis der Kirche stehender Christ, aber er wußte doch, daß die Religion ein wesentliches Erfordernis für seine Soldaten war. Darum stand er dem Amt der Feldprediger durchaus freundlich und fördernd gegenüber. Freilich, es kam gelegentlich auch vor, daß er mit seinem beißenden Spott die Feldprediger nicht verschonte. Ein muckerhaftes und unduldsames Wesen, Pietisterei auf der einen und würdeloses Gebaren auf der anderen Seite waren dem König aufs höchste zuwider. Mit Voltaire oder anderen französischen Gelehrten sich unterhaltend, konnte wohl im Munde des Königs gelegentlich von dummen Pietisten oder Heuchlern die Rede sein; und wenn junge Feldprediger gar den leichtsinnigen

Fähnrich spielten und sich damit beim Regiment natürlicher Weise lächerlich machten, so erregte das des Königs höchsten Unwillen. Die Periode der sogenannten Aufklärung, gerade in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, war natürlich auch unter den Feldpredigern in ihrem Einfluß zu merken. Ein ungeistliches Wesen griff um sich. Die Redensart „der paßt sich gerade zum Feldprediger" konnte damals oft gehört werden. Man brauchte sie im Hinblick auf Kandidaten, die in erster Linie Talent zum Lustigmacher verrieten und mit dieser Gabe eine gehörige Portion Unverschämtheit verbanden. Kennzeichnend für des großen Königs Stellungnahme gegenüber den „aufgeklärten" Predigern ist folgende Anekdote: Bei einer Taufe in Potsdam stand der König Gevatter. Der taufende Feldprediger, angesteckt von der religiösen Schlaffheit und Zerfahrenheit der Zeit, glaubte seine Sache recht gut zu machen durch eine Lobrede auf Friedrich den Großen, und da auch der Vater des Kindes ein tapferer, vom Könige geschätzter General war, so ließ der Geistliche seine Wünsche für den Täufling darin gipfeln, nicht daß er ein frommer Christ, sondern einst ein Held und der Ehre würdig werden möchte, von Friedrich über der Taufe gehalten zu sein. Als er nun aber gar statt der vorgeschriebenen Taufformel: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" sagte: „Friedrich! ich taufe Dich im Namen Friedrichs des Großen!" trat der König vor und sagte: „Halt, Priester! Er ist ein Narr! Was? auf meinen Namen will Er das Kind taufen? Was hat es dann, wenn ich gestorben bin? Taufe Er nach kirchlicher Vorschrift oder ich lasse einen Anderen holen!"

Wenn nun auch die alte straffe Ordnung des Militärkirchenwesens, wie sie Friedrich Wilhelm I. geschaffen hatte, unter Friedrich II. bestehen blieb, und wenn auch, weil es eben ein Stück des Dienstes war, die meisten Regimentschefs und Kommandeure in dieser Beziehung auf strenge Ordnung hielten, so konnte doch auf die Länge der Zeit des Königs Denkungsart nicht ohne Einfluß besonders auf die jüngere Generation unter den Offizieren bleiben. Die Macht des Beispiels ist kaum in irgend einer anderen Hinsicht so gewaltig wie eben gerade hierbei, besonders im Heere*). Da mag wohl, namentlich in der zweiten Hälfte der Regierung des großen Königs, mancher Seufzer aus dem Herzen eines pflichttreuen Feldpredigers — und an ihnen hat es auch in jenen Zeiten nicht gefehlt — zum Himmel emporgestiegen sein. Die straffe soldatische Frömmigkeit, wie sie einem Zieten, Schmettau, Belling, besonders auch dem alten Dessauer eigen gewesen war, die war bei den späteren Generalen nur noch ausnahmsweise vorhanden. Und nicht bloß bei jenen Generalen, sondern noch allgemeiner beim gemeinen Manne war in der ersten Hälfte der Regierung Friedrichs II. wahrhaft religiöser Sinn zu finden. Das ist eine Thatsache, die nicht aus der inneren Geschichte des preußischen Heeres jener Zeit weggeleugnet werden kann. Die

*) Daß übrigens Offiziere die dem Träger des geistlichen Amtes zukommende Achtung verletzt und den Feldprediger zur Zielscheibe des Spottes gemacht hätten, ist nirgends erzählt. Wie viel hatten in dieser Beziehung andere Beamte im Heere zu leiden, insbesondere die Feldscherer! Diese vielverrufene Bezeichnung wurde zwar 1790 abgeschafft, aber sie ist noch heute nicht aus dem Heere verschwunden! Was ist für Hohn auf die Träger dieses Amtes im Heere gehäuft worden! Erst mit 1788 wurden, Fleiß und gute Führung vorausgesetzt, die Feldscherer von der Verpflichtung, im Frieden die Mannschaften zu rasieren, befreit! (Vergl. Schickert, die Militärärztlichen Bildungsanstalten. Berlin 1895. S. 9.)

Grenadiere von Leuthen, die ihr „O Gott, du frommer Gott“ vor und ihr „Nun danket Alle Gott“ nach dem Ringen auf blutgetränktem Schlachtfelde anstimmen, sind jedenfalls auch ein ehrenvolles Denkmal für die Thätigkeit der damaligen Feldprediger*). Keiner hat mehr als der große König selbst in den letzten Jahren seiner Regierung bedauert, daß dieser Geist in seinem ruhmgekrönten Heere nicht mehr zu finden war. Und gar mancher brave Offizier, der in Friedrichs Tagen einst seine Dienstzeit unter Preußens ruhmvollen Fahnen begonnen hatte, sah um die Wende des Jahrhunderts mit Sorge auf den Geist, der nun unter den Offizieren und gemeinen Soldaten Platz gegriffen hatte. Die Soldatenfrömmigkeit im siebenjährigen Kriege schwebte als ein der neuen Generation verlorenes Gut in leuchtenden Farben vor der Seele solches alten Soldaten. Am 31. Oktober 1799 schreibt so z. B. der früher schon mehrfach erwähnte General Günther — er war ja eines Felpredigers Sohn — an den damaligen Hauptmann v. Boyen: „Mit sehr vielen Vergnügen habe ich in den „Preußischen Jahrbüchern“ Ew. Hochwohlgeboren Aufsatz über die militärischen Gesetze gelesen; unterdessen bin ich zu offenherzig, um nicht den Wunsch zu äußern, daß Dieselben nicht allein die Ehre, sondern auch die Religion und Moral zum mitwirkenden Grund-Prinzip bey denselben angenommen hätten. Der siebenjährige Krieg beweist noch immer, welchen vaterländischen und kriegerischen Enthusiasmus die Religion bey den braven Pommern hervorbrachte, wenn sie mit einem Morgenliede dem Feinde in Schlachten entgegengingen.“

Die Machtstellung, die der altpreußische General als Chef eines Regiments einnahm, zeigte sich auch darin, daß ihm das Recht zustand, den Feldprediger seines Regiments zu wählen. Da konnte es wohl vorkommen, daß nicht immer gerade die brauchbarsten „Subjekte“ gewählt wurden. Mancher in langem Dienen ergraute General sah wohl mehr darauf, daß er in dem Feldprediger einen Mann in den Unterstab des Regiments bekam, der einen derben soldatischen Scherz verstand, einen schlagfertigen Witz hatte und wacker zechen konnte, vielleicht auch im Kartenspiel nicht unbewandert war, wenn freilich auch in den meisten Fällen der General viel zu hoch über dem armen Schlucker von Feldprediger stand, als daß er mit ihm sich an den Spieltisch gesetzt hätte. Aber in manchen der kleinen Garnisonen, besonders in den polnischen Gegenden, stand außer dem Stab oft nur eine einzige Schwadron. Da war keine Auswahl — und so sah oft genug der mächtige General bei dem Bewerber um die im Regiment vakante Feldpredigerstelle vor Allem auf solche Eigenschaften, die doch eigentlich überhaupt nicht für einen Geistlichen in Betracht kommen sollten.

Völlig unbeschränkt war übrigens der General nicht in der Wahl des Feldpredigers; denn der Feldpropst mußte jeden von einem General zu einer Stelle

*) „In diesen beiden geistlichen Liedern finde ich den Kern des Geistes, der die Armee beseelte: Gehorsam und Pflichtgefühl, auf Gott vertrauen, als es in den Kampf ging, Dank an Gott, als das blutige Tagewerk so glänzend durch, bis zum Tode von Tausenden, erfüllte Pflicht gethan war. Wir Alle verstehen, was es heißt, wenn ein Heer von solchem Geiste erfüllt ist: dann ist es unüberwindlich. Und wie sein Heer, so fühlte auch der König. An den Feldmarschall Keith schrieb er damals: „Wenn Preußen jemals Ursache gehabt hat, ein „Herr Gott, Dich loben wir“ anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit. Nie habe ich so viel Hindernisse zu überwinden gehabt, aber Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat.“ General v. Leszczynski in dem Aufsatz „Breslau und Leuthen“, Beiheft zum M. W.-Bl. 1900, S. 320.

präsentierten Kandidaten, ehe er die Anstellung erhielt, einer Prüfung unterwerfen. Und das war wichtig. Denn seit Friedrich Wilhelm I. war es üblich, den Feldpredigern, wenn sie eine Reihe von Jahren gedient hatten, die höheren kirchlichen Aemter zu verleihen. Schon darum durften möglichst nur Solche zum Amt eines Feldpredigers Zutritt erhalten, die geistig hervorragende und rednerisch begabte Männer waren. Daß unter diesen Umständen das Wahlrecht des Regimentschefs vom Feldpropst nicht gern gesehen wurde, ist natürlich. Feldpropst Kletschke bat auch Friedrich II. um Abänderung dieser Vorschrift. Es war vergeblich. Der Bescheid, den der Feldpropst erhielt, ist für den großen König charakteristisch; er schrieb nämlich an den Rand der Eingabe Kletschkes: „Sein Reich ist nicht von dieser Welt." Bibelfest gleich seinem Vater erwies sich Friedrich der Große noch bei einer anderen Gelegenheit. Als ein Kandidat aus Jerichow, der das für Verleihung eines Feldpredigeramtes vorgeschriebene Mindestalter von 25 Jahren noch nicht erreicht hatte, sich um eine Feldpredigerstelle bewarb, schrieb der König unter das Gesuch nur 2. Samuelis 10, V. 5. Die Stelle lautet: „Und der König ließ ihnen sagen: Bleibet zu Jericho, bis euer Bart gewachsen, so kommt dann wieder."

Unter Friedrich Wilhelm II. wurde die Zahl der Feldpredigerstellen vermehrt. Die polnischen Erwerbungen brachten das mit sich. Im Uebrigen blieben die Verhältnisse, unter denen die Feldprediger standen, von unwesentlichen Dingen abgesehen, die gleichen; ebenso unter Friedrich Wilhelm III., bis die Katastrophe von 1806/7 auch hier einschneidende Aenderungen nach sich zog. Die Zahl der Feldpredigerstellen war damals so groß, wie sie seitdem nie wieder gewesen ist. Gab es doch um die Wende des Jahrhunderts etwa 120 Militärgeistliche im preußischen Heere.

Die Besoldung der Feldprediger war eine nur geringe. Zu Zeiten Friedrich Wilhelms I. und seines Nachfolgers betrug sie 15 Thaler monatlich, wozu allerdings noch Stolgebühren kamen. Aber die werden nicht bedeutend gewesen sein. Waren doch die verheirateten Offiziere wenig zahlreich im fridericianischen Heere. Unter 66 Offizieren im Regiment Alt-Stutterheim z. B. waren 1777 nur sieben verheiratet; in ihren Familien gab es insgesamt nur acht Kinder. Aehnlich mögen in der zweiten Hälfte der Regierung des großen Königs die Verhältnisse auch in anderen Regimentern gelegen haben. War es nun auch nach damaliger Sitte üblich, daß der Offizier den Feldprediger, der in seiner Familie eine Amtshandlung verrichtete, reichlich bedachte, so kamen solche Amtshandlungen doch naturgemäß nur sehr selten vor; und so wird wohl nur ganz ausnahmsweise einmal ein Friedrichsd'or den Weg in die Tasche des Feldpredigers gefunden haben. Die große Menge verheirateter Unteroffiziere und Soldaten — bekanntlich eine schwere Last für das alte Heer — wurde zwar zur Zahlung der Stolgebühren auch herangezogen; aber was konnten die armen Schlucker zahlen? Wo nichts ist, hat natürlich in allererster Linie der Prediger sein Recht verloren. Der selbst schlecht gestellte Feldprediger wird gewiß viel häufiger selbst in die Tasche gegriffen haben, um der armen Soldatenfrau und ihrem elend genährten Kinde zu Hülfe zu kommen, als daß er sich die Taufe oder die Beerdigung des fast verhungerten Kindes noch mit ein paar Groschen bezahlen ließ.

Später wurde die Besoldung der Feldprediger aufgebessert. Wenigstens erhielten die in den neuen polnischen Gebieten angestellten monatlich 25 Thaler

„Traktement" — ein immer noch recht bescheidenes Einkommen, besonders wenn man bedenkt, daß die Teuerung aller Lebensmittel in jenen Gegenden allen dort stehenden Offizieren und Beamten das Leben recht schwer machte, abgesehen von allen sonstigen Unzuträglichkeiten, die der Aufenthalt in jenen Garnisonen mit sich brachte.

Bei so schwachem Einkommen mußte der Feldprediger, besonders wenn er Familie hatte, darauf bedacht sein, es durch Nebenerwerb zu erhöhen. Und dazu bot sich fast Jedem Gelegenheit. Denn die Junker, die ja oft schon als zwölf- ja zehnjährige Knaben ins Regiment kamen, bedurften noch in allen Beziehungen der fürsorgenden erziehenden Hand. Da mag es manchem Vater und mancher besorgten Mutter hochwillkommen gewesen sein, wenn das Haus des Feldpredigers dem Söhnlein sich öffnete. Wir können uns von dem Hauswesen des Feldpredigers in jenen alten Tagen nur dann eine richtige Vorstellung machen, wenn wir es uns belebt denken durch meistens wohl drei bis vier Fahnenjunker oder Gefreitenkorporals. Sie erhielten Wohnung, in der ersten Zeit wohl auch regelmäßig die Kost — später aßen sie wohl meistens beim Herrn Kompanie- oder Schwadronschef —, ganz gewiß aber Unterricht; denn ihre wissenschaftliche Bildung ließ in den meisten Fällen noch sehr viel zu wünschen übrig. Natürlich bezog für seine Mühewaltungen der Feldprediger eine mit den Eltern seiner Zöglinge vereinbarte Entschädigung. Jedenfalls aber war es ein mühsames Amt, das der Feldprediger mit der Junkerpflege übernahm. Nicht immer waren die Junker fügsame Naturen, und ihr durch die militärische Disziplin viele Stunden des Tages hindurch arg beschränkter Jugendmut wollte doch austoben. Da war es manchmal für den Feldprediger nicht leicht, mit den Herren Junkern fertig zu werden. Aber die harte Notwendigkeit zwang eben den Feldprediger, sich diesen Mühen zu unterwerfen.

Für manchen Offizier übrigens, der hoch emporstieg auf der Stufenleiter militärischen Avancements, ist die Zeit, die er als Junker im Hause des Feldpredigers zubrachte, von größtem Einfluß auf das ganze Leben, seine Anschauung und Tüchtigkeit geworden.

Der Dienst des Feldpredigers im altpreußischen Heere war keineswegs leicht. Das lag in den damaligen Verhältnissen, die mit denen von heute nicht zu vergleichen sind. Die große Menge nämlich der Gemeindeglieder war eine rohe, unwissende und sittenlose Gesellschaft. Wenn das leider schon von einer gewiß großen Zahl der damaligen Offiziere nicht unrichtig ist, so stimmt es fast durchweg für die Gemeinen. Von diesen kommen für die Arbeit des Seelsorgers im Wesentlichen die geworbenen Ausländer in Betracht, da die Inländer bekanntlich zum großen Teil nur in der Exerzierzeit eingezogen wurden. In dieser Zeit hatte der Feldprediger nicht viel zu thun, aus dem einfachen Grunde, weil da eben jede Stunde lediglich zum Exerzieren benutzt wurde. Nur der nötigste Gottesdienst, der nun einmal vorgeschrieben war, durfte da an den Sonntagen gehalten werden. Erst wenn Revue und Manöver zu Ende, die Inländer entlassen, die wenigen Rekruten eingestellt waren, konnte der Feldprediger seines Amtes als Seelsorger walten.

Aber welch eine schwere Aufgabe war es, auf diese Seelen veredelnd einzuwirken! Sehr richtig hat ein Kenner der Heeresverhältnisse damals die zum Feldpredigeramt Berufenen ermahnt, an Matth. 10 V. 16 zu denken, wenn sie

ihr Amt antreten; heißt es doch dort: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“. Ein anderer Theologe, der früher einmal Lust gehabt hatte, selbst diesem Amte sich zu widmen, weiß später seinem Gotte heißen Dank dafür zu sagen, daß daraus nichts geworden, da es sonst für ihn nicht geheißen hätte: „Ich sende Dich mitten unter die Wölfe“, sondern sogar: „Ich sende dich mitten unter die Teufel.“ So beurteilte man damals wohl ziemlich allgemein den gemeinen Soldaten. Und wenn auch bei vielen von ihnen unter rauher Schale ein edler, vielleicht noch unverdorbener Kern sich barg, so war doch im Allgemeinen das Material, mit dem der Feldprediger bei der Seelsorge zu arbeiten hatte, ein gar böses und schwer zu behandelndes.

Mit welchen Gefühlen mag wohl mancher Feldprediger an seine erste Amtshandlung bei neugeworbenen Rekruten gegangen sein, wenn es galt, sie zur Ablegung des Fahneneides vorzubereiten! Wußte doch der Feldprediger ganz genau, daß mancher von ihnen schon zehnmal seinen, einem anderen Herrn früher geschworenen Eid gebrochen hatte! Da mag es manchem Prediger schwer geworden sein, von der Heiligkeit des Eides zu sprechen; besonders auch, weil ja der Werbeoffizier nur zu häufig den Rekruten geradezu zum Bruch des Eides gedrängt hatte. Und nun verlangte man von demselben Rekruten, daß der neue Eid ihm heilig sei! Diese Eidesvermahnungen waren also gewiß für den damaligen Feldprediger eine schwere Amtspflicht.

Noch heute geben die alten Kirchenbücher der Armee vielfach Kunde von der Schwierigkeit seelsorgerischer Arbeit an den damaligen Soldaten. Manches Zeugnis großer Treue und gewissenhaften Arbeitens findet sich da. Noch nicht waren in jenen Zeiten die Kirchenbücher so eingerichtet wie heute, wo jeder Seite das Schema vorgedruckt ist, so daß eben nur die hier geforderten Angaben im Kirchenbuche Raum finden. Damals konnte der Seelsorger seine eigenen Gefühle und Gedanken über die einzelnen Seelen seiner Gemeinde dem Kirchenbuche anvertrauen. Und reichlich finden wir da vermerkt, was ihm oft schwer auf dem Herzen lag. Genau wurde Buch geführt über diejenigen, die zum Abendmahl gingen; neben den einzelnen Namen trug oft der Feldprediger sein Urteil ein. Da lesen wir, wie mit großem Ernste Unbußfertige oder Unversöhnliche vom heiligen Mahl zurückgewiesen werden; da finden sich ergreifende Beispiele der Amtserfahrung aufgezeichnet. Wir bekommen dadurch einen interessanten Einblick in den niedrigen Stand der allgemeinen Sittlichkeit der Armee zu jener Zeit, in die Rohheit wenigstens der äußeren Gesittung. Sehr häufig kehrt die pastorale Note „venator, amator, potator, scortator, lusor“ (Jagdmacher, Verliebter, Säufer, Unzüchtiger, Spieler) neben den Namen wieder; dahinter freilich auch gar oft der Zusatz: „Verspricht aber unter vielen Thränen, sich zu bessern“; einmal aber wird Einem auch derb und herb im Stil jener Zeit das traurige Epitaphium im Kirchenbuch gesetzt:

„Natus est ut mus,
Vixit ut sus,
Mortuus est ut canis,
Ebrius et mente inanis.“

Auch über den Ausfall des Beichtexamens findet sich zuweilen eine Bemerkung in den Kirchenbüchern. Friedrich Wilhelm I. nämlich hatte 1720 dieses

Katechismusexamen zur Einführung gebracht. Wer zum heiligen Abendmahl ging, sollte vorher vom Feldprediger über den Katechismus examiniert werden. Wie mag dieses Examen da oftmals ausgefallen sein? Wenn schon Offiziere damals, wie wir früher sahen, sehr oft nicht schreiben und nur herzlich schlecht lesen konnten, wie mag es da in den Köpfen der Gemeinen ausgesehen haben! Zurückweisungen vom heiligen Abendmahl waren gewiß bei Solchen am Platze, denen das heilige Sakrament zum Spotte dienen mußte. Es ist wohl zu begreifen, daß die Kirchenbücher auch hier manches Traurige von der inneren Beschaffenheit der Gemeindeglieder verraten. Bei einer großen Zahl von Soldaten und Frauen findet sich in den Kommunikantenlisten die Note: „Kann nicht lesen", bei noch mehreren die Bemerkung: „Hat den Katechismus nicht inne", oder: „Kann ihn so so", oder: „Kann nur die Gebote, nicht die Erklärungen", oder: „Kann nur die Gebote bis zu dem und dem Gebot." Dabei kommt wohl auch einmal die Bemerkung vor: „Kann den Katechismus so so; aber vor vielem Lachen weiß er nichts"; meist aber heißt es: „Doch will er ihn lernen".*)

Diese Katechismusprüfungen mögen eine gehörige Arbeit für den Feldprediger gewesen sein, denn die damaligen Militärgemeinden waren meistens recht zahlreich. Im Regiment Alt-Stutterheim war im Mai 1777 die etatsmäßige Stärke 50 Offiziere und 1739 Unteroffiziere, Spielleute und Gemeine. Zu diesen kamen aber noch die Frauen von 7 Offizieren und 650 Gemeinen u. s. w., sowie 926 Kinder. Das sind zusammen 3392 Personen. Allerdings waren hierunter auch Katholiken. Aber gewiß nur der kleinere Teil der geworbenen sogenannten Ausländer war katholisch. Somit ist die fast zur Hälfte aus Frauen und Kindern bestehende Gemeinde des Feldpredigers in jenem Regiment gewiß etwa 3000 Seelen stark gewesen. Und zum großen Teil waren die Männer über 30 Jahre alt, ja viele dienten über 20 und mehr Jahre. Das hatte den großen Vorteil für die Seelsorge, daß der Prediger die Gemeinde kannte. Die wenigen jährlich zur Gemeinde neu hinzukommenden Rekruten konnte er bald nach Wesen und Charakter beurteilen; er war also in dieser Beziehung viel besser daran, als der heutige Militärgeistliche, der jedes Jahr die Hälfte seiner Gemeinde kommen und doch auch bald wieder gehen sieht. Damals war gewiß nicht ein Soldat im Regiment, den sein Seelsorger nicht gekannt hätte. Das war erfreulich für den gewissenhaften und treuen Prediger, aber seiner Arbeitskraft war auch viel zugemutet.

Wohl ihm, wenn das Regiment nur eine Garnison hatte. Aber vielfach lagen die einzelnen Bataillone oder Halbbataillone, ja bei der Kavallerie die einzelnen Schwadronen — die Husarenregimenter hatten 10 Schwadronen — in besonderen Garnisonen. Aber auch die entlegensten Schwadronen waren auf die Seelsorge ihres Feldpredigers angewiesen. Bestimmungsgemäß hatte der Feldprediger nur viermal im Jahre die entfernt liegenden Teile seiner Gemeinde aufzusuchen, um die notwendigsten Amtshandlungen zu verrichten und besonders das heilige Abendmahl auszuteilen. Aber dem gewissenhaften Seelsorger war das nicht genug; er suchte viel häufiger mit den fernen Gemeindegliedern in Verbindung zu treten; da mußten wohl zuweilen andere gewiß auch recht nötige Verrichtungen zurücktreten, um erst nach der Heimkehr von der anstrengenden Dienstreise erledigt zu werden. Wie mühsam war diese Amtsthätigkeit nun

*) Entnommen aus: Richter, Heer und Volk in Preußen. Breslau 1877. S. 23 ff.

gar in jenen unwirtlichen Gegenden, die nach den Polnischen Teilungen mit Preußischen Garnisonen belegt wurden! Da wurde von den Feldpredigern besonders treues Dienen gefordert und ist auch gewiß geleistet worden. Selbst wenn es dem Feldprediger nicht ernst um seine seelsorgerische Pflicht gewesen wäre, hätte er doch seinen Dienst in der abgelegenen Garnison versehen müssen; denn der Gottesdienst war eben in Preußen immer auch ein Stück militärischen Dienstes. Darum hielt der gestrenge Kommandeur mit großem Nachdruck darauf, daß auch dieser Dienst ordentlich versehen wurde. Die Kommunikantenlisten wurden zu bestimmten Terminen regelmäßig von der höheren Stelle eingefordert; unter dem Ministerium Wöllner viermal im Jahre, vorher nur zweimal. Es war nicht recht denkbar, daß solcher Termin jemals versäumt wurde, und der Kommandeur sah es gern, wenn alle Offiziere und Soldaten auf den Listen standen. Da mag freilich zu Beichte und Abendmahl nicht immer die rechte Stimmung mitgebracht worden sein.

Zu den eigentlichen seelsorgerischen Pflichten des Feldpredigers gesellten sich aber noch andere. Es waren pädagogische. Die Soldatenkinder gehörten zur Garnison. Eine heilsame Maßregel nun des großen Königs war es, daß diese Kinder in der Regiments- oder Garnisonschule geordneten Unterricht erhielten. Der Feldprediger war Inspektor dieser Schule, hatte das Rechnungswesen zu leiten und meistens auch den Religionsunterricht zu erteilen. Gerade auf diese pädagogische Thätigkeit des Feldpredigers wurde sehr großer Wert gelegt. Und jedenfalls ist durch die Regimentsschulen großer Segen gestiftet worden. Viele Soldatenkinder sahen — wie nun einmal damals die Verhältnisse im Heere lagen — daheim Rohheit und nur zu oft auch Unsittlichkeit. Ohne geordneten Unterricht in einer Schule, in der vor allem auf Disziplin, Ordnung und Gehorsam gesehen wurde, wären sie wahrscheinlich zum großen Teil untergegangen und dem Staate zur Last gefallen, während sie, durch die Regimentsschule gehend, vielfach zu tüchtigen Bürgern und treuen Unterthanen heranwuchsen.

Die pädagogische Thätigkeit des Feldpredigers beschränkte sich aber keineswegs blos auf die Regimentsschule. Die Unterweisung der Fahnenjunker, ursprünglich bis auf den Konfirmandenunterricht — denn vielfach waren die Junker noch nicht konfirmiert, wenn sie eintraten — Privatsache des Feldpredigers, wurde später eine ihm befohlene Amtspflicht. Die Notwendigkeit, die jungen Leute wissenschaftlich weiter zu fördern, lag gar klar zu Tage. Darum wurden zuerst von den meisten Regimentschefs, später (1799) als allgemein vom König befohlene Einrichtung, Junkerschulen in den Garnisonen errichtet, wie wir das genauer bereits an anderer Stelle berichtet haben. Der Feldprediger erteilte hier wissenschaftlichen Unterricht. Nur Kandidaten, die sich auch zu dieser Thätigkeit fähig erwiesen hatten, durften vom Feldprobst als Feldprediger ins Auge gefaßt werden. Der Unterricht umfaßte deutschen Stil, Geographie, Geschichte, Moral, französische Sprache und Mathematik. Früher mag er weniger geboten haben. Yorck genoß ihn in Braunsberg beim Regiment von Luck. Aber als General hat Yorck später bedauert, als Junker nicht mehr gelernt zu haben, denn auch großer Fleiß konnte nicht mehr ersetzen, was in den Grundlagen versäumt war. Auch Wachholtz in Brieg erhielt Unterricht vom dortigen Feldprediger; aber er sagt, der Unterricht sei dürftig gewesen; er habe nichts gelernt und den armen Lehrer weidlich geärgert.

Das sind keine günstigen Zeugnisse. Jedenfalls hat man nach und nach den Unterricht vervollkommnet und erweitert. Den Feldpredigern wird wohl kaum ein Vorwurf zu machen sein, wenn wenig bei den Junkern erreicht wurde.

Mancher General war gegen den Mangel an tüchtiger Bildung in seinem Offizierkorps übrigens keineswegs blind. Gern sah er es darum wohl, wenn der Feldprediger auch die jüngeren Offiziere noch für die Wissenschaften anregte. Feldprediger August Lafontaine, dessen Romane bekanntlich um die Wende des Jahrhunderts und noch weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein weiteste Verbreitung genossen, stand bei dem Regiment von Thadden in Halle. Er hat fleißig auch an der Weiterbildung der Offiziere gearbeitet, indem er den jüngeren unter ihnen geschichtliche Vorlesungen hielt. Daß auch ältere Kapitäne sich herbeiließen, diese Vorträge anzuhören, zeugt gewiß davon, daß Lafontaine es verstand, interessant und darum gewiß mit Erfolg vorzutragen. Jener brave Kapitän, der Lafontaine nicht recht traute und meinte, der Feldprediger mache ihnen gewiß etwas weis, da er doch unmöglich das Alles erlebt haben könne, was er da vortrage — wir haben früher von ihm berichtet — gehörte zu diesem Zuhörerkreise.

Zu diesen wissenschaftlichen Vorträgen des Feldpredigers kam immer nur ein Teil der Offiziere; denn nur für die jüngeren unter ihnen befahl es der Chef, den älteren war es überlassen, ob sie wollten oder nicht. Und viele wollten nicht; auf diese bildend einzuwirken war für den Feldprediger schwierig, ja unmöglich. Anders im Gottesdienst. Hier hielt auch der Chef auf peinlichste Ordnung, der vielleicht selbst die Kirchen am liebsten nur von außen zu betrachten pflegte, oder behauptete, die Kirchenluft nicht vertragen zu können, wenn er auch beim Exerzieren jedes Wetter vortrefflich aushielt; — noch heute sollen hohe Offiziere solcher Eigenschaften vorhanden sein, wie Eingeweihte glaubhaft versichern —! Aber der Kapitän mußte mit seiner Kompanie zur Stelle sein; und wehe dem Leutnant oder Fähnrich, der sich hätte beikommen lassen, zu fehlen. Die Predigt des Feldpredigers war darum von großer Wichtigkeit. Wird jeder andere Geistliche in seiner Wirksamkeit beschränkt, weil eben viele seiner Gemeindeglieder das Gotteshaus meiden, der Feldprediger hatte, wie noch heute der Militärgeistliche, den großen Vorteil, daß seine Gemeindeglieder seine Predigt hörten. Es war ein Stück ihres Dienstes. Es lag aber am Feldprediger, die Predigt so einzurichten, daß sie wirkte, wenn sie vielleicht auch nicht immer gern gehört wurde. Bei der damals nicht selten vorhandenen Sittenlosigkeit auch bei den Herren Offizieren Seiner Majestät von Preußen war es oft nicht leicht das richtige Wort zu finden; denn die Disziplin durfte nicht etwa durch des Predigers Worte in Gefahr kommen; der gemeine Mann durfte nicht irre werden an seinem Offizier; und doch war es heilige Pflicht des Feldpredigers, auch dem Offizier gelegentlich einmal die Wahrheit zu sagen oder den Text zu lesen.

So wird uns von jenem oben schon erwähnten Feldprediger Lafontaine in Halle, der einmal über den Jähzorn predigte, erzählt, daß nach dem Gottesdienste ein Major zu ihm kam, ein sonst sehr wackerer Mann, den aber sein Jähzorn oft zu ungerechter Härte hinriß, den Feldprediger zur Rede zu stellen. „Hören Sie, lieber Feldprediger", hob er an, „heute haben Sie mich, bei meiner Seele, tüchtig abgekanzelt." — „Was man abkanzeln nennt", erwiderte Lafontaine, „das kenne ich zwar nicht; leugnen will ich aber nicht, daß ich an Sie gedacht habe, Herr

Major, und vielleicht auch — Sie getroffen." — „Ja, ja, getroffen. Es ist auch ein verfl—Ding um den infamen Jähzorn; ich möchte mir ihn abgewöhnen, aber ich kann nicht; bei meiner Seele, ich kann nicht!" — „Sie können, sobald es Ihnen Ernst ist, zu wollen." -- „Nein, nein, es geht nicht." — Beim nächsten Gottesdienst predigte nun Lafontaine von der Macht des Willens über böse Gewohnheiten und bestritt den Einwurf: ich möchte wohl, aber ich kann nicht. Unter mehreren Beispielen führte er auch den Jähzornigen mit auf und sagte: „Wie, Du könntest die wilde Hitze Deiner Natur nicht bezähmen? Du kannst es, aber Du willst es nicht. Sieh, ich stelle Dich hin vor Deinen König und obersten Kriegsherrn; Dein Jähzorn soll sich regen; wirst Du ihm den Ausbruch gestatten, oder mit aller Kraft des Mannes ihn bezähmen? Ich weiß es, Du wirst ihn bezähmen. Warum kannst Du es hier und nicht anderwärts?" — Der Major kam an diesem Tage wieder; „Lieber Feldprediger, das war ein Kernschuß, der sitzt. Nun, bei meiner Seele, ich wills ernstlich versuchen, und im Notfall, da erinnern Sie mich nur an den König."

Jedenfalls ist es hocherfreulich, daß die Worte des Predigers so vortreffliche Wirkung ausübten. Nicht all zu oft wird der damalige Feldprediger freudige Amtserfahrungen gemacht haben. Darum ließ wohl bei den meisten das anstrengende, spärliches Einkommen gewährende Amt nach einer Reihe von Jahren den Wunsch aufkommen, einer Zivilgemeinde dienen zu dürfen. Es galt ja das Feldpredigeramt allgemein nur als Durchgangsamt zu einem besondere Gaben erfordernden Zivilkirchenamt. Nur die in Wissenschaft und Praxis tüchtigsten und fähigsten Theologen — so war es altpreußischer Grundsatz und ist es bis heute noch geblieben — sollten tauglich sein zum geistlichen Dienst im Heere. Das Beste — so wollten es auch hier die preußischen Könige — sollte für daß Heer nur gerade gut genug sein. Darum aber sorgten die Könige auch treu für die Feldprediger, wenn sie eine Reihe von Jahren im Heere gedient hatten. Zahlreicher als heute waren früher die Pfarrstellen, über die der König zu verfügen hatte. Die besten verlieh seine Gnade den Feldpredigern. Die sich wirklich tüchtig und besonders gewandt erwiesen hatten, was wohl in allererster Linie von dem Urteil des allmächtigen Chefs abhing, wurden in Superintendenturen oder sonstige höhere Kirchenämter berufen. Und das war eine vortreffliche Maßregel. Denn Pünktlichkeit, Ordnung und Gehorsam, Tugenden, die Jedem in Fleisch und Blut übergehen, der als Soldat oder Beamter im Heere steht, — damals genau so wie heut — sind eben auch für den tüchtigen Geistlichen unerläßlich. Und mit den Feldpredigern, die in ein Zivilamt traten, kam dann von diesen Eigenschaften ein gutes Stück in die Landesgeistlichkeit hinein und von ihr aus, da doch die Geistlichkeit eines hohen erzieherischen Berufes waltet, in die Gemeinden. Viel Ehrfurcht vor dem Könige, Liebe zum Vaterlande wurde auf diese Weise in die Herzen der Jugend gepflanzt. War es doch eben bei diesen Geistlichen nicht anders, als bei Allen, die durch die vortreffliche Schule des Heeres gegangen waren: sie blieben im Herzen Zeit ihres Lebens Soldat.

Wie so gar Vieles heut in der ganzen amtlichen Stellung des Militärgeistlichen anders geworden ist als früher, so auch in dem Aeußeren seiner Erscheinung. Damals trug der Feldprediger — so war es vom großen König in der Feldpredigerordnung von 1750 befohlen worden — einen kurzen schwarzen Mantel, eine kurze sogenannte Abbéperrücke — also keinen Zopf —, ein „Ueber-

schlägelchen" von blauer Leinewand mit einem weißen Saum eingefaßt; der Rock war schwarztuchen, ebenso die Unterkleider. An Stelle der zu schwarzen Strümpfen getragenen Schuhe kamen im Kriege natürlich Stiefel mit Sporen. Das Päffchen war merkwürdigerweise blau.*) Das äußere Gewand hat heut dem einreihigen Luther-Rock weichen müssen, der ja gern auch von der preußischen Zivilgeistlichkeit getragen wird.

So suchen wir auch bei dem Militärgeistlichen von heute vergeblich nach außen hin die alte Erscheinung; wie fast Alles im Heere nach außen hin anders geworden ist, als damals, so auch bei ihm. Fast nur die alten zerfetzten Fahnen sind jenen alten Tagen entnommen. Aber Anderes ist doch trotz allen Wandels der Zeiten sich gleich geblieben unter diesen Fahnen, wenn das Auge es freilich auch nicht sogleich bemerkt. Das vor dem Herrn der Heerschaaren und seinem eingeborenen Sohne sich demütig beugende, für König und Vaterland begeisterte, von Liebe zu dem Volke in Waffen erfüllte Herz, ohne das vor hundert und mehr Jahren kein Militärgeistlicher seines Amtes mit Erfolg walten konnte, muß auch noch heut als Eigentum der Militärgeistlichkeit sich finden. Nur so wird ihr Amt gesegnet sein und dazu beitragen die Herzen fest und treu, den Mut nimmer wankend und unverzagt zu machen, wie es bei den Grenadieren von Leuthen der Fall war, die jene noch heut im Heere besonders gern gesungenen Lieder „O Gott, du frommer Gott" und „Nun danket Alle Gott" aus frommen Herzen in ernster Stunde sangen.

*) Bis in die allerneueste Zeit trug noch der Divisionspfarrer der 25. (Großherzoglich Hessischen) Division in Darmstadt ein blaues Päffchen, während von allen übrigen evangelischen Militärgeistlicheu ein weißes Päffchen — wie von den Zivilgeistlichen — angelegt wird.